Die Freimünzer.

Roman
in drei Büchern
von

E. Mühler.

Zweiter Band:
Die Industrieritter.

Leipzig,
Johann Friedrich Hartknoch.
1857.

Zweites Buch:

Die Industrieritter.

1.

Mann, Frau, Geliebter und Hausfreund.

Wir versetzen uns nach London.

London ist nicht blos die Hauptstadt Großbritanniens, sondern auch die Hauptstadt des Welthandels.

Außerdem ist London die reichste Stadt der Erde und der Sitz einer Aristokratie, welche die Langeweile zum guten Tone gemacht hat.

Nichtsdestoweniger finden sich in der geeigneten Jahreszeit eine solche Menge Vergnügungen vor, daß man glauben sollte, keine Nation der Welt verstände sich so zu amusiren, wie die englische. — Der Fehler liegt nur darin, daß jene Vergnügungen nicht zum Amusement, sondern zur Repräsentation bestimmt sind. Die Festlichkeiten, welche allenthalben veranstaltet werden, haben keinen andern Zweck, als den Reichthum des Veranstalters zu bezeugen.

Solch eine Festlichkeit war auch die Soirée, welche heut in dem palastähnlichen Hause des alten Lord Blackfield stattfand, der ein unermeßliches Vermögen besaß, für welches er noch immer nach einem Erben suchte.

Zu diesem Ende hatte sich der schon zwei Mal verwittwete Greis zum dritten Male verheirathet, und seine Wahl war auf ein junges Mädchen aus einer dem Namen nach sehr vornehmen, den Glücksgütern nach aber sehr niederen Familie gefallen.

Obwohl seine beiden Ehen kinderlos geblieben waren, so hatte er doch die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Uebelstand ein Werk des bloßen Zufalls sein mußte, der sich zum dritten Male nicht wiederholen würde.

Um indeß ganz sicher zu sein, daß sein Reichthum wirklich nur an einen legitimen Sohn übergehen werde, hatte er in seinem Heirathscontracte die seltsame Clausel angebracht, daß bei dem geringsten Zeichen einer erweislichen Untreue seine Gattinn, gleichviel ob sie Mutter sei oder nicht, jedes Anspruchs an das Vermögen des Lords für sich und ihr Kind verlustig gehen sollte.

Man ersieht hieraus, daß Lord Blackfield nicht zu den alten Gecken gehörte, welche sich wegen ihres Reichthums auch im Punkte der Liebe für unfehlbar und allmächtig halten. Er nahm die Möglichkeit an, betrogen werden zu können, glaubte aber dieser Gefahr dadurch vorzubeugen, daß er, auf die in heutiger Zeit so allgemeine Habsucht des weiblichen Charakters speculirend, die Treue seiner Gattinn an die Kette des materiellen Interesses legte.

Er hätte in dieser Beziehung auch wahrscheinlich

ein ganz richtiges Facit in seiner Rechnung herausgebracht, wenn er seinen Calcul nur nicht drei Tage zu spät angelegt gehabt hätte.

Drei Tage nur! — Das scheint befremdend. Und der Leser wird daher neugierig sein, zu erfahren, wie es sich mit diesen drei Tagen verhielt.

Wir wollen seine Neugierde sogleich befriedigen.

Die junge Miß Mary hatte einen Monat zuvor, ehe der Lord ihr die Ehre erzeigte, ihr seine Hand anzutragen, einen jungen polnischen Edelmann kennen gelernt, der zu der großen Zahl politischer Flüchtlinge gehörte, welche in London ein zwar sicheres, aber durchaus nicht vor der Armuth schützendes Asyl finden.

Wenn die Eltern des Mädchens arm waren, so war der neue Bekannte desselben nicht reicher. Dies hinderte indeß durchaus nicht, daß die beiden Leutchen sich liebten und sich bei Gelegenheit zuschworen, sich ewig zu lieben.

Miß Mary glaubte, diesen Schwur auch durchaus nicht zu verletzen, wenn sie, dem Drängen ihrer Eltern nachgebend, den alten Lord Blackfield heirathete. Denn, wenn man Jemanden heirathet, so braucht man deswegen noch nicht aufzuhören, einen Andern zu lieben, weil die Liebe bei allen Nationen der Welt ein Gefühl ist; und Gefühle sich weder gebieten noch verbieten lassen.

So richtig dies Raisonnement an sich auch war,

so wenig zeigte sich doch der junge Pole damit einverstanden.

Er gerieth in Verzweiflung darüber, daß der Abgott seines Herzens in den Armen eines Andern ruhen sollte; und er war noch Phantast genug, um gar keinen Trost in dem Umstande zu finden, daß jener Andere nur ein Greis war, der in kurzer Zeit sterben und seinen Abgott als junge crösusreiche Wittwe zurücklassen konnte.

Vergebens machte er seiner Geliebten die bittersten Vorwürfe; vergebens bestürmte er sie mit den herzzerbrechendsten Klagen; vergebens sprach er davon, sie zu entführen oder sich zu erschießen: Es schien, als habe die junge Miß den Entschluß, den alten Lord zu heirathen und den jungen Polen zu lieben, unwiderruflich gefaßt, und als fühle sie sich mehr im Stande, den oben erwähnten Trostumstand zu würdigen, als ihr Geliebter.

Hieran mochte die beiderseitige Nationalität Schuld sein. —

Der junge Pole, den wir Kraczewsky nennen wollen, gerieth also noch mehr in Verzweiflung; und da es die Eigenthümlichkeit der Jugend ist, daß sie mit ihrer Verzweiflung allein nicht fertig wird, so sah er sich nach einer befreundeten Seele um, die ihm helfen könnte, seine Verzweiflung zu absorbiren.

Er war noch nicht einig darüber, wen von seinen Bekannten er mit der erwähnten Rolle beehren

sollte, als ihm zur rechten Zeit beifiel, daß er vor kurzem einem reichen Landsmann, der erst vom Continent angekommen war, und den er durch Zufall kennen gelernt, einige kleine Dienste geleistet hatte.

Freilich waren diese Dienste nicht sehr der Rede werth gewesen.

Er hatte dem Fremden alle möglichen Notizen gegeben über die ersten Familien der Stadt, ihre inneren Verhältnisse und über Sonstiges, was einem Unbekannten, der sich in das Familienleben einzuführen gedenkt, von Interesse sein konnte.

Außerdem hatte ihm der Landsmann einst auf dem Platz vor der Börse, als er mit einem der ersten Banquiers sprach, und eine Dame vorüberfuhr, welche sein Interesse erregte, schnell und leise den Auftrag gegeben, der Dame nachzufahren und ihren Namen nebst Wohnung zu erforschen, welches Auftrages er sich zur Zufriedenheit seines Landsmannes entledigt hatte.

Indeß so geringfügig diese Dienstleistungen auch sein mochten, so begründeten sie doch in dem jungen Verliebten die Hoffnung, daß sein reicher, ihm an Jahren und Erfahrungen überlegener Landsmann gewiß geneigt sein würde, dem Verzweifelnden mit Rath und That zur Hand zu gehen.

So war Kraczewsky in die sehr elegante Wohnung des Grafen von Wrsowecz gekommen und

hatte diesem nach einer passenden Einleitung sein ganzes Herz ausgeschüttet.

Man konnte einen jungen und verliebten Verzweifelnden unmöglich liebevoller aufnehmen, als der Graf es mit seinem Landsmanne that.

Er hörte die Erzählung des Letzteren mit dem größten Interesse an, notirte sich sogar Einiges davon in seiner Schreibtafel, und bestellte schließlich den Unglücklichen in zwei Tagen wieder, weil er alsdann — wie er versicherte — gewiß im Stande sein würde, ihm einen ausgezeichneten Rath zu geben.

Als der junge Verliebte den Grafen verlassen hatte, verwandte dieser die zwei Tage dazu, einige Besuche zu machen. Man sah unter Anderm seinen Tilbury halten an dem Hause der Eltern von Miß Mary, vor der Wohnung des Notars des Lord Blackfield, endlich auch vor dem Palais des Lord selbst.

Man sieht, der Graf nahm sich der Sache seines Schützlings mit großem Eifer an. In der Fremde hilft man sich unter Landsleuten ja so gern!

Als sich nach Verlauf zweier Tage der junge Pole wieder bei dem Grafen einfand, wurde er von diesem mit noch größerer Gastfreundlichkeit aufgenommen, als das erste Mal.

„Ich habe einen vortrefflichen Rath für Sie, mein Freund,“ hob der Graf an, indem er sogleich zur Sache überging.

Der junge Verliebte horchte hoch auf.

„Nun?" fragte er.

„Sind Sie überzeugt," gegenfragte der Graf, „daß Ihre Geliebte Alles für Sie thun wird, was von der Natur der Liebe gefordert wird?"

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, hat sie Ihnen schon den bewußten unwiderleglichen Beweis von Liebe gegeben?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf."

„Mein Gott, was diese Jugend unschuldig ist! — Haben Sie Ihre Donna noch nicht eingeweiht in die Mysterien der Liebe, so daß sie Ihnen noch die höchste Gunstbezeigung schuldig ist?"

Der junge Mann erröthete bis über die Ohren.

„Ich habe noch nie den Muth gehabt," sagte er mit niedergeschlagenen Augen und in zaghaftem Tone, „Miß Mary zu einem solchen Liebesbeweise zu drängen."

„O, dann thun Sie es sobald wie möglich, mein lieber Freund!" ermunterte der Graf; „und bitten Sie Gott, daß Ihre Umarmung nicht fruchtlos bleibe. Verstehen Sie mich wohl. Es ist dies das einzige Mittel, sich Ihre Geliebte zu erhalten. Das Uebrige überlassen Sie mir."

Der junge Mann war durch die frivole Art und Weise, in welcher ihm der Rathschlag gegeben worden war, nicht genug zurückgeschreckt worden von dem verführerischen Bilde, welches die Worte vor

seine Seele gezaubert hatten, um sich desselben zu entschlagen.

Im Gegentheil fühlte er sich durch seine lebhafte Phantasie immer wieder darauf zurückgeführt; und so wurde das Verlangen nach dem Vollbesitze seiner Geliebten von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde unabweisbarer in ihm.

Wir müssen es sagen, daß das junge Mädchen die Gelegenheit, mit dem Jünglinge ihres Herzens allein zu sein, durchaus nicht floh; und obgleich der Tag zu ihrer Vermählung mit dem alten Lord bereits angesetzt war, so fand sie es gerade deshalb um so mehr in der Ordnung, ihrem Geliebten, um ihn vor Verzweiflung zu bewahren, durch bereitwilliges Eingehen auf alle seine Bitten ihre ganze Liebe zu beweisen.

Es wird uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir erfahren, daß der junge Pole eines Abends spät und heimlich in das bis dahin so jungfräuliche Schlafgemach Miß Mary's eingelassen wurde, und daß er es erst beim Grauen des andern Morgens eben so heimlich verließ.

Drei Tage darauf wurde die Hochzeit Miß Mary's mit Lord Blackfield gefeiert und seltsamerweise gerade zu der Zeit, da der Geliebte der Braut mit dem Grafen Wrsowecz für einige Tage in Geschäften nach Liverpool gereis't war.

Als Miß Mary den ihr zur Unterschrift vorge=

legten Heirathscontract durchlas, erschrak sie zwar ein wenig vor der seltsamen Klausel, deren wir oben gedachten.

Allein abgesehen davon, daß es im höchsten Grade verdächtig gewesen wäre, wenn sie Einsprache erhoben hätte gegen eine Bedingung, die zum Schutze ihrer ehelichen Treue geschaffen worden war, so erschien ihrem leichten Sinne die Sache auch nicht wichtig genug, um zum Gegenstande einer Erörterung gemacht zu werden, welche leicht die ganze so sehr ersehnte Heirath in Frage stellen konnte.

Sie entschloß sich also kühn zu dem Federzuge, der sie zur Lady Blackfield und zur dereinstigen Herrinn eines Vermögens von zwei Millionen Pfund Sterling machte. —

Wir glauben, der Leser wird aus der kurzen Schilderung dieser Vorgänge die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die junge Lady Blackfield auch zu der leider so zahlreichen Klasse derjenigen weiblichen Charaktere gehörte, welche in der Liste ihrer Leidenschaften die Geldsucht obenan zu setzen haben.

Es war daher sehr natürlich, daß sie nach ihrer Verheirathung den Entschluß faßte, in den Beziehungen zu ihrem Geliebten so vorsichtig zu sein, daß nicht der geringste Beweis einer Untreue gegen sie sprechen könnte.

In diesem löblichen Entschlusse wurde sie sehr wesentlich bestärkt durch die Rathschläge, welche ihr

der Graf Wrsowecz bei allen schicklichen Gelegenheiten ertheilte.

Denn dieser Mann, dem es inzwischen durch Aufstellung ganz neuer Gesichtspunkte gelungen war, den verzweifelnden Kraczewsky über die Heirath seiner Geliebten zu trösten und auf eine nahe glückliche Zukunft zu verweisen, hatte es auf unbegreifliche Weise dahin gebracht, von dem alten Lord als Freund in's Haus gezogen zu werden; und wenn man den Beziehungen, welche zwischen ihm, dem Herrn und der Frau des Hauses obwalteten, genau nachspürte, so würde man gefunden haben, daß er von dem Lord in gewisser Hinsicht als der Cicisbeo der Lady installirt worden sein mußte.

Nur hatte der schlaue Graf es für angemessen gefunden, sich ausschließlich mit dem incommodum dieses eigenthümlichen Amtes zu belasten, und auf das übliche commodum ausdrücklich zu verzichten, eine Generosität, ohne welche er bei dem eifersüchtigen Lord seinen Zweck nie und nimmer erreicht haben würde.

Um es kurz zu sagen: der Graf diente dem Lord als Tugendwächter der Lady, nachdem er dem Ersteren feierlich sein Ehrenwort verpfändet hatte, die Treue der Letzteren nicht nur gegen die ganze Männerwelt, sondern auch gegen sich selbst zu vertheidigen.

Als die Lady erkannte, daß ihr Argus der intime Freund ihres Geliebten sei, gerieth sie nicht

allein in Entzücken über diesen glücklichen Zufall, sondern sie wurde auch zur tiefsten Ehrfurcht hingerissen vor dem edlen Charakter des Grafen, der sich aus Freundschaft für seinen Landsmann zu einer in gewisser Beziehung schmachvollen Rolle hergegeben hatte.

Dadurch wurde ihr Vertrauen zu dem Grafen noch ein wenig größer, als ihr Vertrauen zu dem Geliebten.

Denn was das Letztere betraf, so hatte dasselbe bereits einen kleinen Stoß erlitten durch den Umstand, daß sich der junge Pole seit ihrer Verheirathung ihr weder persönlich noch schriftlich zu nähern versucht hatte.

Wenn ihr diese Zurückhaltung in gewisser Beziehung auch angenehm war, so wurde sie dadurch auf der andern Seite auch wieder geärgert.

Der Mensch stößt im Leben häufig auf Fälle, in denen seine Wünsche sich widersprechen. Es würde ihm sehr angenehm sein, wenn seine Geliebte zur verabredeten Stunde nicht käme, weil es ihm zufällig gerade nicht paßt; aber wenn sie wirklich nicht kommt, so ärgert er sich, daß sie ausgeblieben und wortbrüchig geworden ist.—

Nur Eins tröstete Lady Blackfield. Der Graf versicherte ihr wiederholt, daß die Zurückhaltung seines Freundes nur auf seine (des Grafen) ausdrückliche Ermahnung dazu stattfinde, weil eine Annähe-

rung für jetzt noch mit großen Gefahren verknüpft sei.

Die Lady mußte dies einsehen und zugeben.

„Aber schreiben könnte er mir doch wenigstens!“ warf sie einstmals ein.

„Briefe sind unter Umständen noch gefährlicher als gesprochene Worte!“ belehrte sie der Graf mit bedeutungsvoller Geberde.

„Ich gebe auch das zu,“ erwiederte die Lady, „wenn ich seine Briefe zu empfangen habe. Denn in der That wüßte ich keinen Ort, an welchem ich sie sicher verbergen könnte; und mich von den Zeilen seiner geliebten Hand trennen, vermöchte ich nicht. — Dagegen aber könnte ich ihm ja schreiben, und Sie, Herr Graf, brächten mir mündlich seine Antwort.“

„Auch dazu möchte ich Ihnen nicht rathen, Mylady!“ wehrte der Hausfreund ab. „Briefe sind unter allen Umständen gefährliche Zeugen, und in Ihrer Lage sind sie geradezu mörderisch.“

„Das ist wahr.“

„Sie wissen, daß ein Beweis von Untreue gegen den Lord Sie um alle Hoffnungen auf sein Vermögen bringt.“

„Es wäre entsetzlich.“

„Und nun stellen Sie Sich vor, daß irgend ein Brief von Ihnen an meinen Freund durch ein Ungefähr in falsche Hände geriethe.“

„Ich wäre verloren!“

„Was würden Sie nicht geben, um eine solche Unvorsichtigkeit wieder gut zu machen!?“

„Es ist wahr! Mein halbes dereinstiges Vermögen würde kein zu hoher Preis dafür sein.“

Ueber das Gesicht des Grafen zuckte es wie ein Blitz der Freude, aber so schnell, daß es die Lady nicht gewahren konnte, selbst wenn sie ihn angesehen hätte.

„Also stehen Sie davon ab, ihm zu schreiben,“ fuhr er fort. „Bedienen Sie Sich meiner als einer Mittelsperson für die mündlichen Mittheilungen; und nur, wenn es in einem höchst dringenden Falle solche Eröffnungen gelten sollte, die Sie Sich scheuen dürften, meinem Ohre anzuvertrauen, nur dann würde der Gebrauch der Feder zu entschuldigen sein. — Indessen“ — und hier machte der Graf eine bezeichnende Geberde — „das Ohr Ihres treuesten Freundes ist darin nicht so heiklig; und Sie könnten ihm sogar Ihren Schmerz mittheilen darüber, daß Sie nicht schon Wittwe sind.“

„Ah, gehen Sie, Graf!“ rief hier die Lady, indem sie ihm mit dem Fächer auf die Wange schlug und ihr Gesicht abwandte; „Sie dürfen nicht gar zu scharf in die Brust einer jungen Frau blicken. Haben Sie denn Mikroskope in Ihren Augen?“

„Wenn ich Ihre Reize anschaue, theuerste Lady, möchte ich es selbst glauben!“ antwortete der Graf,

indem er die Hand der schönen Frau ergriff und sie an seine Lippen führte.

Die Lady lachte laut auf.

„Wahrhaftig, Graf!" rief sie muthwillig aus, „wenn Sie nicht ein so treuer Freund meines Herzensschatzes wären, dann möchte ich fast vermuthen, der alte Lord habe in Ihnen den Bock zum Gärtner gesetzt!"

Damit hüpfte sie aus dem Zimmer.

Der Graf aber, der die Karten zu seinem Spiele jetzt wohlgeordnet in der Hand hatte, sah ihr siegeslächelnd nach und sprach dann für sich hin:

„Den Posten der verbrecherischen Liebe hat der gute Baron Hartenfels in seinen Instructionen und Reglements richtig vergessen, und er ist doch einer der verbreitetsten in der Welt. — Nun, ich hoffe, ihn mit der Erfindung meines Geistes ein wenig zu überraschen, und mir das Comthurkreuz des Ordens der Freimünzer zu verdienen." —

2.

Ein Postillon d'amour.

Die Soirée, von welcher wir im Eingange dieses Kapitels redeten, war von Lord Blackfield gege-

ben worden, um seine junge Frau nach einem astronomischen Honigmonat der Gesellschaft vorzustellen.

Es hatte sich ein ausgewählter Kreis der Noblesse eingefunden, worunter wir hier aber nicht blos die Aristokratie der Geburt und noch weniger blos die des Geldes zu verstehen haben.

Denn zu den eigenthümlichsten Eigenthümlichkeiten des Lord Blackfield gehörte es, daß er zu dem Adel der Gesellschaft auch die Repräsentanten der Wissenschaft und Kunst, die Träger der Intelligenz rechnete.

Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß er ein sogenannter Mäcen war.

Im Gegentheil, er verwandte nicht den geringsten Theil seines unermeßlichen Vermögens dazu, Gelehrte oder Künstler in irgend einer Weise zu unterstützen; und Shakespeare, den er über Alles schätzte, hätte zum Beispiel vor seinen Augen verhungern können, ohne daß er ihm eine Guinee angeboten haben würde. Allein dies geschah aus dem ganz einfachen Grunde, weil er Wissenschaft und Kunst für viel zu erhabene Dinge ansah, als daß man ihre Träger als Almosenempfänger betrachten dürfte; und während er einen Maler, der ihn in einer Geldverlegenheit um den Ankauf eines Gemäldes bat, entschieden zurückwies, schimpfte er auf die rücksichtsloseste Art über die staatliche Einrichtung, die es noch nicht einmal so weit gebracht hätte, die

Repräsentanten der Kunst mit denselben Glücksgütern zu versehen, deren sich die schwachköpfigsten Erstgeborenen eines Peers erfreuten.

Man sieht, Lord Blackfield war in vieler Beziehung ein Original; nur wußte man nicht recht, ob seine Originalität aus einem guten oder bösen Herzen entsprang. Es gewann stets den Anschein, als habe er bei Allem, was er sagte und that, einen Schelm im Nacken.

Jedenfalls aber war zufolge seiner Originalität die Gesellschaft seiner Soirée ein wenig gemischt.

Man fand da neben einer großen Zahl von jungen und alten mehr oder weniger entfernten Verwandten des Lords viele Gesichter und Gestalten, von denen man nicht sagen konnte, daß sie sich viel in ähnlichen Kreisen bewegt haben mußten.

Es waren offenbar große Philosophen darunter, die es nicht im geringsten genirte, statt einer weißen Cravatte ein schwarzes Halstuch und in Stelle eines fashionablen Scheitels struppiges Haar in dem Salon umher zu führen.

Von Personen, welche wir bereits kennen, waren außer dem Herrn und der Herrinn des Hauses nur drei vorhanden.

Die erste war der Graf von Wrsowecz, der eine ganz ausgesuchte Ball-Toilette zur Schau trug. Jeder Zoll an ihm war ein Gentleman; und Nichts

konnte der Nonchalance gleichkommen, mit der er sich in diesem Gesellschaftskreise bewegte.

Indem er durch die Eleganz seiner Kleidung der Gegenstand vieler musternden Blicke wurde, gab er nichtsdestoweniger nicht dem geringsten Tadel Raum, und man übersah sogar eine Eigenthümlichkeit in seiner Kleidung ganz und gar.

Diese nicht sehr auffallende Eigenthümlichkeit bestand darin, daß die fünf Knöpfe seines Gilet eben so viele kleine goldene Dollarstücke waren; und wer sich zu einer näheren Untersuchung derselben veranlaßt gesehen hätte, der würde gefunden haben, daß diese fünf Dollarstücke in einer besonderen Ordnung angebracht waren, der Art, daß der unterste Knopf den Avers, der darüberstehende den Revers, der dritte wieder den Avers, der vierte wiederum den Revers und endlich der fünfte abermals den Avers des Dollarstückes zeigte

Was diese Westenknöpfe zu bedeuten haben mochten, blieb der Gesellschaft um so eher ein Geheimniß, als Niemand eine besondere Bedeutung muthmaßen konnte. Die Westenknöpfe waren eben goldene Westenknöpfe, die da nicht einmal beweisen konnten, daß der Besitzer der Weste ein reicher Mann sein mußte, weil sie alle zusammen kaum eine Guinee werth waren.

Die beiden andern der uns von früher her bekannten Personen waren zwei Damen, eine junge

und eine ältliche, nämlich Miß Anna Edwards und Mistreß Jones oder — nach Umständen — Mistreß Blount.

Die sehr ehrenwerthe Lady führte nämlich, je nach ihrer Gemüthsstimmung, abwechselnd beide Namen, welche begreiflicherweise die Namen ihrer beiden von ihr (natürlich nacheinander) geheiratheten und beerdigten Ehemänner waren.

An den ersten, den Master Jones, war sie aus Speculation von ihren Eltern verheirathet worden; und den letzteren, Master Blount, hatte sie selber aus Speculation geheirathet. Daraus folgte ganz natürlich, daß ihr der Mann ihrer eigenen Wahl in der Erinnerung viel theurer sein mußte, als der Mann der elterlichen Wahl, obgleich die böse Welt behauptete, daß sie die beiden würdigen Repräsentanten unglücklicher Ehemänner bei Lebzeiten gleich sehr maltraitirt und in völlig gleicher Zeit — nämlich jeden nach Verlauf dreier Jahre — unter die Erde gebracht habe.

Aus der oben angeführten Unterscheidung folgte aber weiter ganz natürlich, daß sich die ehrbare Wittib bei böser Laune Mistreß Jones und bei guter Mistreß Blount nennen ließ; und es wurde regelmäßig des Morgens beim Thee unwiderruflich festgesetzt, wie sie den Tag über zu heißen gewillt sei.

Uebrigens sind wir verpflichtet, hierbei der Wahrheit zur Ehre zu berichten, wie Miß Anna manchmal

so boshaft war, diese Tagesordnung geradezu umzukehren, indem sie behauptete, sie verwechsele die beiden bedeutungsvollen Namen eben so unwillkürlich, wie den zunehmenden und abnehmenden Mond.

Kam nun eine solche Verwechslung vor, so rächte sich die Mistreß ganz einfach dadurch, daß sie dem unrichtigen Namen gegenüber entschieden taubstumm wurde, so daß sie es nicht einmal gehört haben würde, wenn Miß Anna sie gefragt hätte, ob sie ihr einen neuen Shwal zum Präsent machen dürfe.

Man wird daher begreifen, daß Miß Anna gewöhnlich dann von einem kleinen Gedächtnißfehler betroffen wurde, wenn es ihr darauf ankam, ihre Anstandsdame zum Schweigen zu bringen, ein Verlangen, welches nicht allzu selten eintrat.

Heut hatte Miß Anna indeß nicht die geringste Veranlassung, ihr Ohr gegen die Redseligkeit der Oberhofmeisterinn zu schützen; und da bei dieser heut Morgen Sonnenschein verkündet worden war, so fand Miß Anna durchaus keine Schwierigkeit, sich von Zeit zu Zeit mit ihrer Anrede an Mistreß Blount zu wenden.

„Finden Sie nicht, Mistreß Blount, daß der Herr dort in dem violetten Frack mit den goldenen Westenknöpfen eine entfernte Aehnlichkeit hat mit dem jungen Cavalier in Amsterdam, der eine so große Aehnlichkeit mit meinem irrenden Ritter hatte?"

„Ah, Miß Anna, Sie finden überall Aehnlich-

keiten, und müßten sie Ihnen auch aus der vierten oder fünften Hand kommen."

Kann ich dafür, Mistreß Blount, daß mich das Bild so eifrig verfolgt, wie ich selbst das Original verfolge? Wissen Sie, daß ich große Lust hatte, den bewußten Cavalier, welcher — wie er uns an der table d'hôte sagte — nach Java ging, dorthin zu begleiten?"

„Nach Java? Großer Gott! Liegt das nicht am Südpol, wo es so viele Schlangen giebt? — Brr! Schon der Anblick einer Schlange brächte mich um's Leben."

„Java am Südpol! und am Südpol Schlangen! Aber, Mistreß Blount, wissen Sie auch, daß Sie Ihrem geographischen Lehrer alle Schande machen?"

„Nun, sollte Java zufällig am Nordpol liegen, so würde ich noch viel weniger dahin gehen; denn die Krokodile fürchte ich noch mehr als die Schlangen."

„Hahaha! Mistreß Blount, es scheint, daß Sie des Reisens in der That müde sind!"

„Ja, wenn es nur noch ein ordentliches Reisen wäre, wie es sich für eine Dame unsers Landes und Standes schickt, so den Rhein hinunter, auf dem Dampfschiffe bis nach der Schweiz, allenfalls auch noch eine kleine Alpenpartie, und dann nach einem anständigen Badeorte, wo man sich ausruht von den Strapazen. Aber so durch alle Hauptstädte der Welt, und noch dazu, um einen armen Teufel aufzusuchen,

der vielleicht in irgend einem unbekannten Dorfe dasjenige unausdrückbare Material auflabet, welches man als ein Beförderungsmittel für den Wachsthum der Pflanzen betrachtet, — nein, das geht nie und nimmermehr, Miß Anna; und Sie thaten sehr wohl, mich wieder nach London zu begleiten, um mich hier zur Ruhe setzen zu lassen und sich eine andere Gefährtinn auszuwählen, die Sie ja auch schon halb und halb gefunden haben."

„Richtig! Wer weiß aber, ob ich nicht selbst hier bleibe. Der alte Kurd, der mir so willig folgte, als ich ihm sagte, daß ich seinen Felix aufsuchen wolle, hat uns ja betheuert, wir würden ihn am ehesten in England auffinden."

„Ach was! Weil er in der letzteren Zeit bei ihm fast blos englische Bücher gelesen hat? Ist das auch ein vernünftiger Grund?"

„Es ist in Ermangelung eines besseren Grundes wenigstens der beste. Der junge Mann wird hier wahrscheinlich die Stelle eines Lehrers suchen."

Das Gespräch wurde hier unterbrochen durch einen Lärm, der sich am Eingange der Salonthür erhob, und noch mancherlei andere Unterhaltungen störte.

Dazu gehörten besonders die einiger kleinen Gruppen von Verwandten des Lord, welche vollkommen darüber einig waren, daß das Aussehen der Lady Blackfield ein sehr bedenkliches sei.

Man würde indeß sehr irren, wenn man daraus hätte schließen wollen, daß sich die Lady von irgend einer Krankheit bedroht gesehen hätte.

Im Gegentheil, was die würdigen Verwandten des edlen Lord in dem Aussehen der Lady Bedenkliches fanden, das bezog sich ausschließlich auf diejenigen Veränderungen in dem Antlitze einer jungen Frau, welche auf das Vorhandensein interessanter Umstände schließen lassen, die da häufig weit mehr geeignet sind, das Glück eines Ehepaares zu vermehren, als es zu vernichten.

Was den Grafen Wrsowecz betraf, der heut seltsamerweise mit der Frau des Hauses außer den kurzen Begrüßungsworten noch gar keine Unterhaltung gepflogen hatte, so wurde derselbe durch den erwähnten Lärm in dem eifrigen Gespräche mit dem Chef eines bedeutenden Banquierhauses gestört, einem Gespräche, von welchem wir weiter Nichts wissen, als daß es sich um einen großen Finanzplan drehte, den der Graf dem Manne der Börsenwissenschaft zu einer Art von Begutachtung unterbreitete.

Woher aber war nun dieser Lärm entstanden?

Einfach dadurch, daß ein zwar anständig, aber durchaus nicht salonmäßig gekleideter alter Mann, der kein Wort Englisch verstand und sprach, den Versuch gemacht hatte, durch die Thür in den Salon einzutreten, und daran durch die Diener des Hauses gehindert worden war.

Es gab einen heftigen Wortwechsel zwischen dem Deutschen und den Engländern, ein Wortwechsel, der natürlich nicht die geringste Verständigung zur Folge haben konnte, sondern im Gegentheil zu gegenseitiger Erbitterung führen mußte.

Die Engländer schickten sich daher mit der ihrer Nation im Verkehr mit Fremden eigenen Brutalität an, den schimpfenden Deutschen an den Armen zu packen und die Treppe hinab zu werfen, als dieser ein Paar kräftige Fäuste entwickelte, in jede derselben einen der Bedienten faßte, Beide ein Mal kräftig gegeneinander schlug und sie dann zu den Seiten fortschleuderte.

Während die Domestiken auf solche Weise ihre Purzelbäume schlugen, drängte sich der Alte durch die Thür in den Salon.

Ueber seine Identität wird der Leser hoffentlich nicht mehr im Zweifel sein. Denn die Fäuste, welche die beiden Bedienten aneinander geschlagen und gleich darauf wie ein Paar Handschuhe zu Boden geschleudert hatten, konnten im ganzen Umfange des heiligen römisch-deutschen Reiches nur einem Abkömmling desjenigen Volkes angehören, bei welchem ein Karl der Große eines dreißigjährigen Krieges bedurft hatte, um es Jesum Christum erkennen zu lassen.

Mit einem Worte, die besagten beiden Fäuste konnten, zumal in Betracht, daß sie einem alten

Manne angehörten, nur die Fäuste eines Sachsenhäuser Schiffers sein.

Daß es wirklich der alte Kurd war, welcher sich auf so plebejisch-deutsche Manier in den aristokratisch-englischen Kreis des Lord Blackfield drängte, geht noch überdies daraus hervor, daß er, in den Saal hineinstürzend und sich allenthalben umsehend, unausgesetzt rief:

„Miß Edwards! er ist da! Miß Edwards! er ist da!"

Die erschreckte Gesellschaft vernahm es wohl, daß Miß Edwards gerufen wurde, aber warum man sie in so unanständiger, alles Dagewesene übersteigender Weise rief, das verstand leider Niemand.

Viele glaubten, es müsse in dem Hause der Miß Edwards Feuer ausgebrochen sein, denn nur unter diesen Umständen war die Art, wie sich Miß Edwards rufen ließ, einigermaßen zu entschuldigen.

Zum Unglück für den guten Namen der Dame in Sachen des Anstandes zeigte ihr Gesicht, als sie den alten Kurd sah und hörte, den offenbaren Gegensatz des Schreckens, wie er doch die nothwendige Folge einer solchen Trauerkunde hätte sein müssen. Es zeigte ein unverkennbares Entzücken.

Und dabei blieb es noch nicht einmal. Miß Anna lief vielmehr ohne alle Berücksichtigung der Wohlanständigkeit auf den Alten zu, faßte ihn unter den Arm und fragte:

„Also Felix ist da?“

„Gewiß, nur schnell!“ antwortete Kurd, „damit wir ihn nicht wieder verlieren.“

Mit zwei Sätzen war Miß Anna bei ihrer Gesellschafterinn.

„Eilen Sie, Mistreß Jones!“ rief sie ihr zu. „Wir müssen den Augenblick fort.“

Damit hüpfte sie aber auch schon wieder zu dem alten Kurd, der sie eilig mit sich fortzog, zur Thür hinaus, die Treppe hinunter und in den Wagen.

Das Alles war das Werk einer halben Minute.

Mistreß Blount war regungslos wie eine Pythia sitzen geblieben. Miß Anna hatte sie „Mistreß Jones“ genannt; sie hatte also ein unbestreitbares Recht, taubstumm zu sein.

Außerdem aber war sie über das vor ihrem Auge und Ohr vorgegangene Ereigniß nicht weniger erstaunt und bestürzt, als die ganze übrige Gesellschaft, welche ganz genau einer Gallerie von Wachsfiguren glich.

Nun aber gab es eine Person in dem Saale, der diese allgemeine Bestürzung gerade so à propos kam, als hätte sie sie vorbereiten und ausführen lassen. Diese Person war die Lady Blackfield.

Ihr Gatte hatte sich kurz zuvor in ein hinteres Zimmer zu einer Whistpartie zurückgezogen, und wenn sie Lust hatte, Etwas hinter seinem Rücken zu thun, so war jetzt die beste Gelegenheit dazu.

Denn wenn vier Engländer Whist spielen, so kann der Mond auf die Erde fallen, und sie werden erst nach Beendigung des Robbers nachsehen, ob sie durch den Mondfall auch keinen Schaden an ihrem Leibe gelitten haben. — Was ihr Haus und ihre Familie betrifft, so müssen sich dieselben bis nach Beendigung des ganzen Spiels gedulden.

Man wird daher begreifen, daß der Lärm und seine Folgen den Lord Blackfield nicht herbeigezogen. Aber Lady Mary, welche offenbar Etwas im Schilde führte, hatte um sich herum noch viele Augen zu scheuen, und sie begrüßte es daher als ein wahres Glück, daß das scandalöse Ereigniß alle diese Augen plötzlich gefangen nahm.

Sie stand in einem Augenblick an der Seite des Grafen Wrsowecz, nachdem sie auf dem Wege dahin ein ganz kleines zierliches Briefchen, von ihrem Taschentuche verdeckt, aus jenem reizenden Orte hervorgeholt hatte, der schon von der Natur zum Bewahrer süßer weiblicher Geheimnisse bestimmt ist, und der ziemlich allgemein den Namen Liebesbriefkasten führt.

Als sie neben dem Grafen stand, ließ sie ihr Taschentuch fallen, war aber genöthigt, den ebenfalls Versteinerten durch eine Berührung mit dem Ellenbogen darauf hinzuführen, daß er hier einen Act der Galanterie auszuüben habe.

Der Graf verstand.

Indem er das Taschentuch, sich schnell bückend, aufhob und bei der Berührung ein Papier fühlte, barg er das letztere mit ziemlicher Fingerfertigkeit in seiner Handfläche, während er das erstere mit den Fingern der Eigenthümerinn überreichte.

Niemand hatte von dem ganzen Manöver das Geringste wahrgenommen, und der Graf konnte das Briefchen sogar noch in seine Brusttasche schieben, ehe nur irgend ein Auge sich auf ihn richtete.

Gleich darauf aber wurde diese für einen Moment in Lethargie versenkte Gesellschaftsmasse mit einem Male wieder lebendig. Es bildeten sich überall elastische Gruppen, und es entstand ein Gesumme im Salon, als seien hundert Bienenschwärme zugleich darin losgelassen worden.

Natürlich stürzte ein Theil der Gäste auf die Frau des Hauses zu, um sie über ihre Meinung ob des unerhörten Scandals zu befragen.

Diese aber hatte glücklicherweise noch Zeit gehabt, dem Grafen zuzuflüstern:

„Ich mußte ihm schreiben. Besorgen Sie den Brief noch heut."

Da der Graf hierauf durch die Menge der Andringenden von der Lady abgetrennt wurde, so nahm er die Gelegenheit wahr, ohne alles Aufsehen den Salon und das Haus zu verlassen.

Und was that inzwischen Mistreß Blount?

Nachdem sie eine Zeit lang Salzsäule gewesen

war, erhob sie sich zu dem verzweifelten Entschlusse, sich ganz allein zu ihrem Wagen zu begeben. Als sie denselben nicht fand, nahm sie eine Miethskutsche, um sich zu Hause fahren zu lassen.

Sie entwickelte bei all' dem eine äußere Ruhe, die man in Betracht ihrer inneren Bewegung für das Symptom des sich vorbereitenden Wahnsinns hätte halten müssen, wenn man die innere Bewegung gekannt hätte.

So aber kannte man diese innere Bewegung nicht.

Nur Mistreß Blount und wir wissen, daß sie auf dem Wege nach Hause den asketischen Entschluß faßte, sich acht Tage hintereinander „Mistres Jones" nennen zu lassen.

3.

Zusammentreffen.

Wir müssen nun erzählen, was den alten Kurd veranlaßt hatte, in dem Hause des Lord Blackfield einen solch sittenlosen Scandal herbeizuführen, wie wir ihn so eben geschildert haben.

Kurd stand zu der Miß Anna Edwards in einem Verhältnisse, dessen Charakter sich schwerlich angeben läßt. Er war so Etwas von einem Kammerdiener,

einem Vater, einem Freunde und einem Vertrauten zu gleicher Zeit.

Wie er zu dieser eigenthümlichen Stellung gelangt war, wird der Leser besser errathen können, als wir es ihm auseinander zu setzen vermöchten. Denn so viel wissen wir bereits, daß die reiche junge Engländerinn in ihrer seltsamen Jagd nach dem genialen Manne, in den sie natürlich mehr aus Caprice als aus Herzensneigung verliebt war, die Spur des Gesuchten bis in das kleine Fischerhaus von Sachsenhausen aufgefunden hatte.

Was konnte nun natürlicher sein, als daß sie den Pflegevater ihres „geliebten Flüchtlings" an sich zog, theils um an ihm einen kundigen Gefährten bei ihrer originellen Jagd zu haben, theils weil es ihr wirklich an einer männlichen Stütze fehlte, größtentheils aber, weil es ihr nothwendig und interessant erschien, durch ein öfteres Gespräch über Felix alle Lebensumstände desselben genau kennen zu lernen.

Der originelle, selbstständige Charakter des jungen Mädchens, der sich so ziemlich in Alles auf der Welt zu schicken wußte, fand an den Eigenthümlichkeiten des alten Sachsenhäuser Fischers nicht den geringsten Anstoß, und so hatte sich zwischen ihr und ihm das Verhältniß gebildet, welches wir oben andeuteten.

Beide, der alte Mann und das junge Mädchen

hatten nur einen Zweck: ihren Felix aufzufinden, und sie verfolgten ihn, Jedes nach seiner Art.

Schon in Frankfurt am Main hatten sie damit den Anfang gemacht. Während Kurd die niederen Regionen der Stadt durchforschte, warf Miß Anna die Angel ihrer Erkundigungen in den höheren Zirkeln aus, zu denen sie zufolge ihres Reichthums Zutritt hatte.

So war sie auch in das Haus des Banquiers Goldmann gekommen, auf dessen Firma sie Creditbriefe besaß.

Dieser träumte einen Augenblick von der Wonne, das junge, schöne und geistreiche Weib in den Kreis seiner Eroberungen zu ziehen, und stand deshalb bereits auf dem Punkte, seine Maitresse, deren Tyrannei er ohnehin zu fühlen begann, auf irgend eine Weise zu verabschieden. Allein zum Unglück für ihn machte der kühne Cäsar sehr bald die Erfahrung, daß an seiner ganzen Erscheinung nichts Anderes unwiderstehlich sei, als seine Börsenmacht; und da diese Waffe bei einem reichen Mädchen stumpf wurde, so entschloß er sich endlich mit tiefen Seufzern, sein Herz wiederum der ersten Maitresse zuzuwenden.

Seltsamerweise hatte Miß Edwards während der kurzen Zeit ihres Verkehrs im Goldmann'schen Hause über ihren geliebten Flüchtling nicht das Mindeste erfahren. Denn als sie auf der Rückfahrt von

Heimburgshöh mit der ihr eigenen Naivetät über den Gegenstand ihrer Nachstellungen sprach, als sie von Sachsenhausen und dem Fischer Kurd redete, den sie zu sich genommen, — da hüllten sich Goldmann und Alma aus leicht begreiflichen Gründen in das Schweigen künstlicher Unwissenheit; und die Letztere, welche einem Zusammentreffen mit Kurd aus dem Wege gehen wollte, bestimmte ihren Galan, schon am folgenden Tage mit ihr eine längere Reise nach Paris zu unternehmen.

Dies war denn auch der Grund gewesen, weshalb aus der zweiten Partie nach Heimburgshöh, auf welche der Baron Hartenfels gerechnet hatte, nichts geworden war.

So zerriß für den Augenblick der Faden, der das edle Mädchen, welches den unglücklichen Felix liebte, zusammen band mit dem unedlen Mädchen, welches von ihm geliebt worden war.

Als der Baron von Hartenfels den Orden der Freimünzer vollständig organisirt und jedem Mitgliede seine Rolle zugetheilt hatte, war er zu einem doppelten Zwecke nach Frankfurt gegangen.

Er wollte dem alten Kurd mit Hilfe seiner jetzigen Mittel ein sorgenfreies, wohlhäbiges Alter bereiten, und sodann den gegen Goldmann geschmiedeten Plan auszuführen suchen. Zu dem letzteren Zwecke begleitete ihn der Doctor Böhm.

Allein beide Absichten blieben unerreicht. Kurd

hatte sein Haus verlassen und zufolge des Stumpfsinnes, in welchen er durch Felix' Verschwinden versetzt worden war, Niemandem mitgetheilt, wohin er gegangen. Der Banquier befand sich noch in Paris.

Der Plan auf den Letzteren mußte daher vertagt werden.

Da nun aber die Anwesenheit des Doctor Böhm in Frankfurt nothwendig blieb, und es in den Grundsätzen der Freimünzer lag, keine Zeit unbenutzt zu lassen, so erhielt der Doctor von dem Baron den Auftrag, in der Zwischenzeit einen Coup gegen die Lotterie auszuführen, wozu er ihm den vollständig ausgebildeten Plan mittheilte. — Der Baron war auf die Idee zu diesem Plane geführt worden, als er eines Tages einer Ziehung im Lotteriesaale beigewohnt hatte.

Nach dieser Anordnung reis'te der Baron von Frankfurt am Main ab, um eine längere Reise nach Asien und besonders nach Java anzutreten, womit er einen großartigen Plan für die Zukunft verband.

Wir wissen bereits, daß er in Amsterdam an der table d'hôte mit Miß Edwards und deren dame d'honneur zusammentraf, welche an jenem Tage Mistreß Jones hieß und sich also in einer überaus schlechten Laune befand. Obgleich sich der Baron beider Damen noch dunkel erinnerte, so hütete er sich doch sehr wohl, eine Bekanntschaft zu erneuern,

die unter für ihn so demüthigenden Umständen stattgefunden hatte.

Was Miß Anna betraf, so verwunderte sie sich nur über die große Aehnlichkeit, welche zwischen dem Baron von Hartenfels, wie der Kellner ihn bei Ueberreichung eines Briefes nannte, und dem armen Felix bestand, dem sie durch die Welt nachlief.

Das Antlitz, welches vor ihrer Seele schwebte, wich indeß in einigen Beziehungen von dem Gesichte des Barons ab; denn dies letztere, ohnehin durch einen vollen schwarzen Bart beschattet, war ernst, gedankenvoll und jede Annäherung zurückweisend.

Es gab also Gründe genug, um Miß Anna von dem Versuche einer näheren Untersuchung abzuhalten.

Kurd, welcher hierbei die wesentlichsten Dienste hätte leisten können, war zufälligerweise schon auf dem Schiffe, mit welchem die Passagiere noch an demselben Tage ihre Reise nach London, wohin sie sich aus den uns schon bekannten Motiven begaben, fortsetzen mußten.

Aber auch der Baron Hartenfels ging nach London, wohin ihn vor seiner größeren Reise noch einige Angelegenheiten riefen. Nur reis'te er von Rotterdam einen Tag später ab, als die beiden Damen, und betrat auch den englischen Boden unter dem Namen eines Marchese von Corelli-Pistoja.

Man wird nun begreifen, daß der alte Kurd vollkommen Recht gehabt hatte, als er in den Salon

des Lord Blackfield mit dem Rufe hineingestürzt war: „Miß Edwards, er ist da!“

Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Kurd hatte seine Herrinn in deren Wagen aus der Soirée abholen wollen. Mitten im Fond sitzend, aber die hell erleuchteten Straßen überschauend, sah er plötzlich eine offene Kalesche vorüber fahren und in derselben einen jungen Mann sitzen, welcher — wie Kurd sogleich beschworen haben würde — kein Anderer sein konnte als Felix.

Mit einer für sein Alter bewundernswürdigen Geistesgegenwart rief Kurd dem Kutscher zu, der Kalesche um jeden Preis zu folgen.

Dies war in einem Gemengsel von wenigen englischen und sehr vielen deutschen Wörtern geschehen. Allein da der Alte sein Kauderwelsch mit ausdrucksvollen Geberden begleitete, so verstand der Kutscher und gehorchte ohne alle Widerrede, was man freilich nicht von jedem Kutscher behaupten kann, weil die meisten dieser edlen Rossebändiger die Wege immer besser wissen zu müssen glauben als ihre Herren.

Die Kalesche fuhr in den Thorweg eines großen und schönen Hôtels ein, Kurd langte in seinem Wagen fünf Secunden später vor demselben an.

Es war das Hôtel eines Ministers der großbritannischen Majestät; und statt der Kellner erschie-

nen am Kutschenschlage einige Bedienten in Livree, um dem Gentleman aus dem Wagen zu helfen.

Kurd ließ sich Alles gefallen. Als man ihn aber fragte, wen man die Ehre haben werde, Seiner Excellenz zu melden, ging das Lamento an.

Kurd suchte den Leuten in gutem Sachsenhäuser Deutsch begreiflich zu machen, daß er weiter gar nichts wolle, als den Herrn sprechen, welcher so eben angekommen sei. Da aber die Leute durchaus nicht wußten, daß es ein Sachsenhausen auf der Welt gab, und selbst von Deutschland nur einige sehr unklare Begriffe hatten, so kam es zu kleinen diplomatischen Mißverständnissen, die sehr leicht zu einem offenen Kriege der beiden Nationalitäten hätten ausarten können, wenn Kurd nicht den — wie er glaubte — sehr genialen Gedanken gehabt hätte, die Lady als intelligente Hilfsmacht herbeizurufen.

Deshalb erhielt der Kutscher von Kurd durch unzweideutige Ausdrücke den Befehl, en carrière nach Blackfield-House zu fahren; und was er dort zum Scandal des sittlichen England ausgeübt, wissen wir bereits.

Aber „tant de bruit pour une omelette!“ wie es im französischen Sprüchworte heißt.

Es war wohl der Mühe werth gewesen, Altengland in den Zustand der Versteinerung zu versetzen, um am Hôtel des Ministers von dem Bedienten zu erfahren, daß der Herr, der so spät Abends noch

Audienz gehabt, vor wenigen Minuten wieder weggefahren sei.

Weiter war von dem Bedientenvolke Nichts heraus zu bringen; nicht einmal den Namen konnte es wiedergeben. Denn da sich der Herr mit einem ausländischen Namen hatte anmelden lassen, so durfte man dem Hirnkasten eines englischen Dieners nicht zumuthen, daß er diesen Namen länger in sich behielt, als nöthig war, um ihn behufs der Anmeldung vom Ohr durch die Zunge zum Munde heraus zu bringen.

Hätte Kurd nicht fort und fort bei Kopf und Herz, und nebenbei noch bei Sachsenhäuser Ehre geschworen, daß es wahr und wahrhaftig Felix gewesen sei, den er in der Kalesche gesehen, so würde Miß Anna stante pede wieder umgekehrt und nach Hause gefahren sein. So aber mußte sie schon Etwas wagen, um wo möglich die Adresse des phantomartigen Geliebten zu erfahren; und da sie bereits bei Seiner Lordschaft in Blackfield-House über die sittlichen Stränge gesprungen war, so kam es nicht mehr so sehr darauf an, es auch beim Minister der britannischen Majestät zu thun.

Sie ließ sich daher bei Seiner Excellenz melden und wurde angenommen, eine Auszeichnung, die sie mehr ihrem Geschlechte, als ihrem sehr gewöhnlichen Namen zu danken hatte.

Wenn dem von Seiten der Excellenz eine Be-

rechnung zum Grunde lag, so war es zugleich eine Verrechnung. Denn Kurd ging, ohne irgend eine Aufforderung abzuwarten, hinterdrein.

In Sachen Felix war er überall zweites Ich.

Der Minister empfing die Dame mit ungewöhnlicher Artigkeit; und es entspann sich nun zwischen den Dreien folgendes Gespräch, welches auf Seiten der Dame und des Würdenträgers der Krone im besten Englisch, auf Seiten Kurds aber in lauter Sachsenhäuser'schen Für-sich's geführt wurde:

„Excellenz, es liegt mir aus verwandtschaftlichen Rücksichten ungemein viel daran, zu wissen, wer der Herr war, welcher Sie vor wenigen Minuten verlassen hat.“

„Felix war's! oder ich will mich ersäufen!“

„Nun, Miß, da der Gentleman in keiner Weise angedeutet hat, daß er über seine Person ein Geheimniß zu bewahren gesonnen ist, so bin ich glücklich, Ihren Wunsch erfüllen zu können. Der Herr ist der italienische Marchese Corelli-Pistoja.

„Das Schinohs! Es ist Felix, Gott straf' mich!“

„Hat er sich darüber ausgewiesen, Excellenz?“

„Auf's vollkommenste, Miß. Er hat mir einen in Parma ausgestellten Reisepaß und Creditbriefe auf die ersten Banquierhäuser Londons vorgelegt, welche sämtlich auf jenen Namen lauten und den Beweis liefern, daß der Marchese ein sehr reicher Mann sein muß.“

„Dann könnte es der von mir Gesuchte schwerlich sein.“

„Es ist Felix, das Schinohs! Gott straf' mich!“

„Kennen Excellenz seine Wohnung?“

„Leider, nein! Die Natur seines Anliegens machte es nicht nothwendig, daß er mich von derselben in Kenntniß setzte.“

„Wird er längere Zeit in London bleiben?“

„Ich zweifle. Wie er mir sagte, hat er eine Reise nach Indien vor.“

Miß Edwards erkannte nun wohl, daß alle diese Nachrichten — so ausführlich sie auch waren — Nichts dazu beitragen konnten, den Gesuchten zu finden.

Sie empfahl sich mit bestem Danke dem Minister der Majestät und verließ das Zimmer, gefolgt von Kurd, der sie sogleich fragte, was sie ausgerichtet habe, da er von der kurzen Unterredung kein Wort verstanden hatte.

Erst als Miß Anna im Wagen saß und Kurd ihr gegenüber, beantwortete sie dessen Frage:

„Ihr habt Euch geirrt, Kurd, es ist nicht Felix; es ist ein italienischer Marchese.“

„Was ist das für ein Thier, ein Marchese?“

„Ein sehr vornehmer und reicher Herr.“

„Thut nichts! es ist doch Felix! Das lieb' Schinohs kann Alles sein, was es will. Das Zeug dazu ist da!“

„Eine Aehnlichkeit hat Euch getäuscht, wie mich schon öfter.“

„Es ist nicht wahr, Gott straf' mich! — Halt! jetzt hab' ich's. Der Felix ist ja ein Findelkind. Er hat seine Eltern wiedergefunden!“

„Wahrhaftig, Kurd, da könntet Ihr Recht haben.“

„Wo wohnt er? Fahren wir gleich hin.“

„Wo er wohnt, war nicht zu ermitteln. Aber er will dieser Tage nach Indien reisen.“

„Nach Indien?“

Kurd war ein zu guter Sachsenhäuser, um nicht aus den politischen Debatten seiner Heimath zu wissen, daß Indien ganz hinten in Asien lag. Nichtsdestoweniger bedurfte er keiner Minute, um zu ererklären:

„So reisen wir nach Indien!“

„Gut!“ antwortete Miß Edwards darauf; „reisen wir nach Indien!“

Die Sache war beschlossen.

Die beiden Verblendeten dachten nicht entfernt daran, wie lächerlich es sein mußte, Jemanden in Indien aufsuchen zu wollen, den man nicht einmal in London auffinden konnte. —

Als Miß Anna ihre Wohnung erreichte, fand sie ihre Anstandsdame in einer Lage vor, welche allen weiblichen Anstand in Frage stellte. Denn in voller Soiréetoilette lief die ehrenwerthe Dame

mit den Schritten eines Chasseur d'Afrique im Zimmer auf und nieder.

„Meine arme Mistreß Blount!" sagte Anna.

Keine Antwort.

„Was fehlt Ihnen denn, Mistreß Blount?"

Dasselbe Schweigen unter denselben Riesenschritten.

Es war klar, die dame d'honneur befand sich in der miserabelsten Laune von der Welt.

„So sprechen Sie doch wenigstens, Mistreß Jones!" nahm Anna wieder das Wort.

Jetzt hielt die Dame in ihren Schritten an, richtete sich in ihrer ganzen Länge auf und sprach mit der Hoheit einer Vollblutstochter Altenglands:

„Miß Anna! Mistreß Jones hat Ihnen zu erklären, daß Mistreß Jones morgen Ihr Haus verlassen wird, und zwar für immer!"

Das junge Mädchen konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Wissen Sie, Mistreß Jones, daß mir dies gar nicht so unlieb ist?" sagte sie.

Mistreß Jones reckte sich noch um einen Zoll mehr in die Höhe, und ihre Augen drückten eine Frage des Entsetzens aus.

„Ich werde," fuhr das junge Mädchen fort, „in Stelle der Mistreß Jones die Mistreß Blount bitten, mich armes verwaisetes Kind zu beschützen. Bei solchem Tausche habe ich natürlich sehr viel gewonnen!"

Damit hüpfte Miß Anna in ihr Schlafgemach

und überließ es dem Ermessen der ehrenwerthen Dame, ob sie morgen als Mistreß Jones oder Mistreß Blount aus dem Bette steigen wollte.

4.

Ein Brief vom Gewicht einer Million Pfund.

Hatte der junge Kraczewsky seine noch vor kurzem so feurige und eifrige Liebe für Lady Mary aufgegeben, daß er sich die Zeit über so indolent gezeigt?

Nein! Allein er hatte in dieser Zeit an Lebensweisheit zugenommen, und zwar in Folge der philosophischen Vorlesungen, die ihm von seinem hochverehrten Freunde und Landsmanne zu Theil geworden waren.

Diese Vorlesungen hatten ihn belehrt, daß das Verlangen nach dem Genusse der Liebe gar wohl neben dem Verlangen nach dem Genusse von Millionen Goldstücken bestehen könne.

Sie hatten ihn außerdem belehrt, daß man häufig gezwungen sei, um das letztere Verlangen ganz zu befriedigen, das erstere für einige Zeit ganz zu unterdrücken.

Sie hatten ihn endlich belehrt, daß das Leben

eines alten Mannes nach allen Erfahrungen, die man bisher an der Natur des Menschen gemacht, nicht ewig dauern könne, daß sogar eine hohe Wahrscheinlichkeit für das baldige Ende desselben vorhanden, und daß es zu Gunsten ungeduldiger Personen der Wissenschaft gelungen sei, einige Mittel zu entdecken, welche die Eigenschaft haben, den etwaigen schläfrigen Fuß der Natur ein wenig zu beflügeln.

Da der Graf von Wrsowecz fand, daß der junge Kraczewsky in Allem ein sehr gelehriger Schüler war, so sandte er, nachdem derselbe das letztere Pensum gehörig „durchgemacht“ hatte, einen Brief nach Frankfurt a. M. an den Doctor Böhm.

Dieser Brief bestand für jeden Uneingeweihten in einem durchaus leeren Blatte.

Wenn wir uns aber nach Frankfurt a. M. versetzen und vermöge des Rechts der Geister, welches uns und unsern Lesern verfassungsmäßig zusteht, durch die verschlossene Thür des Zimmers dringen, in welchem der Doctor Böhm den besagten Brief eröffnet: so werden wir uns überzeugen, daß der Doctor selbst vollkommen im Stande war, ein leeres Blatt zu lesen.

Ja, er wußte, als er den Brief empfangen hatte, sogar schon im voraus, daß er dadurch in die Nothwendigkeit versetzt werden würde, ein solches leeres Blatt zu lesen. Und wenn er gewissenlos genug gewesen wäre, uns die Mysterien des geheimen Or=

dens der Freimünzer zu verrathen, so würden wir erfahren haben, daß er jenes Wissen schon aus der Adresse des Briefes geschöpft hatte, der im übrigen ein ganz gewöhnliches Couvert mit einem ganz gewöhnlichen Siegel aufwies.

Auf der Adresse befand sich nämlich — gleichsam als der Anfangsbuchstaben des ersten Vornamens — ein lateinisches F., welches ganz füglich Friedrich, Franz, Ferdinand, Fridolin, Feodor oder dergleichen heißen konnte, in Wahrheit aber das geheime Signum des Freimünzer-Ordens war.

Als der Doctor Böhm den Brief eröffnet hatte und wirklich ein leeres Blatt fand, holte er aus einer Schublade seines Schreibtisches ein kleines Fläschchen hervor, welches neben einem andern ähnlichen stand.

Beide unterschieden sich nur durch das Etikett.

Auf dem einen stand ein S., auf dem andern ein L., welche beiden Buchstaben uns der Doctor Böhm dahin erklärt haben würde, daß die Flüssigkeit des ersteren Fläschchens zum Schreiben und die des Letzteren zum Lesen bestimmt sei.

Das Fläschchen, welches der Doctor hervorholte, war somit dasjenige, auf welchem der Buchstabe L. stand.

Er goß daraus einige Tropfen in einen kleinen Schwamm und bestrich mit demselben die eine Seite des leeren Blattes.

In dem Maße, wie das Blatt trocken wurde, erschien auf demselben eine Schrift in dunkelgelber Farbe.

Aber es war eine Schrift, aus welcher ein Uneingeweihter wiederum nicht klug geworden wäre, denn sie bestand zwar aus deutschen Buchstaben, bildete aber keine Worte und folglich auch keinen Sinn.

Nur der Doctor Böhm fand einen Sinn darin. Denn nachdem er die fünf Zeilen, aus denen der Brief bestand, aufmerksam durchforscht hatte, nickte er zustimmend mit dem Kopfe und legte ihn in ein Fach des Tisches.

Dann nahm er aus demselben Fache zwei kleine runde, platte Gläser von der Größe eines Kreuzers, welche aufeinander liegend an den Seiten mit Hausenblase verklebt waren und zwischen sich einige Körner einer salzähnlichen Substanz zeigten.

Diese Glaskapsel legte er zwischen zwei Stückchen Pappdeckel und umschloß das Ganze mit einem Streifen weißen Papiers, nachdem er auf denselben mit der Flüssigkeit aus dem Fläschchen S. einige Zeilen voll Buchstaben geschrieben hatte. Er machte nunmehr ein Couvert darüber, versiegelte es mit seinem Ringe und versah es mit der Adresse.

Dieselbe lautete:

„A Monsieur Monsieur le Comte F. de Wrsowecz à Londres, No. 5. New-Square.“

Dieser Brief wurde dem Adressaten an dem Abende übergeben, da er aus der Soirée des Lord Blackfield als postillon d'amour nach Hause kam, um den jungen Kraczewsky zu sich bescheiden zu lassen.

Es mußte voraussichtlich eine halbe Stunde vergehen, ehe der Gerufene erscheinen konnte.

Diese halbe Stunde benutzte der Graf zu zwei verschiedenen Verrichtungen.

Zuerst formte er ein kleines Billet, welches demjenigen, das er für seinen Landsmann erhalten hatte, im Aeußern täuschend ähnlich, in üblicher Weise erbrochen und — wie das Original — ohne Aufschrift war. Dies Billet steckte er in die rechte Tasche seiner Weste.

Sodann erbrach er den mit der Post aus Frankfurt für ihn angekommenen Brief, nahm den Inhalt heraus und verfuhr zur Kenntnißnahme der schriftlichen Mittheilung in derselben Weise, wie wir es bei dem Doctor Böhm gesehen haben.

Nachdem er sodann im Kamine ein kleines helles Feuer hatte anfachen lassen, warf er den dechiffrirten Papierstreifen in die Flamme und verbarg den übrigen Inhalt des Schreibens nebst den gebrauchten Utensilien in seinem Secretair.

Fünf Minuten später trat Kraczewsky ein.

„Verzeihen Sie, mein Freund, daß ich Sie noch so spät hierher bemüht habe!“ rief ihm der Graf

entgegen; „allein ich habe den Auftrag, Ihnen dies hier noch heut zu übergeben.“

Bei diesen Worten zog er aus seiner Brusttasche das kleine Billet der Lady Blackfield und überreichte es dem jungen Manne.

„Es ist von ihr?“ rief dieser mit einem Entzücken, dessen ihn der Graf nach seinen bisherigen Fortschritten in der Philosophie nicht mehr fähig gehalten hätte.

„Allerdings!“ bestätigte er.

Der Verliebte riß in Hast das Siegel auf und suchte die Zeilen zu verschlingen.

Der Graf folgte seinen Augen, um die Bedeutung eines jeden Ausdrucks derselben zu erforschen.

„O, mein ehrenwerther Freund!“ rief endlich der junge Mann aus; „was schreibt sie mir da?!“

„Nun?“

„Lesen Sie selbst, Sie, der Sie unser Vertrauter sind, und vor dem wir also keine Geheimnisse haben dürfen.“

Damit überreichte er dem Grafen das Billet.

Dieser las:

„Mein theurer, innig und ewig geliebter Johannes! — Wie groß auch die Gefahr für mich sein mag, die mit diesem Briefe verbunden sein könnte, ich kann dies Stillschweigen nicht länger ertragen. Ich muß wenigstens einmal meinem gepreßten Herzen Luft machen, und zwar um so mehr, als nicht

blos in demselben Dein theures Bild, sondern auch unter demselben Dein Ebenbild lebt. Ja, staune nur, mein Geliebter! aber es ist — leider oder glücklicherweise? das sage Du! — die volle Wahrheit. Denkst Du denn nicht mehr jener Nacht, die nur drei Tage meiner unglückseligen Hochzeit voran ging, und mich zu Deinem Weibe machte, ehe ich das Weib eines Andern werden mußte? Oder solltest Du vielleicht glauben, daß dieser Andere — — o nein; nicht wahr, das glaubst Du nicht, mein einzig Geliebter? Du glaubst mir vielmehr, wenn ich Dir sage, daß mich die Zärtlichkeiten dieses Greises, den ich meinen Gatten nennen muß, mit Abscheu erfüllen, und daß alles Sehnen meines Herzens nur auf Dich, Du Einziger, gerichtet ist. — Sieh, ich mußte Dir mein Geheimniß entdecken, sonst hätte es mir die Brust gesprengt; und wenn ich das Glück erlangen könnte, es Dir mündlich, Herz an Herz und Lippe an Lippe zu bestätigen, dann würde zu meiner Seligkeit nichts weiter fehlen, als die Sprengung der verhaßten Kette, die mich an einen Leichnam schmiedet und mich hindert, vor aller Welt zu sein Deines Kindes Mutter

Mary." —

Als der Graf dieses seltsame Schreiben gelesen hatte, legte sich sein Gesicht in ernste, düstere Falten.

Wer aber in seine Brust hätte blicken können, würde darin sein Herz vor Freuden hüpfen gesehen haben.

„Sie sind düster, mein edler Freund?“ fragte der junge Pole; „nicht wahr, das sind seltsame Geständnisse, die nicht Ihren Beifall haben?“

„Ich verwundere mich,“ entgegnete der Graf, indem er das Billet wieder zusammen legte, „über diesen ganz unglaublichen Leichtsinn der Frauen. Wenn ich nun das Billet durch Zufall im Gedränge, beim Springen aus dem Wagen oder sonst wo verloren hätte! — O, mein junger Freund, das ist ein sehr gefährlicher Brief. Ich möchte ihn nicht einmal Ihnen selbst wieder anvertrauen; denn Sie sind jung und unbesonnen, und wie leicht könnte — —“

Der Graf unterbrach sich. Der junge Mann blickte ihn fragend an.

„Es würde besser sein, daß ich diesen Brief für Sie in Verwahrung behielte, um — —“

Hier unterbrach sich der Graf abermals, indem er das Billet in die rechte Westentasche steckte.

Aber noch ehe er die Finger wieder herauszog, blickte er auf Kraczewsky, der ihn mit dem Ausdrucke einer schlecht verhehlten Besorgniß ansah; und sogleich zog er das Billet wieder hervor, indem er sagte:

„Nein, auch das nicht! Sie könnten und müßten sogar in einer so delicaten Sache Mißtrauen selbst gegen mich haben; und da der Brief am Ende nur Viel schaden und gar Nichts nützen kann, so ist

es das Gerathenste, daß er nicht anders mehr existirt, als in Ihrem Gedächtnisse.“ —

Mit diesen Worten warf der Graf das Billet so geschickt in die Flamme des Kamins, daß es von der Gewalt des Feuers verzehrt war, noch ehe der junge Mann sich besinnen konnte, ob er den ihm so theuren Brief wirklich vernichten lassen sollte.

Jetzt war es geschehen; und jetzt blieb ihm nichts Anderes mehr übrig, als den Schritt seines Freundes zu billigen.

Er drückte daher dem Grafen mit Herzlichkeit die Hand und sagte:

„Nicht wahr, Sie werden jetzt unter diesen seltsamen Umständen nicht weniger für unser Glück sorgen als bisher?“

„Noch mehr als bisher!“ gab der Graf zur Antwort. „Denn jetzt naht die Zeit des Handelns. — Kommen Sie übermorgen um diese Zeit wieder zu mir; dann hoffe ich, Ihnen etwas Bestimmtes und Trostreiches mittheilen zu können. Für heut gute Nacht!“

Der junge Pole entfernte sich mit Gefühlen, die sich unmöglich beschreiben lassen, weil sie nur von Demjenigen empfunden werden können, der sich in einer gleichen oder doch ähnlichen Lage befindet.

Als der Graf sich allein sah, zog er aus seiner rechten Westentasche ein kleines Billet hervor, öffnete es und las es noch ein Mal durch. Wir sagen

noch einmal! Denn es war dasselbe, welches er schon zehn Minuten zuvor in Gegenwart seines Schützlings gelesen hatte.

Dann legte er das kleine Stückchen Papier auf seine flache Hand, blickte es mit triumphirend lächelnder Miene an, hob es auf und nieder, gleichsam, als prüfe er seine Schwere, und sagte in einem humoristisch-satyrischen Tone zu sich selbst:

„Wer sollte es glauben, daß dies kaum ein Quentchen schwere Billet ein Gewicht von einer Million Pfund hat? — Es lebe der Papierschwindel! es lebe die Freimünzerei!

5.

Herzensräthsel.

So sehr der Graf Wrsowecz auch von der Angelegenheit in Anspruch genommen wurde, die ihm zum Besitze einer Million Pfund Sterling verhelfen sollte, so wenig war er doch im Stande, sich einer andern Sache zu entschlagen, die sich ihm wider sein Erwarten aufgedrängt und ihn mit einer Art von Besorgniß erfüllt hatte.

Man erinnert sich vielleicht, daß er dem jungen Kraczewsky einst auf dem Platze vor der Börse den Auftrag gegeben, einer Dame nachzufahren, und ihren Namen nebst Wohnung zu erforschen.

Der junge Pole hatte sich dieses Auftrages vollständig entledigt und dem Grafen berichtet, daß die Dame eine Gräfinn Dulemba sei, welche in einem unscheinbaren Hause der City wohne und sich damit beschäftige, in einigen vornehmen Häusern junge Ladies im Deutschen zu unterrichten.

Es war also dem Grafen klar geworden, daß sich seine Gattinn in London befand, und diese Thatsache beunruhigte ihn außerordentlich, obgleich er ganz außer Stande war, für seine Unruhe irgend einen vernünftigen Grund aufzufinden.

Er war weit entfernt von dem Argwohn, als könne seine Gattinn seinen Aufenthalt erforscht haben und ihm nachgereis't sein. Noch weniger glaubte er, es sei von ihr — wenn der Zufall sie Beide zusammen führte — irgend eine Verrätherei zu besorgen. Denn so wenig Liebe er auch von je her für dies Weib empfunden, so viel Hochachtung vor ihrem Charakter und ihrem edlen Sinne hatte sie ihm doch eingeflößt.

Nichtsdestoweniger verließ ihn das Gefühl der Beängstigung nicht, so oft er an seine Frau dachte; und dies Denken an sie vermehrte sich erkennbar von Tag zu Tag.

Endlich ging aus dieser unmotivirten Unruhe des Grafen der Trieb hervor, mit dem Gegenstande und der Ursache derselben zusammen zu treffen.

Nichts konnte leichter sein, als diesen Trieb zu befriedigen.

Denn zufolge der Beobachtungen, die er hatte veranstalten lassen, wußte er, daß in den Verhältnissen der Gräfinn Dulemba noch keine Veränderung eingetreten war. Sie wohnte noch immer in dem unscheinbaren Hause der City, lebte sehr einfach und zurückgezogen und verließ ihr häusliches Asyl nur, um sich zu ihren Schülerinnen zu begeben, welche meist so aufmerksam waren, sie in einem Wagen abholen zu lassen.

Was den Grafen anfangs gewundert hatte, war: daß sich seine Gattinn die Kenntniß der englischen Sprache in dem Grade erworben haben sollte, um Engländerinnen im Deutschen unterrichten zu können. Allein er hatte in Folge seiner Nachforschungen in Erfahrung gebracht, daß sie sich bei ihrem Unterrichte im Deutschen des Französischen als Mittels bediente; und gerade dieser Umstand war die Ursache geworden, daß sie in einige der angesehensten Häuser, wo man eine solche Unterrichtsmethode originell fand, Einladungen erhalten hatte.

Außerdem trug auch wohl ihr adliger Namen viel dazu bei, daß ihr Unterricht gesucht wurde. Ihr Benehmen war im höchsten Grade fashionable; ihr Auftreten fand man dem guten Tone durchaus angemessen; ihr Aeußeres hatte viel Anziehendes: genug, die Gräfinn Dulemba befand sich in einer zwar etwas abhängigen, aber durchaus comfortablen socialen Stellung.

Vielleicht mochte dies der Grund sein, warum sich der Graf scheute, dem Triebe zu folgen, der ihn anspornte, seine Gattinn aufzusuchen. Sie hatte ihn verlassen; sie brauchte ihn nicht mehr; folglich — war auch ihre einst so große Liebe für ihn verschwunden. —

Indem sich der Graf dies Geständniß ablegte, empfand er in seiner Brust eine seltsame Regung.

So lange das Schicksal seiner Gattinn in seinen Händen gelegen, und so lange sie ihm Beweise ihrer opferreichen Liebe gegeben, war ihm auf der Welt nichts gleichgiltiger, ja selbst lästiger gewesen, als dieses Weib, das er verrathen, bestohlen und geschändet hatte. Wir wissen sogar, daß er sich glücklich gepriesen, als Hedwig nach seiner durch sie mitbewirkten Flucht aus dem Zuchthause plötzlich verschwunden war.

Jetzt aber, da sie selbstständig existirte, da sie nach seinem Dasein nicht fragte, und da sie — wie aus Allem hervorging — ihn vollständig vergessen und ihn zu lieben aufgehört hatte: jetzt erschien sie ihm als ein so begehrenswerthes Wesen, daß er sich alles Ernstes die Frage aufwarf, ob er denn wirklich dies Weib dereinst besessen hatte.

Der Graf machte mit Schrecken die Entdeckung, daß er seine Gattinn liebte! —

Wir sagen: mit Schrecken; denn keine hoffnungslose Liebe eines niedrig stehenden Jünglings zu einem

durch die Geburt erhabenen Mädchen konnte so reich sein an verzehrenden Qualen, wie es das Gefühl des Grafen für seine ihm rechtmäßig angetraute und doch so fern stehende Frau war. Derselbe Trieb, aber eine noch weit größere Scheu, sich ihr zu nähern.

Schon manchmal hatte er den Entschluß gefaßt, sie in ihrem stillen Asyle zu überfallen und sich ihr zu entdecken; aber ein unerklärliches Gefühl von Furcht hatte ihn stets daran verhindert.

Ein Mal war er sogar schon bis zu ihrer Wohnung vorgedrungen und hatte mit der Angst eines zum Richtplatze. geführten Verbrechers die Klingelschnur an ihrer Thür gezogen. Aber als er Schritte gehört, die sich näherten, war er von einem so unbesiegbaren Schrecken erfaßt worden, daß er die Treppe hinab gestürzt, aus dem Hause geflohen und erst in der Nebenstraße wieder zu sich selbst gekommen war, ohne jedoch den Muth zu einem zweiten Versuche zu finden.

Endlich erfuhr er durch seine Agenten, unter denen Kraczewsky obenan stand, daß in den Verhältnissen der Gräfinn eine Veränderung bevorstand.

Sie hatte den Antrag einer sehr reichen jungen Dame, ihr als Gesellschafterinn und Begleiterinn auf einer weiten Reise zu dienen, angenommen und bereitete sich dadurch, daß sie ihre Unterrichtsverbindlichkeiten allmälig lösete, zum Antritte dieser Stelle vor.

Die junge Dame, an welche sie sich demgemäß

anschließen sollte, war Miß Anna Edwards, ein Wesen, welches dem Grafen durch den Ruf als eine originelle, aber durchaus fashionable Touristinn bekannt geworden war.

Man kann sich nicht vorstellen, welch einen gewaltigen Eindruck diese Nachricht auf das Gemüth des Grafen machte.

Wenn wir von einer Leidenschaft für ein Weib erfüllt sind, so stürzt uns jede, auch die gleichgiltigste Veränderung ihrer äußeren Verhältnisse in ein Meer von Unruhe, Zweifeln und Befürchtungen:

Das einfache Aufgeben ihrer Wohnung, mit der unsere Phantasie sie vergemeinschaftet hat, erscheint uns als ein Aufgeben ihres uns zugewandten Wesens. Sehen wir sie in einem andern Kleide, als in dem, worin sie uns theuer geworden ist, so schließen wir daraus auf eine Veränderung ihrer Gefühle gegen uns; und was dergleichen Kleinkrämereien des Herzens mehre sind. —

Alles dies findet natürlich nur dann statt, wenn wir uns des Gegenstandes unserer Liebe noch nicht auf die eine oder die andere Art versichert haben; wenn wir uns noch in jenem so unseligen und doch wieder so süßen Zustande des Zweifels befinden, in welchem wir stets hoffen, geliebt zu sein, und stets fürchten, nie geliebt zu werden.

Und in einem solchen oder doch ähnlichen Zustande befand sich der Graf Dulemba gegenüber

seiner Gattinn, die für ihn urplötzlich ein Wesen höherer Art und der Gegenstand einer jugendlich platonischen Herzenssehnsucht geworden war.

Es kam ihm vor, als müsse er sich um dies Weib erst mit allen Kräften seiner Gefühle, mit jeglicher Opferbereitwilligkeit und mit dem Aufgebot aller seiner persönlichen Liebenswürdigkeit bewerben, ehe er auf das Recht Anspruch machen könne, sie die seinige zu nennen! —

Ganz in Uebereinstimmung hiermit stand auch die bange Furcht, die er vor der ersten Entrevue, vor dem ersten tête-à-tête mit ihr empfand. Es würde ihm — wie wir schon gesehen haben — an Muth gefehlt haben, eine Zusammenkunft vorzubereiten; und bei einem unvorbereiteten Begegnen würde er Bêtisen begangen haben, wie ein verliebter Gymnasiast.

Unter solchen Umständen war der Graf bei der Nachricht von der seiner Gattinn bevorstehenden Veränderung zu gleicher Zeit qualvoll und rathlos.

Er hätte sich gern sogar dem jungen Kraczewsky völlig anvertraut und bei ihm Rath und Beistand gesucht. Allein einmal war dieser Jüngling selbst ein Verliebter, so daß ein Blinder den andern hätte leiten müssen, und sodann fürchtete der Graf mit Recht, daß er durch das Bekenntniß seiner Schwäche allen Einfluß auf seinen Bekannten ver-

loren und damit das Gelingen seines industrieritterlichen Planes in Frage gestellt haben würde.

Dies aber durfte in keinem Falle geschehen. Es wäre den furchtbaren Statuten des Ordens eben so sehr zuwider gewesen, wie den persönlichen Neigungen des Grafen.

Die Stimme seines Herzens konnte nie so laut sein, daß dadurch die Gebote seines Egoismus übertönt worden wären.

6.

Ein unerwarteter Besuch.

Als der innere Zwiespalt, in welchem sich der Graf befand, den höchsten Grad erreicht hatte, wurde er von einem Besuche überrascht, der ihm zwar nicht ganz unerwartet, aber doch sehr ungelegen kam.

Er saß eines Abends, tief in Gedanken versenkt, auf einem kostbaren Fauteuil nahe dem Kamin, in welchem ein kleines Feuer knisterte.

Seine Augen blickten so theilnahmlos in die Flammen, als herrsche in seiner Brust der tiefste Frieden und in seinem Gehirn diejenige Ruhe, von welcher wir fälschlich glauben, daß sie der Geist während eines gesunden Schlafes genieße. — Und doch tobte es in seinem Busen; und doch gährte es in seinem Schädel!

Seine Gefühle rüttelten Ideen wach, und seine Ideen suchten die Gefühle zu bekämpfen.

Die Pendule auf dem Kamingesims hatte den Verfluß der zehnten Stunde angezeigt. Es war die Zeit, zu welcher sich der Graf entweder in eine Soirée der aristokratischen Welt oder in den berühmten Jockeyclubb begab, dessen Mitglied er geworden war.

Dieser Jockeyclubb, bestehend aus dem reichsten Adel der Hauptstadt, befand sich gerade in demjenigen Stadium seiner Existenz, in welchem das hohe Spiel als die fashionableste aller Passionen betrachtet wurde.

Ein besonderes, höchst elegant und comfortable eingerichtetes Zimmer war ausschließlich der Fröhnung dieser Leidenschaft gewidmet, ohne daß es jedoch in seiner Einrichtung die geringste Aehnlichkeit mit dem Salon gehabt hätte, den wir im Kurhause zu Heimburgshöh kennen gelernt haben.

Man sah weder ein Roulette noch einen Tisch für das Trente-un. Beide Spielarten galten nicht als gentlemanlike und wurden im Clubb grundsätzlich nicht geduldet. Es befanden sich daher in dem Zimmer nur gewöhnliche Spieltische, wie sie zur Veranstaltung einer Whist-, Boston- oder L'Hombre-Partie in jeder eleganten Haushaltung zum Meublement gehören.

Mit geringer Ausnahme spielte man im Clubb

überhaupt nur zwei Arten von Spielen: Whist und Faro. Damit waren alle Bedürfnisse Derjenigen, die im Spiele Genuß oder Gewinn suchten, vollständig befriedigt.

Wer eine Neigung dazu hatte, die Chancen des Spiels mittels seiner Geisteskräfte zu lenken, fand die Gelegenheit dazu im Whist; und damit auch hierbei der Leidenschaft des Geldgewinns Rechnung getragen werden konnte, war die Höhe des Points so völlig unbeschränkt, daß man nach Umständen die Fiche zu 100 Pfund Sterling spielte.

Wer nun aber seinen Spielgenuß darin suchte, daß der bloße Zufall über Gewinn und Verlust entschied, für den war das Faro da, welches zu allen Zeiten als die Krone der Hazardspiele gegolten hat, trotzdem — oder vielleicht sogar weil — es in der Hand eines geschickten Banquiers für die Pointeurs oder unter den Machinationen eines geschickten Pointeurs für den Banquier das gefährlichste von allen ist. —

Als der Graf Wrsowecz von dem Ordensmeister der Freimünzer, den wir bereits unter drei verschiedenen Namen, als Felix, als Baron von Hartenfels und als Marchese von Corelli-Pistoja kennen gelernt haben, nach London gewiesen worden war, hatte er zunächst zwei Aufgaben erhalten:

Er sollte sich behufs eines späteren großartigen Planes mit den fünf oder sechs reichsten und ange-

sehensten Banquierhäusern bekannt und möglichst vertraut machen; und er sollte außerdem den Jockeyclubb zum Tummelplatze seiner industrieritterlichen Thätigkeit erwählen, um hier seine Geschicklichkeit in der Kunst der Kartenhandhabung im ausgedehntesten Maaße auszubeuten, natürlich unter der für den ganzen Orden maßgebenden Voraussetzung, daß er sich zu keinem Coup verleiten ließe, der zu dem geringsten Verdachte Anlaß geben könnte.

Der Graf war denn auch seiner Instruction gewissenhaft nachgekommen.

Er hatte zufolge seines Ranges und des Rufes von Reichthum, in den er sich ohne große Mühe gebracht, mit den Chefs der ersten Bankhäuser Londons eine vertraute Bekanntschaft angeknüpft; und diese war um so inniger, als er bei dem einen und dem andern von Zeit zu Zeit große Geldsummen deponirt hatte, ohne irgend eine Verzinsung derselben zu beanspruchen. Er verbat es sich förmlich, von solchen Kleinigkeiten gegen ihn zu reden.

Sein Credit wuchs dadurch allmälig riesenhaft. Indem er Summen von 50 bis 100 Tausend Pfund bei dem einen Banquier, wo er sie deponirt hatte, erhob, um sie bei einem andern niederzulegen, brachte er sich nicht allein in den Geruch eines fabelhaften Reichthums, sondern auch noch in den ihm weit vortheilhafteren eines Mannes, der in kurzer Zeit un-

ermeßliche Einnahmen bezog und eben so unermeßliche Ausgaben zu machen hatte.

Ein Jeder, der da weiß, um wie viel mehr der Credit auf dem bloßen Scheine, als auf dem wirklichen Besitze von Reichthume beruht, wird es begreiflich finden, daß der Credit des Grafen sowohl an der Börse wie auch in den Comtoirs der Banquierhäuser ein unbegrenzter werden mußte, um so mehr, als der Graf jede Gelegenheit, von diesem Credite irgend einen Gebrauch zu machen, sorgfältig vermied.

Aber woher bezog der Graf Wrsowecz alle diese Summen?

Diese Frage wird wahrscheinlich von denjenigen unserer Leser aufgeworfen werden, welche sich erinnern, daß die einzelnen Mitglieder des Ordens der Freimünzer von dem Gesamt-Capitale der Verbrüderung nur über drei Mal hundert Tausend Francs zu verfügen hatten.

Allein, wenn man erwägt, daß der Graf den zweiten Theil seiner Instruction, der ihn auf den Jockeyclubb verwies, eben so eifrig befolgt hatte, wie den ersten, so wird man im Stande sein, sich jene Frage erschöpfend zu beantworten, sobald man nur erfährt, daß der Graf nicht blos von Hause aus ein sehr geschickter Whistspieler war, sondern auch noch in Folge einer Unterweisung des Doctor Böhm

eine ungewöhnliche Kunstfertigkeit im Mischen der Whistkarte besaß.

Wir werden diese Kunstfertigkeit sehr bald Gelegenheit haben, kennen zu lernen. Daher bemerken wir hier nur noch ganz summarisch, daß es mittels derselben dem Grafen während eines kaum dreimonatlichen Aufenthalts in London und im Jockeyclubb gelungen war, die ungefähre Summe von 150,000 Pfund Sterling im Whist zu gewinnen.

Es gab Abende, an welchen er absichtlich zehn bis fünfzehn Fiches verlor; aber es gab noch mehr Abende, an denen er vierzig bis fünfzig Fiches gewann.

Diese hierbei beobachtete Politik war allein hinreichend, jeden etwa auftauchenden Verdacht zu entfernen. Und außerdem — — wer hätte daran denken sollen, daß es einem Manne, der in dem Rufe eines Millionairs stand, beim Spiele darauf ankommen könne, einige Tausend Pfund zu gewinnen.

Man würde auf diese Idee nicht gekommen sein, selbst wenn man das große Glück oder das feine Whistspiel des Grafen zum Gegenstande des Nachdenkens oder des Gesprächs gemacht hätte. Aber dies that man ja nicht einmal. Denn die Mitglieder des Clubbs waren viel zu noble, über Geldfragen viel zu erhabene und durchweg viel zu *aristokratische* Naturen, um nach geschlossenem Clubb

noch mit einem Gedanken auf die finanziellen Vorfälle in demselben zurück zu kommen.

Dieser Art nun war die Thätigkeit des Grafen Wrsowecz während seines bisherigen Aufenthaltes in London gewesen.

Sie war nur wenig unterbrochen worden durch die Aufnahme des zufällig gefundenen Planes auf das Vermögen des Lord Blackfield.

Erst als sich der Graf durch das Wiedererscheinen seiner bisher verschollenen Gattinn aus der Lethargie seines Herzens aufgeschreckt fand, und besonders als er in seiner Brust die Entdeckung machte, daß dies für so unbedeutend gehaltene Weib, ohne es nur zu wissen oder zu ahnen, einen fast dämonischen Einflüß auf ihn ausübte: da fing er an, auf seiner industrieritterlichen Bahn ein wenig zu schwanken.

In diesem Zustande befand er sich an dem erwähnten Abende, als der Schlag der Uhr ihn mahnte, den Jockeyclubb zu besuchen, während der Schlag seines Herzens ihn aufforderte, an das Haus seiner Gattinn zu eilen und dort — wie er schon einmal gethan — vor ihrem Fenster zu promeniren.

Er hatte sich eben entschieden, keiner dieser beiden sich widersprechenden Aufforderungen zu folgen, sondern einfach zu Hause zu bleiben, als die Glocke seiner Wohnung in einer sehr markirten Weise ertönte.

Bei diesem Klange der Glocke fuhr der Graf mit allen Zeichen der größten Erregung in die Höhe; denn er hatte in demselben ein Signum des Freimünzerordens erkannt: Kling! — kling-kling! — kling! —

Vielleicht kam man, um eine Art Rechenschaft von ihm zu fordern, zu der jedes Mitglied der Verbrüderung gegen das andere verpflichtet war. — In diesem Falle aber setzte er sich einer bedeutenden Rüge aus, denn seine Rechnungen waren in letzter Zeit ein wenig in Unordnung gerathen.

Auf der andern Seite erschien ihm indeß der Ordensbruder, wer er auch sein mochte, wieder willkommen; denn er durfte hoffen, in ihm einen Rathgeber und Beistand zu finden für diejenige Angelegenheit, welche ihn jetzt vorzugsweise beschäftigte, obwohl sie mit den Zwecken der Verbrüderung, wenigstens direct, nicht in der allerentferntesten Beziehung stand.

Als daher der Kammerdiener des Grafen in der Thür erschien, um zu fragen, ob sein Herr für den durch die Glocke angekündigten Besuch zu Hause sein wollte, erhielt er sogleich und noch ehe er seine Anfrage begonnen hatte, die Weisung:

„Führen Sie den Herrn sogleich zu mir herein!“ —

Der Kammerdiener ging, kam aber gleich darauf wieder zurück und meldete:

„Der Herr Marchese von Corelli=Pistoja!"

Hinter ihm schritt unser Held herein, indem er dem Grafen eine kurze, aber artige Verbeugung machte, ohne etwas Anderes zu sprechen als das Wort: „Willkommen!"

Auch dies Wort hatte eine Bedeutung, und sie wurde von dem Grafen sogleich verstanden; denn er gab seinem Kammerdiener den Befehl, das Zimmer zu verlassen, und die Weisung, daß er heut Abend für Niemand mehr zu sprechen sei.

Sobald sich der Kammerdiener entfernt hatte, nahm der Marchese den ihm vom Grafen neben sich angebotenen Sessel ein.

Er war auf die eleganteste und feinste Weise gekleidet. Aber wenn wir es uns auch ausdrücklich untersagt haben, auf Beschreibungen von Garderoben, Wohnungen und sonstigen zufälligen Aeußerlichkeiten einzugehen, so weit es nicht zum Verständniß unserer Erzählung nöthig ist: so müssen wir doch hier auf den charakteristischen Umstand aufmerksam machen, daß der Marchese an seiner Weste von echtem Utrechter schwarzen Sammet genau dieselben fünf Goldknöpfe von Dollarstücken und zwar in derselben Folge und Stellung trug, wie wir sie früher an dem Grafen gefunden und beschrieben haben.

Es schien also wohl ausgemacht, daß diese fünf Dollarknöpfe das Haupterkennungszeichen für die Mitglieder des Freimünzer=Ordens bildeten

Nachdem der Marchese Platz genommen hatte, ging er sogleich ohne Umschweif oder Einleitung auf den Zweck seines Besuches ein. Denn unter mehreren anderen vortheilhaften Anordnungen im inneren Verkehr der Verbrüderten gab es auch die: daß die Mitglieder sich in ihren geschäftlichen Verhandlungen — sei es mündlich oder schriftlich — aller unnöthigen Phrasen und besonders auch jener müßigen Neugiersfragen enthalten mußten, die als eine wahre Landplage in unserm gesellschaftlichen Leben grassiren.

„Haben Sie den heutigen „Morning-Herald" gelesen, Herr Graf?"

„Leider noch nicht, Herr Marchese."

Der Graf nannte — wie wir sehen — unsern Helden, seinen Ordensmeister, den er unter dem Namen Baron Hartenfels kannte, Herr Marchese, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es zu den weisen Gesetzen des Ordens gehörte, unter allen Umständen jedes Mitglied für das zu nehmen und als das zu behandeln, für was es sich im Augenblicke ausgegeben hatte.

Man sieht, die Mitglieder des Ordens waren zwar mit einander verbrüdert, allein sie sollten und durften nicht mit einander vertraut sein. Denn dadurch allein konnte es verhindert werden, daß sie sich vor den Augen der Welt gegenseitig Blößen ga-

ben, welche möglicherweise geeignet waren, die Existenz der ganzen Verbrüderung in Frage zu stellen.

„Also Sie haben den „Morning-Herald“ noch nicht gelesen?“ hob der Marchese wieder an. „Die Lecture dieses Blattes möchte ich Ihnen doch sehr anempfehlen, da dasselbe die beste Quelle abgiebt für die uns so nöthige Information über die Privatangelegenheiten der aristokratischen Welt.“

„Es ist wahr!“ entgegnete der Graf; „und ich vernachlässige diese Quelle auch durchaus nicht. Nur heute bin ich bei der Lecture unterbrochen worden, und habe den ganzen Tag über keine Gelegenheit und Zeit finden können, dieselbe wieder aufzunehmen. Enthält sie etwas für uns Bemerkenswerthes?“

„Ueberzeugen Sie Sich selbst, Herr Graf!“ erwiederte der Marchese, indem er ein Zeitungsblatt aus der Tasche zog und es ihm, eine Stelle mit dem Finger bezeichnend, hinhielt.

Der Graf las Folgendes:

„Der berühmte Tourist Marchese von Corelli-Pistoja, welcher fast alle lebenden Sprachen spricht, so daß man ihn stets für einen Eingeborenen des Landes hält, in welchem er auftritt, befindet sich seit einigen Tagen in London. Man sagt, es habe ihn zum Besuche unserer Hauptstadt nichts mehr angereizt, als der Ruf von Großartigkeit, Reichthum und Rouérie, den sich unser Jockeyclubb selbst auf dem Continent erworben hat; und es sei die Absicht

des Marchese, der bei seinem unermeßlichen Reichthum als die Krone aller italienischen Lebemänner gilt, durch eigene Beobachtung und Prüfung sich zu überzeugen, ob die Aristokratie des Inselreichs in jener Beziehung wirklich den Vergleich mit den geheimen aristokratischen Clubbs der appeninischen Halbinsel auszuhalten vermag."

„Begreifen Sie?" fragte der Marchese, nachdem der Graf das Zeitungsblatt wieder zusammengelegt hatte.

„Beinahe!" erwiederte der Graf.

„In Folge dieses natürlich durch mich selbst veranlaßten Artikels habe ich bereits heut eine Einladung erhalten, morgend Abend einer Sitzung des Jockeyclubbs beizuwohnen. Wie ich erfahren, macht man alle Anstalten zu einem Empfange, der mir imponiren soll. Unter andern ist Lord Blackfield, der in letzter Zeit den Clubb fast gar nicht mehr besuchte, ausdrücklich aufgefordert worden, die Honneurs zu machen, was so viel sagen will, daß wir einer Macht von zwei Millionen Pfund Sterling gegenüber stehen werden."

„Ich weiß das."

„Gut. Es käme nunmehr also nur darauf an, unsererseits alle Vorbereitungen zu treffen. Wie hoch beläuft sich der Baarfond, den Sie morgen Abend zur Disposition haben können?"

„Auf etwa 200,000 Pfund."

„Schön. Ich selbst habe etwa 300,000 Pfund

theils baar, theils in Wechseln bei mir. Wir werden deshalb vor keinem Angebote zurück zu schrecken brauchen; und es müßte seltsam zugehen, wenn uns diese Sitzung nicht wenigstens eine Million Pfund Sterling einbringen sollte."

„Und Ihr Plan über den einzuschlagenden Weg?"

„Er ist unter Ihrer Mithilfe überaus leicht durchzuführen; und ich werde Sie morgen Nachmittag vollkommen au fait setzen.

„Werden wir uns im Clubb kennen?"

„Nein! Sie werden es indeß veranstalten müssen, daß Sie bei der Whistpartie sind, die man mir jedenfalls proponiren wird."

„Das hat um so weniger Schwierigkeiten, als ich für den besten Whistspieler des Clubbs gelte."

„Herrlich! In diesem Falle werden Sie nur dafür zu sorgen haben, daß — wenn ich Ihr Partner bin — wir nur wenig Fiches gewinnen, und daß, — wenn Sie mich zum Gegner haben — mein Verlust bedeutend wird. Wir werden nur vier Robbers spielen, und Sie haben die Güte, das Spiel so zu leiten, daß Sie am Schlusse dieser vier Robbers meinen gesamten Verlust als Ihren Gewinn in Händen haben, während Gewinn und Verlust der beiden andern Spieler sich ziemlich ausgleichen."

„Aber dann sehe ich nicht ein — —"

„Sie werden es sogleich einsehen, wenn ich Ihnen sage, daß das Whist nur die Introduction zum

Faro sein soll, durch welches Letztere ich meinen Verlust wieder heimzubringen entschlossen bin. In wie weit ich nun dabei Ihrer Mithilfe bedarf, sollen Sie morgen erfahren. Wie spielt man das Faro? Ich habe noch nicht erfahren können, ob mit Biegekarten oder auf dem Tableau?"

„Nur mit Biegekarten."

„Und die Coupe?"

„Wie gewöhnlich mit der Hand. Ueberhaupt kennt man keine Art von Vorsichtsmaßregeln, und wenn man sie kennt, wendet man sie nicht an. Man hält dies nicht für gentlemanlike."

„Desto besser. — Haben Sie mir sonst noch Mittheilungen in Bezug auf Ihre eigenen Angelegenheiten zu machen?"

„Allerdings! Ich bedarf Ihrer Mitwirkung zu einem Plane, — der uns — falls Sie morgen von Lord Blackfield eine Million Pfund gewinnen — binnen wenigen Tagen in den Besitz seiner zweiten Million bringen soll."

„Ah!"

„Ich bedarf ferner Ihres Beirathes in einer Angelegenheit, welche — —"

Der Graf stockte unwillkürlich.

Nach dem Inhalte des bis jetzt zwischen Beiden geführten Gesprächs schien es ihm total abnorm, um nicht zu sagen, als eine Art von Blasphemie, auf den ihm räthselhaften Zustand seines Herzens

zu kommen. Er wußte nicht, wie er den Uebergang finden sollte vom Spiel zur Liebe, von einem Interesse des Bundes zu einer Angelegenheit seiner Person.

Deshalb stockte er unwillkürlich.

Der Marchese sah ihn verwundert an.

„Nun?" fragte er.

„Es ist, im Grunde genommen, eine viel zu persönliche Angelegenheit, als daß ich Sie damit behelligen dürfte."

„Ei, Herr Graf, die persönlichen Angelegenheiten haben in unserer Verbrüderung ihre Rechte nicht aufgegeben, wenn man ihnen auch die zweiten Rollen zugetheilt hat. Und wenn ich Ihnen daher mit Rath oder That von Nutzen sein kann, ohne die Grundsätze des Ordens verletzen zu müssen, so wird es mich aufrichtig freuen, Sie mir verbinden zu können."

„Nun, — auf morgen denn — Beides!"

Der Graf wäre nicht im Stande gewesen, sich heut zu expectoriren. Er bedurfte dazu der Sammlung, der Vorbereitung.

Der Marchese empfahl sich, nachdem er versichert hatte, sich am folgenden Tage pünktlich wieder einzustellen.

7.

Der Jockeyclubb.

Es war der Abend des Tages, zu welchem der Marchese Corelli-Pistoja von dem Vorstande des Jockeyclubbs die Einladung erhalten hatte.

Die Uhr war Neun vorüber.

Die Säle des Clubbs zeigten bei glänzender Beleuchtung eine Ueberfüllung an Personen, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie dazu bestimmt waren, die Ehre der Aristokratie Altenglands zu vertreten.

Man würde indeß sehr irren, wenn man glauben wollte, daß irgend eine Spur von neugieriger Erwartung auf den Gesichtern der Versammelten ruhte.

Nein! Dies würde dem Charakter des Engländers widersprochen und noch weit mehr gegen die Gesetze des guten Tons verstoßen haben.

Es ging vielmehr Alles den gewöhnlichen Gang. Man stand oder saß in Gruppen, man rauchte, man trank, man spielte Whist, man unterhielt sich über Hunde, Pferde und das nächste Wettrennen; und es fiel sogar nicht ein Wort über den Gast, den der Vorstand zu heut Abend eingeladen hatte.

Selbst als dieser endlich, von einem Vorstands-

mitgliede geleitet, herein trat, fand keine Veränderung in dem Leben und Weben des Ganzen statt, da eine allgemeine Vorstellung eingeführter Gäste nach den Statuten des Clubbs nicht üblich war.

Der Marchese befand sich in einem überaus einfachen Kleide, welches indeß durch die Art seines Schnittes und die Weise, es zu tragen, den Mann von Geschmack und Eleganz bekundete. An seinem Körper war nicht der geringste Schmuck zu sehen, weder Tuchnadel noch Hemdknöpfe, noch Uhrkette, noch Ringe. Selbst die Weste entbehrte heut der Hefteln von Dollarstücken, welche durch einfach übersponnene Knöpfe ersetzt waren.

Es wird stets für geschmacklos gelten, den Reichthum dadurch zur Schau zu tragen, daß man einen Theil desselben, wie die Wilden, an seinen Körper hängt. Es ist dies die Sitte der Emporkömmlinge des Geldes, der reichgewordenen Krämer und der Industrieritter niederen Grades, welche durch das Aeußere blenden wollen, weil ihr Inneres zum Blenden unfähig ist.

Die Einführung des Marchese in den Jockeyclubb bestand darin, daß er von seinem Begleiter durch die Säle geführt und hierbei dem einen und dem andern der Mitglieder vorgestellt wurde.

Er wußte Jedem im besten Englisch etwas Verbindliches zu sagen, und hatte nicht sobald den letzten der Säle durchschritten, als er sich auch schon

in der Mitte einer kleinen Gesellschaft befand, die sich bemühte, ihm ihr Unterhaltungstalent zu widmen.

Man sprach von Allerlei, wobei der Marchese einen außerordentlichen Scharfsinn in der Beurtheilung politischer und socialer Zustände entwickelte. Er verfehlte natürlich nicht, überall Parallelen zu England zu ziehen, und hierbei stets die Wagschaale zu Gunsten des Letztern sinken zu lassen.

Ehe daher eine halbe Stunde verging, war man schon darüber einig, daß der Marchese einer der gebildetsten und liebenswürdigsten Cavaliere sei, die jemals im Jockeyclubb eingeführt worden waren.

Nach und nach warf sich das Gespräch auf Deutschland und die rheinischen Bäder, welche von den touristischen Engländern stets in besondere Affection genommen werden, weil dort ihre Originalität, die in der Heimath Gewöhnlichkeit ist, am entschiedensten erkannt und angestaunt wird.

Die Unterhaltung über die Badeorte Deutschlands wurde um so interessanter, als sie sich auch auf Heimburgshöh warf, welches selbst den nicht gereis'ten Engländern bekannt war durch die immer wiederkehrenden, mit zolllangen Buchstaben in allen Zeitungen der Hauptstadt abgedruckten anpreisenden Annoncen.

Man fragte den Marchese, der sämtliche rheinischen Bäder besucht hatte, wie es sich denn mit der Richtigkeit dieser Annoncen verhalte, welche nicht

nur allen Kranken Gesundheit, sondern auch vom nächsten Jahre an den Spielern 50 Procent mehr Vortheile als die Banken aller übrigen Badeörter versprächen.

Der Marchese erwiederte hierauf:

„Was die Heilkraft der Mineralquellen betrifft, so muß ich gestehen, daß ich darüber bei aller Beobachtung und eingezogenen Erkundigung noch nicht im Stande bin, ein günstiges Urtheil abzugeben. Freilich bin ich in Beziehung auf die Hauptfrage schon von vorn herein der Ungläubigen einer und von der Ueberzeugung durchdrungeu, daß es überhaupt nur wenige Mineralquellen geben wird, welche den gelehrten Anpreisungen der Aerzte unbedingt entsprechen. Ich möchte mich sogar mit der Behauptung hervor wagen, daß die Mineralwässer als solche, nämlich als Mineralien enthaltende Flüssigkeiten, der unverdaubaren Mineralien wegen gar keinen Stoffwechsel erzeugen können, der am Ende doch die Grundbedingung der radicalen Heilung ist. Für ein Heilmittel in der wahren Bedeutung des Wortes halte ich daher die Mineralquellen nicht und finde eine Unterstützung dieser meiner Ansicht vielleicht in der Thatsache, daß noch kein krankes Thier durch seinen heilkünstlerischen Instinct auf die Idee gekommen ist, Mineralwasser zu saufen, während wir täglich sehen, daß dergleichen Thiere das Remedium in Pflanzenstoffen suchen und finden."

„Was nun aber die Mineralquellen von Heimburgshöh speciell betrifft, so weiß ich aus Erfahrung, daß die dortige Spielpachtung ihre Heilkraft nicht nur öffentlich anpreis't und von bezahlten Scribenten anpreisen läßt, sondern daß sie auch in den größeren Städten Europa's mit ihrem Gelde viele Aerzte besticht, damit dieselben reichen Kranken den Besuch jenes Badeortes als Bedingung der Genesung anempfehlen. Was die Pachtung der Spielbank damit bezweckt, ist an sich klar; und außerdem hat auch die Erfahrung gelehrt, daß noch kein Kranker in Heimburgshöh seine Genesung, sondern im Gegentheile mancher Gesunde jahrelanges Elend und oft plötzlichen Tod gefunden hat."

Die Gesellschaft hörte dieser charakterisirenden Auseinandersetzung mit dem größten Interesse zu, weshalb der Marchese nach kurzer Pause also fortfuhr:

„Ganz ähnlich verhält es sich mit der Anpreisung der Vortheile, welche die dortige Spielbank den Spielern versprochen hatte. Wenn sie sagte, sie gewähre ihnen 50 Procent mehr Vortheile als die übrigen rheinischen Bäder, so ist dieser Ausdruck nichts als eine stylistische Taschenspielerei; denn sein eigentlicher Begriff heißt: die Heimburgshöher Spielbank übervortheilt die Spieler um 50 Procent weniger, als die andern rheinischen Spielbanken. Uebervortheilt werden sie da und dort; und die ganze

Prahlerei läuft auf eine bloße Zeitfrage hinaus, indem der Spieler an der Heimburgshöher Bank durch deren 50 Procent erst in zwei Monaten dahin gebracht wird, wohin er sich an den andern Banken durch deren 100 Procent schon in einem Monat gebracht sieht, nämlich zu seinem unvermeidlichen Ruin!" —

„Ist dies jetzt nicht zu Ende? Denn wie mich dünkt, brachten die Journale vor einiger Zeit die Nachricht, daß die Bank von Heimburgshöh auf eine ganz originelle Weise gesprengt und dadurch völlig aufgehoben sei."

Diese Worte wurden von einem alten Manne in ehrwürdigem weißen Haar gesprochen, der in der Nähe der Gruppe auf einem Divan saß und die Unterhaltung schweigend mit angehört hatte.

Indem sich der Marchese gegen den Sprecher wandte, um dessen Frage zu beantworten, trat der Herr, der ihn eingeführt hatte, hervor und bezeichnete den Frager als Lord Blackfield, worauf er diesem den Gast des Clubbs als den Marchese von Corelli-Pistoja vorstellte.

Nach den üblichen Verbeugungen ergriff der Marchese das Wort, um dem Lord auf dessen Frage zu dienen.

„In der That, Mylord," sagte er, „dies satanische Institut hat sein Ende gefunden. Ich selbst

war Augenzeuge von dem tragischen, aber wohl verdienten Ausgange, den es nahm."

„Sie scheinen kein Freund des Spiels zu sein!" warf Lord Blackfield leicht hin. „Was halten Sie davon?"

„Ich betrachte das Spiel für Leute, auf deren physische Existenz es keinen Einfluß hat, als einen interessanten Probirstein für den Charakter und die Erziehung."

„In wie fern?"

„Durch die Art, wie man sich im Gewinn und Verlust benimmt."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, ein Mann, welcher im Gewinn seine Freude nicht verbergen kann und im Verlust seinem Mißmuth freien Lauf läßt, wird dadurch stets manifestiren, daß es ihm an einer noblen Erziehung und an einem großartigen Charakter gänzlich fehlt."

„Sie mögen nicht Unrecht haben. Spielen Sie?"

„Zu Zeiten und nach Umständen sehr gern."

„Heut zum Exempel? Ist Ihnen ein Robber Whist gefällig?"

„Ich bin Eurer Lordschaft sehr verbunden. Werde ich mit Ihnen die Ehre haben?"

„Die Ehre vindicire ich mir. Ich fürchte zwar, etwas schwach zu sein; allein wir haben hier einige ganz exquisite Whistspieler, zum Beispiel, den Grafen Wirscho — — o! diese polnischen Namen sind

für eine englische Zunge sehr schwer, besonders wenn diese Zunge schon sechs Decennien hindurch Dienste gethan hat."

„Der Graf Wrsowecz wird sich eine Ehre daraus machen, mit Eurer Lordschaft von der Partie zu sein!" erklärte unser Bekannter, indem er hervortrat.

Der Begleiter des Marchese gab einigen Dienern ein Zeichen, worauf diese mit der gelassenen Eile englischer Domestiken einen Spieltisch arrangirten.

Der Lord, der Marchese, der Graf und das Vorstandsmitglied nahmen Platz, nachdem man die Partner ausgeloos't hatte.

Ein großer Theil der übrigen Gesellschaft gruppirte sich um die Spieler.

„Wie hoch die Fiche?" fragte der Graf.

„Dies zu bestimmen, ist Sache des Herrn Marchese!" bemerkte der Lord.

„Was ist üblich im Jockeyclubb?" fragte der Marchese.

„Der höchste Point, der hier gewöhnlich vorkommt, ist 100 Pfund," antwortete das Vorstandsmitglied.

„So denke ich, bleiben wir bei dem Point zu 100 Pfund!" proponirte der Marchese.

Man war natürlich damit einverstanden und das Spiel begann.

Wir müssen indeß davon abstehen, dem Leser alle Vorgänge dieses in vieler Beziehung höchst interessanten Spiels mitzutheilen; denn es würde ihn in der Beschreibung ermüden.

Wir wollen ihm daher blos diejenige Machination zu erklären versuchen, durch welche es dem Grafen und dem Marchese gelang, das von Beiden beabsichtigte Resultat herbei zu führen:

Whistspieler wissen, wie gewöhnlich es ist, daß es zwei Stiche giebt, welche aus acht Blättern von gleicher Farbe bestehen. Da die Stiche während des Spiels geordnet vor den Spieler hingelegt werden, so ist es beim Wiederaufnehmen der Stiche zu einer neuen Mischung nicht sehr schwer, acht Karten von einer Farbe oben auf den Talon und acht Karten von einer andern Farbe unten an den Talon zu bringen.

Dies nun thaten die beiden Industrieritter, so oft einer von ihnen am Geben war, mit um so größerem Erfolge, als sie sich einander in die Hände arbeiteten. Es war die nämliche Operation, welche der Graf schon vielfach für sich allein angewandt hatte, um im Whist den Sieg zu erringen.

Sobald die Karten in der beschriebenen Lage waren, begann eine eben so geschickte wie graziöse Mischung, durch welche die acht oberen mit den acht unteren Karten dergestalt zusammen kamen, daß die beiden Farben sich abwechselten, z. B. ein Coeur, ein Trefle, — ein Coeur, ein Trefle, — ein

Coeur, ein Trefle u. s. f. Die also arrangirten sechszehn Karten wurden nun durch die Mischung in die Mitte des Talon gebracht und dieser alsdann dem Nebenmann rechts zum Abheben präsentirt.

Da jeder unbefangene Spieler den Talon ziemlich in der Mitte abhebt, so wurden dadurch die sechszehn arrangirten Blätter coupirt, so daß eines von ihnen nach dem Abheben das unterste und dadurch à tout wurde.

Zugleich aber trat nun auch der Fall ein, daß beim Geben die acht Karten der à tout=Farbe auf den Geber und seinen Partner, die acht Karten der andern Farbe dagegen den Gegnern zufielen. Der Geber und sein Partner hatten also unter allen Umständen acht Atouts, ungerechnet diejenigen, welche ihnen noch von den übrigen fünf durch Zufall zu Theil wurden. Es war also klar, daß sie ihren Gegnern außerordentlich überlegen sein mußten; und eben so begreift man, wie man mittels dieser Machination Gewinn und Verlust nach der Seite hin lenken konnte, wohin man es haben wollte.

Da nach jedem Robber die Spieler ihre Plätze wechselten, so daß nach Verlauf von drei Robbers Jeder mit jedem der andern drei Spieler zusammen gekommen war, so konnte das von den Industrierittern beabsichtigte Resultat mit leichter Mühe erzielt werden.

Und es war erzielt, als man sich am Ende des

vierten Robbers befand, und der Marchese sein Portefeuille zog, um seinen Verlust zu bezahlen. Derselbe betrug 42 Fiches oder 4200 Pfund Sterling. Der Graf hatte 50 Fiches gewonnen, Lord Blackfield 14 Fiches, woraus denn folgte, daß das Vorstandsmitglied seinerseits mit 22 Fiches im Verlust geblieben war.

„Sie wollen schon endigen?“ fragte der Graf den Marchese, als dieser ihm die 4200 Pfund Sterling hinschob, und das Vorstandsmitglied, dem Beispiele folgend, seine Rechnung dadurch berichtigte, daß es an den Lord 1400 und an den Grafen 800 Pfund zahlte.

„Offen gestanden,“ antwortete der Marchese, „fühle ich mich durch alle Geschicklichkeitsspiele sehr bald ennuyirt. Es ermüdet mich die Anstrengung des Geistes, die dazu nothwendig ist, um so mehr, als keinerlei Aufregung dabei stattfinden kann. Beim Hazardspiele ist dies umgekehrt, und darum entspricht dasselbe auch der ureigenen Natur des Spiels bei weitem mehr.

„Würde Ihnen alsdann eine kleine Farobank angenehm sein?“ fragte das Vorstandsmitglied, welches eifrig bemüht war, alle Wünsche des ehrenwerthen Gastes zu errathen und zu befriedigen

„Ich muß Ihnen,“ erwiederte der Marchese, zu dem Frager gewendet, „in dieser Beziehung eine besondere Schwachheit bekennen: Eine kleine Farobank

würde ohne alles Interesse für mich sein, da sie mir nicht diejenige Aufregung in Aussicht stellt, von welcher ich eben sprach. Wenn ich spiele, spiele ich nur sehr hoch."

8.

Faro.

Diese versteckte Reprimande verfehlte auf die stolzen Söhne Albions nicht ihre Wirkung.

Lord Blackfield nahm mit einem bezeichnenden Lächeln das Wort, indem er sagte:

„Ich erbiete mich sehr gern dazu, hunderttausend Pfund aufzulegen; und eine solche Summe war es auch wohl, welche mein sehr ehrenwerther Freund durch den Ausdruck „kleine Bank" bezeichnete."

„In der That, Mylord, habe ich auch eine geringere Summe nicht darunter verstanden!" entgegnete der Marchese mit einen noch bezeichnenderen Lächeln. „Und zum Beweise dessen biete ich der ehrenwerthen Gesellschaft eine Bank von fünfmalhunderttausend Pfund an."

Es darf nicht verschwiegen werden, daß sich bei diesem Anerbieten unter den Umstehenden eine Art bewunderndes Erstaunen zeigte.

Man war also bereits in dem ersten Stadium

eines Wettstreites angelangt, und dabei fühlten sich die Engländer ganz in ihrem Elemente.

Während der Marchese sein Portefeuille hervor nahm und eine Unmasse großer Banknoten nebst einigen Wechseln auf Londoner Häuser über bedeutende Summen entfaltete, rief Lord Blackfield in munterem Tone:

„Sehr gut, Herr Marchese, sehr gut! und ich verspreche Ihnen, Sie total in die Luft zu sprengen."

„Eure Lordschaft werden mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir diese Ehre erzeigen!" erwiderte der Marchese in verbindlichster Weise und mit der heitersten Laune von der Welt. „Aber könnten wir nicht einen größeren Tisch haben, womöglich einen runden, um den Gesellschaftskreis größer und gemüthlicher zu machen?"

Während das Vorstandsmitglied seine Befehle zu dem Arrangement giebt und die Diener den gewünschten Tisch, große silberne Armleuchter, neue Karten für die Bank und Bücher für die Pointeurs herbeischaffen, müssen wir den Lesern erklären, auf welche Weise der Marchese in den Besitz der 300,000 Pfund gekommen war, die mit den 200,000 des Grafen die halbe Million ausmachten, zu deren Auflegung er sich verpflichtet hatte.

Diese 300,000 Pfund bestanden in Wechseln auf englische Banquierhäuser, mit denen Mainzer in geschäftlicher Verbindung stand.

Bis zum Belaufe seines Credit hatte Mainzer die von ihm gezogenen Wechsel von den betreffenden Häusern acceptiren lassen, über dieses Credit hinaus waren die Wechsel von ihm nur gezogen, ohne acceptirt zu sein. Allein da die Wechsel sämtlich von einem und desselben Trassanten herrührten, so konnten die acceptirten sehr gut als Rückendeckung für die nicht acceptirten dienen, um so eher, als sie — wie der Aussteller sehr wohl wußte — nie zur Präsentation kamen. — Der Heimburgshöher Banquier setzte in den Chef der ehemaligen Contrebank das blindeste Vertrauen; und so geschah es denn, daß der Letztere fähig wurde, durch den Credit unendlich viel mehr zu wirken als durch die baaren Kräfte. —

Nachdem der Marchese die versprochene halbe Million theils in Gold, theils in Banknoten und größtentheils in den erwähnten Wechseln aufgelegt hatte, fragte er den Grafen Wrsowecz, ob er ihn wohl um die Gunst bitten dürfe, an seiner Statt das Abziehen zu übernehmen.

Der Graf erklärte sich mit vieler Artigkeit dazu bereit und nahm seinen Platz neben dem des Marchese.

„Wie," fragte indeß plötzlich Lord Blackfield, indem er sich an den Marchese wandte, „Sie wollen nicht selbst tailliren?"

„Ich bitte um Verzeihung, Mylord!" entgegnete unser Held; „allein es giebt für mich auf der Welt

nichts Langweiligeres, als dies monotone mechanischeng Abziehen, welches mich zur völligen Passivität verdammt und mir jede Gelegenheit zu selbsteigenem Handeln vorenthält. — Lassen Sie den Grafen für meine Rechnung Bank machen, und ich bin sogar im Stande, zum bloßen Zeitvertreibe, oder besser zur Beobachtung der Chancenschwankungen gegen meine eigene Bank zu pointiren."

„Aber, Herr Marchese," wendete der Lord ein, „dies erscheint mir — verzeihen Sie — ein wenig seltsam. Sie ziehen also das Pointiren dem Bankhalten vor?"

„Unbedingt!" bestätigte der Marchese. „Es ist sogar eigentlich mein Grundsatz, niemals Bank zu legen, und nur der Wunsch, der verehrten Gesellschaft das Vergnügen einer großen Bank zu bereiten, hat mich heut dazu vermocht."

Dieser allerdings nicht sehr feine Stich saß mitten im Fleisch. — Das hieß, die Söhne Altenglands an der schwächsten Seite ihrer Ambition angreifen.

Deshalb nahm auch Lord Blackfield sogleich das Wort, indem er sagte:

„Aber in diesem Falle ist es ja an uns, unserm werthen Gaste das Vergnügen einer großen Bank zu bereiten, und ich bitte ihn dringend, mir zu erlauben, dies dadurch zu thun, daß ich eine Million Pfund Sterling auflege."

Dies überraschende Angebot, durch welches die Ehre Altenglands gerettet wurde, verfehlte nicht, der Gesellschaft trotz ihrer noblen Indolenz in Geldsachen einige laute Cheers zu entlocken.

Der Marchese aber verbeugte sich gegen den Lord zum Zeichen seiner Zustimmung, indem er nur noch scherzhaft bemerkte:

„Doch Eure Lordschaft müssen mir erlauben, jetzt das zu sagen, was Sie vorhin gegen mich äußerten: ich verspreche Ihnen, Sie total in die Luft zu sprengen.“

„Und ich,“ erwiederte der Lord, „werde mir dagegen Ihre Replik aneignen: der Herr Marchese werden mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir diese Ehre erzeigen.“

Damit zog er sein Portefeuille, dessen Inhalt er vor sich hin legte. Beim flüchtigen Durchzählen fand sich, daß es nur etwas über 50,000 Pfund enthielt.

„Ich werde sogleich zu meinem Banquier schicken,“ fuhr er fort, als er die geringe Summe überschaut hatte, „damit er den Fond für die Bank herbei schafft.“

„Sollte dies nicht überflüssig sein, Mylord?“ fragte der Marchese. „Ich wenigstens wäre ganz dafür, daß Ihre Bank in Marken zahlte.“

„Ich bin Ihnen für Ihr Vertrauen gar sehr verbunden, Herr Marchese!“ erwiederte der Lord;

„und wenn es der ehrenwerthen Gesellschaft überhaupt recht ist —"

„Gewiß! — Ohne Zweifel! — Keine Frage!" rief man von verschiedenen Seiten.

Die Diener brachten mehre Kästchen mit Marken.

Als man den Werth dieser kleinen knöchernen Plättchen bestimmte, konnte sich der Marchese eines Lächelns nicht erwehren, indem er bedachte, daß dies auch eine Art Freimünzerei war, und zwar eine durchaus ehrliche, reelle, wie sie ihm einst, da er seinen „Musterstaat" schrieb und sein großes Finanz-Project entwarf, zur Heilung der socialen Uebel vorgeschwebt hatte.

Man legte den Eckmarken den Werth von 50,000, den runden den von 10,000 und den Fiches den von 1000 Pfund bei. Man bestimmte, daß kleinere Points in baarem Gelde gesetzt und Points unter 100 Pfund nicht angenommen werden sollten. Eine Limite des höchsten Satzes wurde als der Noblesse des Spiels zuwider von vorn herein nicht beliebt, so daß jeder Spieler die Macht hatte, die ganze Bank auf eine Karte zu halten.

Diejenigen, welche Lust hatten, sich als Pointeurs an dem Spiele zu betheiligen, setzten sich um den großen runden Tisch herum; die Uebrigen standen neugierig und aufmerksam im Kreise dahinter.

Der Graf saß zur linken Seite des Marchese,

dieser zur linken Seite des Lord Blackfield, welcher die Karten zum Tailliren in die Hand nahm.

Das Spiel begann.

Lord Blackfield mischte mit lordschaftlicher Nonchalance, bot dem Marchese den Talon zum Abheben hin und begann zu tailliren.

Die Pointeurs, ihre Bücher in den Händen, legten die zu besetzenden Karten vor sich hin und die Sätze davor.

Das Vorstandsmitglied assistirte dem Lord als Croupier.

Der Marchese setzte stets nur eine Karte, die er während der ganzen Taille nicht wechselte, aber im Verlust durch den Satz forcirte. Seine gewöhnliche Mise war 50,000 Pfund.

Was den Grafen betrifft, so machte dieser sich das Vergnügen, zwar mit den niedrigsten Sätzen zu pointiren, aber im Falle des Treffens Paroli, Sept-le-va und selbst Quinze-le-va zu biegen, und die verschiedenen Factoren allmälig auf eine Karte zu bauen.

So mochte das Spiel etwa acht Taillen hindurch gedauert haben, ohne daß es auf irgend einer Seite zu einem bedeutenden Verlust oder Gewinn gekommen war.

Der Marchese schien ungeduldig zu werden.

„O!“ rief er aus, als der Lord von neuem die

Karten mischte, „man muß die Bank kräftiger angreifen, wie ich sehe!“

Der Lord bot ihm die gemischte Karte zum Coupiren.

Der Marchese erfaßte sie zwischen dem Daumen und den drei nächsten Fingern der rechten Hand, um sie in der Mitte abzuheben.

In diesem Augenblicke bückte sich der Graf Wrsowecz ein wenig auf den Tisch hin, wie um auf einer vor ihm liegenden Banknote eine kleine Schrift zu lesen. Dabei wandte sich die Pupille seines Auges scharf nach der abhebenden Hand des Marchese.

Diese Hand führte eine kleine, unbedeutende und für jeden Andern als den Grafen unsichtbare Operation aus. Der Daumen nämlich blätterte von dem abgehobenen Theile des Talon die zwei untersten Karten ein wenig ab, so daß der Graf einen flüchtigen Blick auf die drittletzte Karte werfen konnte.

Es war das Werk einer Secunde.

Als der Lord den liegen gebliebenen Theil des Talon aufgehoben hatte, senkte der Marchese den abgehobenen wieder auf den Tisch, worauf das Abheben oder die Coupe dadurch vollbracht ward, daß der Lord diesen zweiten Theil des Talon unter den ersten nahm.

Die von dem Grafen erspähte Karte war somit die drittletzte im Talon, das heißt, es war die Gewinnkarte des vorletzten Abzuges.

Sobald die Coupe in der angegebenen Weise vollendet war, zog der Graf aus seinem Pointir-Buche einen Buben hervor und legte ihn in der Querlage vor sich hin, was — wie jeder Farospieler weiß — für den Banquier das Zeichen ist, daß die also gelegte Karte doppelt so viel gilt als die darunter in geraden Lage liegende.

Aber dies Zeichen bedeutete in diesem Falle auch Etwas für den Marchese, was wir daraus ersehen, daß dieser für die bevorstehende Taille eine Dame erkor, um ihr sein Glück anzuvertrauen.

Für überflüssig halten wir es fast, zu bemerken, daß die von dem Grafen erspähte drittletzte Karte eine Dame war, daß aber die beiden Industrieritter verabredet hatten, die erkannte Karte zur Vermeidung jeder Auffallendheit durch die nächst niedrige zu bezeichnen.

Ueber den Erfolg der ganzen Operation werden wir wenig mehr zu sagen haben. Wir können den Leser nicht einmal mehr überraschen, da wir uns durch das Bestreben, ihm den industrieritterlichen Coup recht deutlich zu machen, der Mittel zur Ueberraschung beraubt haben.

Er erfahre daher nur ganz einfach, daß in der bevorstehenden Taille die Dame, sobald sie drei Mal heraus war, einen eben so sicheren Gewinncoup gab, wie ihn der Baron von Hartenfels zu Heimburgshöh am Trente-un für den letzten Abzug berechnet hatte.

Nur wenn die Dame plié lag, so daß also auch die viertletzte Karte eine Dame war, hätte die Hälfte des Satzes verloren gehen können. Allein ob dieser Fall eintreten konnte, oder nicht, das ersah der Marchese bis zum entscheidenden Momente sehr leicht. Er konnte eintreten, wenn bis zum vorletzten Abzuge die Dame nur zwei Mal heraus war; aber er konnte nicht eintreten, und die Dame mußte gewinnen, wenn sie bis dahin drei Mal heraus gekommen war.

Die Taille begann.

Der Marchese hatte die Dame mit 100,000 Pfund besetzt. Beim zehnten Abzuge fiel sie plié.

Er gab ein leichtes Zeichen von Unwillen von sich und bog die Karte für die Bank.

Einige Abzüge später fiel die Dame links; sie hatte also verloren.

Der Marchese gab sich Mühe, etwas Unwillen an den Tag zu legen; denn in seinem Innern war er höchlichst erfreut, daß die Dame drei Mal heraus war.

Jetzt mußte sie unter allen Umständen gewinnen; und das war der Coup, den der Marchese durch seinen Besuch des Jockeyclubbs mit so vieler Vorsicht und Umsicht zu erzielen unternommen hatte.

Nachdem die verlorenen 100,000 Pfund dem Lord Blackfield hingeschoben worden waren, besetzte der Marchese die Dame mit 200,000 Pfund.

Zwei Abzüge gingen vorüber.

„Va banque auf die Dame!“ rief er plötzlich, indem er alle Werthpapiere auf die Karte schob.

Es fiel dem Lord nicht im entferntesten ein, die Summe nachzählen zu wollen. Und wenn der Marchese keine Guinee bei sich gehabt hätte, so würde er ihm die Bank gehalten haben, da sie selbst ja nur aus Marken bestand, denen der Marchese blindlings Vertrauen geschenkt hatte.

Der Lord sagte daher auch unmittelbar nach dem Rufe mit der Seelenruhe eines harmlosen Schäfers: „Es gilt!“ und zog langsam weiter ab.

Die Taille ging zu Ende. Nur noch zwei Abzüge waren vorhanden. Jetzt mußte sich der große Coup entscheiden, und es ist nicht zu leugnen, daß die Gesellschaft dieser Entscheidung mit einem ganz ungewöhnlichen Interesse entgegen sah.

Nur die beiden dabei wesentlich Interessirten, der Lord und der Marchese, zeigten eine wahrhaft stoische Ruhe, der erstere Anstands halber, der letztere, weil er allem Zweifel überhoben war.

Der Lord zog ab.

„Zehn — Dame!“

Ein eigenthümliches Gemurmel des Erstaunens, der Befriedigung und der Erleichterung ließ sich im Kreise der Zuschauer vernehmen.

Der Lord aber machte dem Marchese eine verbindliche Kopfbeugung, durch welche er ihm ausdrücken wollte, daß er ihn sogleich befriedigen würde.

Hierauf that er den letzten Abzug, legte die Karten zusammen und machte sich dann sofort an die Rechnung.

Nachdem sämtliche Marken eingelös't worden waren, ergab sich, daß die Bank, als sie gehalten worden war, eine Million und 140,000 Pfund Sterling betragen hatte.

Der Lord zahlte dem Marchese den letzteren Posten, der zum größten Theile von ihm selbst herrührte, baar aus, ließ sich sodann ein Schreibzeug bringen, nahm aus seiner Schreibtafel eine seiner Visitenkarten, schrieb darauf die Worte nieder: „Good for one million L. St. — Lord Blackfield“ und überreichte sie dem Marchese in der artigsten Weise von der Welt mit den Worten:

„Auf Morgen, Herr Marchese! Wenn Sie mir die Ehre schenken wollten, eine Suppe mit mir zu essen, würden Sie mich sehr verbinden.“

Der Marchese gab durch eine Geberde zu erkennen, daß er sich durch die Einladung geschmeichelt fühle und sie annehme.

Hierauf bot ihm Lord Blackfield den Arm, um mit ihm ein wenig durch die Säle zu promeniren, während die übrigen Mitglieder des Clubbs sich zerstreuten.

Von dem Verluste des Lord und dem Gewinne des Marchese wurde kein Wort weiter gesprochen. Die Sache war vorbei und folglich abgethan.

Der Lord und der Marchese selbst unterhielten sich über die politischen Verhältnisse Ost-Indiens.

Dann wurde ein kleines Souper eingenommen, bei welchem edle Weine die edle Gesellschaft in die heiterste Laune versetzten, bis die Uhr durch den Schlag Drei an's Nachhausegehen gemahnte.

9.

Verabredungen.

Es ist der Genialität eigenthümlich, daß sie die widerstrebendsten Elemente, selbst persönliche Antipathieen niederschlägt und in ihr Gegentheil verwandelt, sobald eine Gelegenheit kommt, sich geltend zu machen.

Wir wissen aus früheren Andeutungen, daß der Graf Wrsowecz eine solche persönliche Antipathie gegen den Großmeister des Freimünzer-Ordens empfand.

Als er aber durch das Auftreten desselben im Jockeyclubb, so wie durch den Sieg des Marchese über die Million des Lord Blackfield, unwillkürlich zur Bewunderung für den jungen Mann hingerissen wurde, da schwand in ihm jede Spur von Antagonismus, und er gab sich der höheren geistigen Gewalt desselben rückhaltslos hin.

Die Folge davon war, daß er den Marchese nicht nur in die Intrigue, welche er zur Erlangung des Restes vom Blackfield'schen Vermögen eingeleitet hatte, sondern auch in den seltsamen Zustand seines Herzens einweihte.

Der Marchese hörte die erstere Eröffnung mit Interesse, die letztere mit rein menschlicher Theilnahme an.

„Streng genommen," sagte er, „widerspricht Ihre Intrigue den Zwecken des Ordens. Dieselben gehen allerdings dahin, die Richtung unserer Zeit, durch alle speculativen Mittel Geld zu gewinnen statt zu verdienen, zur äußersten Consequenz zu bringen. Allein diese Mittel dürfen doch niemals den Charakter des absolut Strafrechtswidrigen tragen, und wo sie dies thun, da müssen sie wenigstens ihre innere Rechtfertigung finden durch eine Analogie mit solchen Handlungen, welche in Folge der Inconsequenz der Strafgesetzgebung als straflos angesehen werden. — Wir verbessern das Glück im Spiel durch unsere Geschicklichkeit. Das Strafrecht nennt dies Betrug; allein nichtsdestoweniger gestattet es offen, daß man in andern Fällen täglich das Glück des Spiels durch Geschicklichkeit verbessert. Denn was giebt auch beim ehrlichsten Spiele im Whist, Boston, L'Hombre 2c. den Ausschlag, als die größere Geschicklichkeit? Ist hierbei der weniger Geschickte nicht eo ipso übervortheilt? Ist dabei, da der Zufall der guten und schlech=

ten Karten sich naturgemäß ausgleicht, nicht Jeder die Beute Desjenigen, der sich eine größere Geschicklichkeit angeeignet hat? Ist das nicht von vorn herein industrieritterliches Spiel? Denn was thut der sogenannte falsche Spieler anders, als daß er sich den günstigen Ausfall durch seine Geschicklichkeit sichert, durch die Geschicklichkeit, die Karten zu seinem Vortheile zu mischen und zu handhaben, wie der sogenannte ehrliche Spieler sich den günstigen Ausfall dadurch sichert, daß er die Geschicklichkeit besitzt, die Karten im Kopf zu behalten, zu berechnen, zu combiniren, auszuspielen oder einzunehmen?! Sollte zwischen Betrug und Ehrlichkeit ein so vages Kriterium bestehen dürfen, wie die Frage ist, welche Art von Geschicklichkeit anzuwenden sei?"

„Aehnlich verhält es sich mit dem Spiel an der Börse. Aehnlich verhält es sich mit dem Bankwesen, welches auf den bloßen Credit hin Geld fabricirt, dessen Verzinsung von dem arbeitenden Theile des Volkes getragen werden muß. — Ueberall finden wir eine privilegirte Geschicklichkeit in der Benutzung gegebener Umstände als Quelle eines Geldgewinnes, der nach richtigen socialen Principien durch Nichts gerechtfertigt ist, als durch die Thatsache, durch den Erfolg. Wenn wir nun auf dieser Bahn einen Schritt weiter gehen, und dabei in unserer Consequenz die sehr willkürliche Grenze überschreiten, welche zwischen dem Erlaubten und dem Unerlaubten

gezogen ist; so haben wir dabei weiter Nichts zu beobachten, als daß der unerlaubte Theil unserer Demarchen durch unsere Geschicklichkeit verborgen bleibe."

„Bei der von Ihnen, Herr Graf, eingeleiteten Intrigue vermisse ich die Analogie mit strafrechtlich erlaubten Handlungen ganz. Denn abgesehen davon, daß es sich dabei um ein verrathenes persönliches Vertrauen und um eine Erpressung handelt, würde auch zum Gelingen des Ganzen noch ein Mord nothwendig sein, den wir selbst dann mißbilligen müßten, wenn uns nicht die Spur einer geistigen Urheberschaft desselben nachgewiesen werden könnte."

„So ist es also," nahm der Graf das Wort, „Ihre Ansicht, daß die Intrigue fallen gelassen werde?"

„Meine Ansicht ist es allerdings," erwiderte der Marchese; „allein mein Wille kann es nicht sein. Denn jedes Mitglied des Ordens hat die Befugniß, in allen seinen Unternehmungen völlig selbstständig zu handeln, und ist allein dem Ganzen zur Rechenschaft verpflichtet, von dem alsdann das Urtheil über die Verwerflichkeit der angewandten Mittel ausgeht."

„Jedenfalls," forschte der Graf, „werde ich aber unter diesen Umständen auf Ihren Beistand bei Ausführung des Planes verzichten müssen; und dies, ich gestehe es, ist mir sehr unangenehm, da ich auf Ihre Mithilfe rechnen mußte."

„Sie irren, Herr Graf, wenn Sie in dieser Beziehung eine Weigerung meinerseits muthmaßen. Denn nach den Gesetzen unseres Ordens ist jedes Mitglied verpflichtet, dem andern so weit zur Hand zu gehen, wie seine eigenen Pläne dadurch nicht gekreuzt werden. Ich bin also gezwungen, einer etwaigen Aufforderung von Ihnen zu folgen, und werde mich dieser Pflicht, die ich mit vielem Bedacht zum Ordensgesetz erhob, gewiß nicht entziehen. Die Verantwortlichkeit für jeden Schritt, den ich demzufolge auf Ihre Anordnung thue, ist Ihre Sache; und ich werde jeden Schritt thun, den Sie mich thun heißen. Nur mit Rathschlägen werde ich Sie hierbei nicht unterstützen."

„Um so mehr aber vielleicht in der andern, mich persönlich berührenden Angelegenheit?"

„Ohne allen Zweifel. Wollen Sie, daß ich die Gräfinn aufsuche, um eine Art Vermittlerrolle zu spielen?"

Den Grafen überlief plötzlich eine sonderbare Angst.

Der Marchese war ein schöner, geistreicher, junger und sehr einnehmender Mann; und dem Grafen schien es keine Secunde zweifelhaft, daß sich seine Gattinn bei einer Entrevue zwischen Beiden in ihn verlieben müsse, wodurch seine eigene Sache für immer unrettbar verloren gewesen wäre.

Er lernte also die Natur und das Wesen der

Eifersucht kennen, die ihm früher als eine Fiction erschienen war.

Alles, was wir hier gesagt, hatte der Graf in einer Secunde — wir möchten sagen — mit dem Herzen durchdacht.

Daher antwortete er denn auch sogleich:

„Ich danke, Herr Marchese. Diese Art Beistand wünschte ich aus mehren Gründen nicht. Meine Besorgniß liegt eben darin, daß die Gräfinn, schon wenn sie blos von mir hört, ganz unnahbar für mich sein wird. Ich möchte ein tête-à-tête mit ihr ohne die geringste Vorbereitung, urplötzlich, so daß ich ihr ohne Zeugen gegenüber stehe, ehe sie nur von meinem Dasein Kunde erhält."

„Ah, ich verstehe!" sagte der Marchese.

Dann dachte er einige Augenblicke nach und fuhr fort:

„Bringen Sie die Dame in der Nähe ihrer Wohnung in eine Lebensgefahr und retten Sie sie daraus."

Den Grafen schien es wie ein Blitz zu durchzucken.

Dann wurde er plötzlich wunderbar ruhig. Er hatte ein Project, das ihm ausführbar, einen Plan, der ihm gelingbar vorkam; er war also aus der Scheere der zermarternden Ungewißheit befreit; er gewann wieder Muße, an die von ihm ersonnene industrieritterliche Intrigue zu denken. —

Nachdem er dem Marchese seinen Dank ausgedrückt hatte für einen Rath, von welchem ihm Nichts wunderbarer däuchte, als daß er ihn sich nicht schon längst selber gegeben, — führte er das Gespräch wieder auf die Angelegenheit des so kostbaren Liebesbriefes der Lady Blackfield.

„Sie werden also die Sache verfolgen?“ fragte ihn der Marchese.

„Ich glaube, daß ich sie um so mehr verfolgen muß, als die einzige Schwierigkeit, die mir bisher entgegen stand, durch Ihr Erscheinen gehoben ist, Herr Marchese. Denn begreiflicherweise kann der junge Kraczewsky so wenig wie ich selbst den Brief verwerthen. Ich bedarf dazu eines Fremden, der ihn gefunden haben kann, der die Wichtigkeit dieses Briefes einsieht, und der also ein sehr natürliches Recht auf den Finderlohn beanspruchen darf.“

„Ich fasse vollkommen die Rolle, die Sie mir zutheilen, Herr Graf; und da Sie auf Ihrem Plane beharren —“

„Es ist, ganz offen gestanden, nicht blos mein Eifer für das Interesse des Ordens, sondern auch eine Art Mißtrauen gegen mich selbst, was mich darauf beharren läßt.“

„In wie fern?“

„Ich könnte versucht werden, den Plan — wenn ich ihn jetzt aufgäbe — später wieder für meine

eigene Rechnung aufzunehmen und mit der Beute davon zu gehen."

„Welch ein Gedanke, Herr Graf?! Wissen Sie nicht, daß eine solche Felonie von dem Orden mit dem furchtbarsten Tode bestraft wird, und daß dieser Tod Sie ereilen würde, wohin Sie Sich auch flüchten könnten?"

„Eben deshalb, Herr Marchese."

„Gut denn, Herr Graf. Geben Sie mir das Billet. Ich bin heut beim Lord zum Diner und werde eine Gelegenheit suchen, die Sache so einzuleiten, daß sie möglichst bald zu Rande ist."

Der Graf nahm aus seinem wohl verschlossenen Portefeuille das uns schon bekannte kleine Billet und händigte es seinem Genossen ein.

Dieser verwahrte es eben so sorgsam in seiner Brieftasche und empfahl sich, ohne noch weiter ein Wort zu sprechen.

Als er das Zimmer verlassen hatte, trat der Graf vor einen Spiegel, blickte sein Bild eine Zeit lang an und schlug sich alsdann mit der flachen Hand vor die Stirn.

„Ich glaube doch, daß ich ein Tölpel bin!" sagte er. „Diese zugleich wahnsinnige und lächerliche Liebe raubt mir noch jede Spur von Verstand!" —

10.

Bei und nach dem Diner.

So groß der Reichthum des Lord Blackfield war, so einfach hielt er seine Häuslichkeit.

An dem Mittage, da er den Marchese zum Diner *eingeladen* hatte, verrieth Nichts in dem ganzen Hause, daß man einen Gast erwartete.

In einem kleinen Salon zu ebener Erde, der auf einen hübschen Garten hinaus ging und von Laubwerk beschattet wurde, befand sich ein runder Tisch mit drei Gedecken und drei einfachen, aber sehr bequemen Fauteuils.

Es war vier Uhr, als sich die Thür öffnete und der Lord herein trat, am linken Arme seine Gattin, am rechten seinen Gast führend.

Der Diener, welcher die Thür geöffnet hatte, schloß sie wieder und entfernte sich alsdann.

Die drei Personen blieben allein, indem sie schweigend ihre Plätze einnahmen.

Auf dem Tische stand eine gewöhnliche Glocke.

Der Lord ergriff dieselbe und schellte.

Sogleich that sich zur Seite des Tisches der Boden auf, indem ein quadratisches Brett weggeschoben wurde und dadurch eine Oeffnung von etwa sechs Quadratfuß erzeugte.

Diese Oeffnung wurde gleich darauf ausgefüllt durch einen Tisch von sehr sicherer Construction, der sich aus dem Boden erhob und den ersten Gang des Diners nebst dem dazu bestimmten Weine trug.

Der Lord liebte es nicht, bei Tische von seinen Domestiken bedient zu sein, nicht etwa aus dem Grunde, um ungenirte Gespräche führen zu können, sondern blos deshalb, weil es zu seinen Eigenheiten gehörte, daß er nicht mit Appetit essen konnte, wenn Andere ihm, ohne zu essen, zusahen, — wären diese Anderen auch nur dienende Geister gewesen.

Er hatte deshalb die Sitte eingeführt, sich bei Tafel selbst zu bedienen, was er mit vieler Rüstigkeit und mit einer liebenswürdigen Grazie that. Er hatte eben deshalb auch zwischen dem Souterrain, in welchem die Küche lag, und dem kleinen Speisesalon die vorhin beschriebene Maschinerie anbringen lassen, um die verschiedenen Schüsseln aus dem Anrichtzimmer heraufzuspediren.

Diese Maschinerie ging so geräuschlos, daß sie etwas Feenhaftes erhielt. Man sah den Tisch sich heben und senken, ohne irgend Etwas zu hören. Und wer die Stelle, wo der Boden sich öffnete, angesehen, dann die Augen geschlossen und sie nach einer halben Minute wieder aufgeschlagen haben würde, der hätte geglaubt, daß der Tisch aus dem Nichts hervor gezaubert worden sei.

Das Gespräch bei Tafel drehte sich um Politik, welche das Steckenpferd des edlen Lord war.

Obgleich es in England zum guten Tone gehört, über Tisch und namentlich in der Gegenwart von Damen niemals politische Gespräche zu führen, so machte doch Lord Blackfield in seinem Hause, wenn keine anderen Damen als seine Gattinn zugegen waren, von diesem Grundsatze eine Ausnahme, unbekümmert darum, ob die Lady sich dabei langweilte oder nicht.

Der Lord hatte überhaupt eine ganz eigenthümliche Ansicht von dem Zwecke des weiblichen Daseins. Nach seiner Meinung waren die Frauen nur dazu auf der Welt, um das Menschengeschlecht, und ganz besonders die verschiedenen adligen Häuser, vor dem Aussterben zu bewahren; und wenn man ihnen über diese Bestimmung hinaus Rechte einräumte oder eine sociale Stellung anwies, so war dies nichts als ein Act der Dankbarkeit dafür, daß sie dem Manne die Freude bereiteten, seinen Namen auf die Nachwelt gebracht zu sehen.

Man wird aus dieser Andeutung entnehmen können, daß Lord Blackfield als Politiker zu der Partei der Hochtories gehören mußte.

Nichtsdestoweniger liebte er im politischen Gespräche den Widerspruch ungemein, weniger, um seine Ansichten danach zu modificiren, als vielmehr um

sich durch die Hartnäckigkeit, mit welcher er sie verfocht, darin zu bestärken.

Aus allem diesen geht hervor, daß der Lord und der Marchese über Tisch außerordentlich viel sprachen, und daß die Lady während dieser ganzen Zeit stumm wie ein Fisch blieb.

Als der Zaubertisch sich wieder erhob, um den vierten Gang des Diners seiner Bestimmung zuzuführen, war derselbe zugleich der Ueberbringer eines Briefes.

Es bestand nämlich in dem Hause Seiner Lordschaft die Einrichtung, daß die während der Tischstunde eingehenden Briefe im Souterain abgegeben und auf demselben Wege, den die Speisen gingen, an die Adresse befördert werden mußten.

Der Brief, den der Tisch herauf brachte, war an Lady Blackfield adressirt.

Der Lord, welcher eine entschiedene Neigung zu den an seine Gattinn gerichteten Briefen empfand, nahm das kleine, zierlich gefaltete Billet, besah die Handschrift und das Siegel und überreichte es alsdann der Lady mit den Worten:

„Von unserm Freunde, dem Grafen.“

Die Lady griff nach dem Briefe mit einer sichtlichen Regung von Freude, wobei ihre Wangen sich färbten.

Dem Lord entging dies nicht. Und obgleich er in seinem Gespräche mit dem Marchese gerade bei

der wichtigen Frage stehen geblieben war: ob England nicht ein ausschließliches Recht darauf habe, eine Art Seepolizei über das Weltmeer auszuüben, so schien es ihm jetzt doch noch viel wichtiger zu sein, in Erfahrung zu bringen, warum die Lady den Brief des Grafen mit einer so sichtlichen Erregung empfing.

„Ei, ei!" sagte er, indem er den Brief den Händen seiner Gattinn überließ; „Sie sind ja außerordentlich erfreut, Lady Blackfield, auch Ihrerseits eine kleine Unterhaltung zu bekommen."

„Ist das ein Wunder," erwiederte die Lady; „seit länger als einer halben Stunde muß ich dies langweilige Gespräch über Politik mit anhören, ohne ein Wort davon zu verstehen; — von der Pein des Schweigens noch gar nicht zu reden."

„Nun gut, meine Liebe," versetzte der Lord, „sagen Sie uns, was der Graf schreibt, so wird uns dies vielleicht Stoff zu einer Unterhaltung geben, an welcher auch Sie Theil nehmen können."

Inzwischen hatte die Lady den Brief geöffnet.

„Ihr Wunsch, Mylord, kann sogleich durch Sie selbst befriedigt werden. Lesen Sie; denn ich und der Graf haben keine Geheimnisse miteinander."

Damit reichte sie ihrem Gemahl den von ihr erbrochenen Brief hin, weil sie wußte, wie sehr es dem Lord darum zu thun war, mit seinen eigenen Augen das zu sehen, was ihn interessirte, und weil

sie von der Vorsicht des Grafen überzeugt war, daß er ihr Nichts schreiben würde, was dem Lord irgend eine Ursache zum Argwohn geben könnte.

Der Lord überlas den kurzen Brief, nachdem er seinen Gast mit einer bezeichnenden Geberde um Entschuldigung für diese Freiheit gebeten hatte.

„Nun?" fragte die Lady, als sie sah, daß ihr Gatte mit der Lecture zu Ende war; „giebt das Stoff zur Unterhaltung?"

„Nicht viel!" erwiederte der Lord. „Hören Sie, was der Graf schreibt. Denn es betrifft Dinge, die auch unser ehrenwerther Gast wissen darf, zumal er gestern gleichfalls im Jockeyclubb war und sich also möglicherweise für den kleinen Unfall des Grafen interessiren kann."

„Ein Unfall des Grafen Wrsowecz vielleicht?" fragte der Marchese. „Eure Lordschaft machen mich in der That begierig."

„Mein Gott, welcher Unfall denn?" rief die Lady ein wenig bestürzt. „Lesen Sie doch!"

Der Lord las Folgendes:

„Mylady! Es thut mir unendlich leid, heut Abend auf die Ehre und das Vergnügen verzichten zu müssen, Sie verabredetermaßen in die Vorstellung der deutschen Oper zu begleiten. Allein ich habe in diesem Augenblicke für Nichts auf der Welt mehr Sinn, als für die Wiederauffindung eines überaus wichtigen, das ganze Lebensglück einer mir theuren

Person entscheidenden Briefes, der mir gestern Nacht im Jockeyclubb beim Spiel aus meinem Portefeuille abhanden gekommen ist. Genehmigen Sie neben meiner Bitte um Verzeihung zugleich die Versicherung vollendetster Hochachtung.

Graf von Wrsowecz."

Die Lady wurde bei der Stelle von dem verloren gegangenen Briefe so betreten, daß sie nur mit der äußersten Anstrengung im Stande war, dem Lord diese ihre Regung zu verbergen.

Eine geheime Ahnung sagte ihr, daß dieser wichtige, das ganze Lebensglück einer theuern Person entscheidende Brief derselbe sein müßte, den sie dem Grafen zur Besorgung an ihren Geliebten anvertraut hatte.

Aber warum war der Brief nicht an den jungen Kraczewsky besorgt worden, der ihn unstreitig sorgsamer aufgehoben haben würde, als dieser Graf, der immer so vorsichtig geschienen hatte und jetzt so unvorsichtig gewesen war? —

Vielleicht — nein, gewiß! — war Kraczewsky verreis't, und der Graf hatte den wichtigen Brief in seiner gewöhnlichen Vorsicht nicht der Post übergeben wollen.

Und wenn dieser unselige Brief nun in solche Hände gefallen war, durch die er den Weg zu ihrem Gatten finden konnte? — Die junge Frau, die junge Mutter wäre verloren gewesen!

Von allen diesen Gedanken und den dadurch erzeugten Gefühlen bestürmt, war die Lady keines Wortes mächtig.

Der Lord bemerkte es und fragte:

„Nehmen Sie denn so großen Antheil an dem Unfalle des Grafen, daß Sie Sich davon so sehr betroffen fühlen?"

Die Lady nahm alle ihre moralische Kraft zusammen, um die wahre Ursache ihrer Angst zu verbergen. Ihr natürlicher Leichtsinn kam ihr dabei zu Statten, indem ihr derselbe die Möglichkeit vorspiegelte, daß es sich um einen andern Brief handeln könne, oder daß ihr Brief Jemandem in die Hände gefallen sei, für den er, da ihm die Verfasserinn unbekannt sein würde, keinen Werth haben könnte.

Deshalb erwiderte sie auf die Frage des Lord mit ziemlicher Fassung:

„Ach, dieser Unfall kümmert mich wenig. Wer weiß auch, ob er so wichtig ist. Aber ich ärgere mich, daß ich um die Vorstellung kommen soll, von der ich mir so großes Vergnügen versprach. Sie wissen ja, wie sehr ich für deutsche Musik schwärme."

„Wenn es nur das ist," sagte der schnell beruhigte Lord, „so können wir vielleicht helfen. Ich selbst bin — wie Sie schon wissen — durch eine Comité-Sitzung abgehalten, Sie zu begleiten. Allein

vielleicht erzeigt Ihnen der Herr Marchese die Ehre, für den heutigen Abend Ihr Cavalier zu sein."

„Mylady würde mich durch die Annahme meiner Dienste glücklich machen. — Darf ich darauf hoffen?" fragte der Marchese.

Es blieb der geplagten Frau Nichts übrig, als einzuwilligen, so sehr sie auch geneigt war, die ganze deutsche Oper in's Pfefferland zu wünschen.

Die Tafel wurde aufgehoben.

„Treffen Sie Ihre Vorbereitungen, meine Liebe," sagte der Lord zu seiner Gattinn. „Der Herr Marchese und ich haben noch ein kleines Geschäft vor, nach dessen Beendigung ich ihn Ihnen vollständig überlassen will."

Der Lord und der Marchese verließen den Salon, in welchem die Lady zurückblieb, um zu überlegen, wie sie es anzufangen habe, um wo möglich noch heut den Grafen zu sprechen.

Der Flügel eines nach dem Garten zu führenden Fensters stand offen.

Man konnte durch dasselbe auf eine niedrige Mauer sehen, welche den Garten nach dieser Seite hin umgab.

Plötzlich schwang sich ein junger Mensch über die Mauer, lief auf das Fenster zu, blickte hindurch und überschaute das Zimmer.

Schon wollte die Lady einen Schrei des Schreckens und des Hilferufs ausstoßen, als sie den jun-

gen Menschen erkannte und vor Ueberraschung verstummte.

Der Eingedrungene war Kraczewsky.

Er warf der jungen Frau, da er sie allein sah, ein kleines zusammengeknittertes Papier zu und nahm dann, ohne ein Wort weiter zu sprechen, denselben Weg, den er gekommen war, wieder zurück.

Die Lady hatte das Papier aufgenommen, entfaltete es mit fieberischer Hast und las:

„Ich warte am hintern kleinen Gartenthor. Ich muß Dich sprechen. Alles hängt davon ab. Nur fünf Minuten! Ich werde so lange warten, bis Du kommst, und sollte es Morgen werden!" —

Was konnte dies bedeuten? Dies nach so langer Zeit der Zurückhaltung so plötzlich und so gebieterisch geforderte Rendezvous mußte mit dem Briefe in Verbindung stehen. Kraczewsky kam entweder in Folge des Briefes, den er erhalten, oder in Folge dessen, den er nicht erhalten. In jedem Falle wurde Lady Blackfield durch ihn aus der Hölle der Ungewißheit gerissen.

Sie beschloß daher, sogleich an den bestimmten Ort zu gehen, selbst auf die Gefahr hin, beobachtet zu werden.

Aber diese Gefahr war nicht vorhanden, denn der Lord hatte bereits in Begleitung des Marchese einen Wagen bestiegen, der Beide zu dem Notar

Seiner Herrlichkeit führen sollte und auch wirklich führte.

Sagen wir kurz, in welcher Weise das Geschäft zwischen den beiden Gentlemen abgemacht wurde.

Der Lord hatte den Marchese gefragt, ob er die ihm zustehende Million Pfund Sterling in baarem Gelde oder in einer Inscription auf die Güter des Lord zu fünf Procent empfangen wolle. Der Marchese hatte sich für das Letztere entschieden und der Notar hatte daher Nichts zu thun, als ein Hypotheken-Instrument anzufertigen.

Das Geschäft war in einer halben Stunde gemacht, und der Marchese erhielt die Ausfertigung der Inscription unmittelbar darauf.

Beim Nachhausefahren hatte er alsdann den Lord gefragt, ob er ihm Revanche geben solle.

Allein der Lord hatte das Anerbieten dankend abgelehnt, weil er — wie er sagte — eine Revanche nur mit dem ganzen Reste seines Vermögens nehmen könnte, diesen auf eine einzige Karte setzen würde und für den Fall des Verlustes alsdann genöthigt wäre, sein Leben zu enden, was ihm indeß die Sorge für die Fortp anzung seines Namens verböte, zumal er bereits eine entfernte Aussicht habe, endlich Vater zu werden. Aus diesen Gründen dürfe er die ihm angebotene Revanche nicht annehmen, wie er denn auch schon morgen im Clubb das Nichtmehrspielen als seinen neu adoptirten Grundsatz procla-

miren werde. Es sei die Aufstellung eines solchen Vorsatzes als Princip nothwendig, um sich mit Anstand vom Spiele entfernt halten zu können.

„Ah,“ dachte der Marchese für sich, „da scheint mir der gestrige Coup seine moralische Rechtfertigung zu finden. Denn wenn dadurch wieder ein Mensch dem Spielteufel entrissen wurde, so darf man doch wahrhaftig sagen, daß das Mittel durch den Erfolg geheiligt ist.“

11.

Der im Faro gewonnene Liebesbrief.

Nachdem der Graf Wrsowecz und der Marchese sich über die Rollen geeinigt hatten, die sie in den Blackfield'schen Intriguen spielen sollten, hatte der Erstere den jungen Kraczewsky zu sich bescheiden lassen, während der Letztere, der Einladung des Lord folgend, nach dessen Hause gegangen war.

Kraczewsky kam. Der Graf empfing ihn, vor seinem Schreibtische sitzend, den Kopf in die Hand gestützt, mit der allerbittersten und unglücklichsten Miene. Vor ihm auf dem Secretair lag das kleine Medaillon mit der salzähnlichen Substanz, dessen wir schon früher erwähnten.

Als Kraczewsky eingetreten war und sah, daß der Graf sich aus seinem lethargischen Zustande nicht aufstören ließ, ergriff er das Wort, indem er sagte:

„Nun, Herr Graf, Sie haben mich eiligst rufen lassen, und jetzt, da ich hier bin, scheinen Sie meine Anwesenheit nicht einmal zu bemerken.“

„O, doch! doch!“ erwiderte der Graf, indem er ihm die Hand reichte, im Uebrigen aber seine Stellung nicht im mindesten veränderte. „Verzeihen Sie mir! — Wer, wi ich, auf der Grenze zwischen Leben und Tod steht, hat schon eine Art Anrecht darauf, die Gesetze der Höflichkeit ein wenig zu vernachlässigen.“

„Auf der Grenze zwischen Leben und Tod?! Sie erschrecken mich, Herr Graf.“

„Sehen Sie hier! Wissen Sie, was das kleine Körnchen Salz ist, welches sich in dieser Glaskapsel befindet?“

„Nun?“

„Es ist Strychnin!“

„Strychnin?“

„Und wissen Sie, was Strychnin ist?“

„In der That, nein!“

„Strychnin ist eines der furchtbarsten und schnellwirkendsten Gifte. Ein Körnchen von diesem Salz auf die Zunge eines Menschen gebracht, vernichtet das Dasein dieses Menschen im Moment, ohne daß

irgend Jemand eine Ahnung davon erhält, was ihn vernichtet hat."

„Aber wozu sagen Sie mir dies Alles, Herr Graf?"

„Weil ich Abschied von Ihnen nehmen muß!"

„Aber, um Gotteswillen, Herr Graf, Sie reden irre. Sie können Sich doch nicht tödten wollen?"

„Und warum nicht? Wissen Sie nicht, daß einem Ehrenmanne nichts Anderes übrig bleibt, als sich zu tödten, wenn er einem Nebenmenschen und gar noch einem Freunde einen unersetzlichen Schaden, einen Schaden an dessen Glück und Ehre zugefügt hat, sei dies auch durch eine bloße Nachlässigkeit geschehen."

„Und Sie klagen Sich eines solchen Vergehens an?"

„Ja!"

„Gegen wen? ich bitte Sie."

Gegen Sie selbst!"

„Aber, beim allgütigen Gott, Herr Graf, reden Sie! Ich beschwöre Sie! Ich weiß ja von Nichts!"

Der Graf machte eine lange Kunstpause, während welcher Kraczewsky mit gespanntester Ungeduld vor ihm stand und seine fragenden Augen auf seine Lippen heftete.

Endlich erhob sich der Graf, erfaßte die Hand des jungen Mannes, zog ihn mit theatralischer Affectation hinter den Vorhang einer Fensternische,

legte seinen Arm auf die Schulter des Bestürzten und sagte:

„So hören Sie denn!“

Der Ausdruck „ganz Ohr sein,“ mag etwas sehr Kindisches an sich haben, aber für manche Situationen ist er wenigstens sehr bezeichnend.

Kraczewsky war ganz Ohr.

„Sie erinnern Sich,“ fuhr der Graf fort mit einer Stimme, der er sehr bemüht war, den düstern Ton des Tragischen zu geben, „Sie erinnern Sich eines Briefes, den Ihre Geliebte Ihnen durch mich zukommen ließ, eines Briefes, von welchem Ihr und der Lady ganzes Lebensglück abhängt.“

„Wie sollte ich nicht?“ antwortete Kraczewsky; „haben Sie doch diesen so inhaltschweren Brief selbst in's Feuer geworfen!“

„O, hätte ich es gethan!“

„Wie, Herr Graf, — dieser Brief —?“

„Hören Sie mich ruhig an. Ich wollte nicht, daß Sie diesen gefährlichen Brief selbst aufbewahrten, ich fürchtete von Ihrer jugendlichen Unachtsamkeit. Ich steckte ihn daher in meine Westentasche, weil ich ihn bei mir sicherer wähnte. — O, unseliger Wahn!“

„Herr Graf!“

„Unseliger Wahn! sage ich. Aber ich hatte noch einen andern Grund, Ihnen den Brief aufzubewahren, einen Grund in Ihrem Interesse. Sie sollten

darin eine Bürgschaft haben gegen eine etwaige Treulosigkeit Ihrer Geliebten; Sie sollten ihr später nach dem Tode des Lord beweisen können, daß das Kind Ihr Kind und die Mutter vor Gott Ihre Gattinn sei, falls es ihr beigekommen wäre, Sie aufzugeben, zu verleugnen und zu verstoßen. Bei einem Weibe muß man auf Alles rechnen, und ich meinte es so gut mit Ihnen!"

„Herr Graf, womit habe ich so viele Freundschaft verdient?"

„Sprechen wir nicht davon! Hätte ich diese Freundschaft für Sie nicht gehabt, es stände besser um uns Beide."

„Aber, mein Gott — —"

„Hören Sie nur weiter. Gleich nachher fiel mir ein, daß es am Ende doch besser sei, wenn der gefährliche Brief ganz vernichtet wäre. Ich zog ihn also wieder aus der Westentasche hervor und warf ihn in's Kamin."

„Nun, also — —?"

„Mein Unstern wollte, daß ich in derselben Westentasche ein unwichtiges Liebesbillet trug, daß ich dies statt des Ihrigen ergriff und in die Flammen warf."

„Ah!"

„Ich bemerkte meinen Irrthum erst nach zwei Tagen, als ich das Kleidungsstück wieder in die Hände bekam. Da nun wäre es Zeit gewesen, das

Billet wirklich zu verbrennen. Aber mein Schicksal wollte, daß ich aus freundschaftlicher Fürsorge für Ihre Zukunft wieder auf meine erste Idee zurückkam und deshalb diesen Brief in meinem Portefeuille zwischen meinen werthvollsten Papieren barg. Dies durfte ich um so eher, als ich mich von meinem Portefeuille keine Minute lang trenne."

„Nun, Herr Graf, — Sie spannen mich auf die Folter!"

„Gestern Abend war ich im Jockeyclubb, wo ein fremder, sehr vornehmer Gast eingeführt wurde. Man spielte sehr hoch und sehr spät. Ich war im Verlaufe des Spiels genöthigt, eine sehr bedeutende Summe in Werthpapieren aus meinem Portefeuille zu nehmen und auf eine Karte zu setzen. Ich verlor diese Summe. Die Papiere wurden von dem fremden Gaste eingestrichen und, und ohne sie anzusehen, eingesteckt. Der Brief, der unglückselige Brief muß darunter gewesen sein, denn ich habe ihn in meinem Portefeuille nachher nicht mehr gefunden."

„Barmherziger Gott, welch ein Mißgeschick!" rief Kraczewsky aus. „Aber — da fällt mir ein — der fremde Gast, der die Papiere einzog, muß ja den Brief gefunden haben. Er wird ihn herausgeben, er muß ihn herausgeben, oder ich werde ihm das Leben nehmen."

„Ich hatte mich," erwiderte der Graf, „den ganzen Tag vergeblich bemüht, ihn aufzufinden. Selbst

sein Name war mir nicht bekannt. Endlich ist es mir gelungen, seiner habhaft zu werden, als er eben im Begriff war, sich zu Lord Blackfield zum Diner zu begeben. Es ist der Marchese Corelli-Pistoja. — Aber wissen Sie, was er mir geantwortet hat?"

„Nun?"

„Den fraglichen Brief habe ich allerdings, und er scheint von einem bedeutenden Werthe zu sein. Aber eben deshalb ist er mein Eigenthum, denn Sie haben ihn auf eine Karte gesetzt und ihn auf dieser Karte an mich verloren."

„Empörend!"

„Das sagte ich auch; aber der Mann scheint unempfindlich gegen Alles zu sein."

„Ich werde ihn fordern und tödten."

„Wenn Sie ihn fordern, mein junger Freund, so wird er Sie tödten, denn er ist Meister in allen Waffen."

„Nun, und Sie haben ihm nicht angeboten, den Brief zurückzukaufen?"

„Auch das habe ich gethan. Aber je höher ich bot, desto unverschämter wurde seine Forderung. Sie überstieg endlich mein geringes Vermögen."

„Indessen tröstet mich noch Eins," warf Kraczewsky, wie von einer glücklichen Idee erleuchtet, hin; „da der Marchese die Schreiberinn des Briefes nicht kennt, so kann das Papier von ihm nicht benutzt werden."

„Ach, mein lieber junger Freund," entgegnete der Graf; „dieser Trost ist leider ein sehr schwacher. Ich sagte Ihnen schon, daß der Marchese heut bei Lord Blackfield zum Diner ist. Wie natürlich, daß er diesem das Abenteuer von dem im Faro gewonnenen Liebesbriefe erzählt, daß er ihn dem Lord zeigt, und dann —"

„Dann ist freilich Alles verloren! Die arme Mary!"

„Sie sehen also wohl, mein Freund, daß ich nicht länger leben kann, und daß mich dieses Mittel hier von der Schande und den Gewissensbissen, einen Freund und seine Geliebte zu Grunde gerichtet zu haben, befreien muß."

Da der junge Pole hierauf kein Wort erwiderte, sondern mit starrem Auge auf das Glasmedaillon blickte, so fuhr der Graf fort:

„Und doch! wenn ich es so bedenke, es ist seltsam! Dies Körnchen Gift, von mir genommen, tödtet mich und errettet doch nicht die beiden Liebenden, während es, wenn es auf der Zunge des Lord wirkte, auch nicht mehr thäte, als einen Menschen zu vernichten, aber zugleich drei andere vom Untergange errettete! O, es ist kein Sinn und Verstand in manchen moralischen Principien. Sie schlagen aller Vernunft in's Gesicht!"

Kraczewsky hatte während der letzten Rede des Grafen die Augen noch weit stierer auf das kleine

Glasmedaillon gerichtet. Jetzt erfaßte er es plötzlich mit der Hand, drückte sie, convulsivisch zur Faust geballt, in die Höhe und stürzte mit den Worten: „Ich rette uns alle Drei!“ zur Thüre hinaus.

Der Graf sah ihm mit einem triumphirenden Lächeln nach. Dann rieb er sich vergnügt die Hände und sagte:

„Unser großer Chef hat Recht. Wenn es ohne Spitzbüberei nicht abgehen kann, so muß man es doch so einrichten, daß uns nicht der leiseste Verdacht einer auch nur geistigen Urheberschaft treffen kann. Den Gerichtshof möchte ich sehen, der mir beweisen will, daß die Million Pfund Sterling auf rechtswidrige Weise erworben ist, und lägen ihm auch alle meine Handlungen so offen da, wie mir selbst. Nur freilich in die Brust müßte er nicht sehen können; die Gedanken müßten ihm verborgen bleiben. Aber das ist ja eben die Weisheit der Natur, daß sie im Kopfe wohl Fenster angebracht hat, durch welche man hinaus, doch nicht solche, durch welche man hinein sehen kann. Wäre dies, dann würde ja die Welt entweder aus lauter Teufeln oder aus lauter Engeln bestehen! — Doch jetzt schnell zum Notar!“

12.

Der Handel.

Als der Lord und der Marchese von ihrer Geschäftsfahrt zurückkehrten, führte der Erstere den Letzteren in das Zimmer der Lady.

Sie saß oder lag vielmehr, ihre Augen mit der Hand überdeckend, auf einer Causeuse, gleichsam als ob sie unter heftigen Seelenleiden den ernstesten Gedanken nachhinge.

Beim Eintritte der beiden Herren schnellte sie indeß in die Höhe, erwiderte ihren Gruß und richtete alsdann einen tief forschenden Blick auf den Marchese und von diesem auf den Lord.

Das Resultat dieser Ocular-Inquisition schien sie zu befriedigen. Denn sie gewann plötzlich ihre ganze Unbefangenheit wieder.

Es war klar, daß die Lady durch die kurze Unterredung mit ihrem Geliebten Alles erfahren hatte, was unter den obwaltenden Umständen von Interesse für sie sein mußte.

Der Marchese erkannte dies auf der Stelle aus ihrem ersten Blick; nur konnte er sich die plötzliche Unbefangenheit der mit so großen Gefahren umgebenen Dame nicht sogleich enträthseln. Wußte er doch nicht, welchen Ausgang das Gespräch des Grafen mit Kraczewsky genommen, und daß dieser, folglich auch seine Geliebte, ein Mittel zu haben glaub-

ten, um allen Gefahren mit einem Schlage vorzubeugen.

Doch im Grunde, was dem Marchese für's Erste noch unklar war, würde er sehr bald erforscht haben, da ihm ja ein tête-à-tête mit der jungen Dame bevorstand.

„Sind Sie zur Oper bereit, meine Liebe?“ hatte der Lord inzwischen gefragt. „Ihr Cavalier ist hier zu Ihren Diensten, und der Wagen wartet.“

Der Marchese begleitete diese Worte mit einer entsprechenden Verbeugung.

„Ich bedarf nur noch einer halben Stunde zu meiner Toilette,“ erwiederte die Lady. „Auch haben wir ja noch Zeit. Wenn also die Herren noch Etwas vorhaben —“

„Nicht das Geringste!“ fiel der Lord ein. „Und überdies muß ich in die Comité-Sitzung. Arrangiren Sie Sich also Beide, so gut es geht, und — auf's Wiedersehen nach der Oper!“

Damit begab sich der Lord hinaus, und der Marchese war mit der Lady allein.

Eine Minute sahen sich Beide sprachlos an, indem Jedes in dem Auge des Andern zu lesen versuchte.

Endlich sagte der Marchese:

„Mylady! ich würde mich sogleich mit Mylord beurlaubt haben, wenn ich nicht bemerkt zu haben

glaubte, daß Sie mir noch Etwas zu befehlen wünschten."

„Sie sind sehr scharfsichtig, Herr Marchese; wenn auch das Befehlen nur in einem Fragen besteht."

„Auch hierin stehe ich Mylady zu Befehl."

„Vielleicht aber ist Ihre Scharfsichtigkeit auch so groß, daß Sie schon wissen, was ich fragen möchte."

„In dieser Beziehung, Mylady, bekenne ich mich als zu blödsichtig."

„Nun denn, so muß ich Ihnen beispringen. Sie wissen aus dem Billet, welches ich bei Tische empfing, von dem Verluste, der einen Freund unseres Hauses betroffen hat."

„Es handelt sich um einen verloren gegangenen Brief."

„Ganz recht. Ich wollte Sie nun fragen, ob Sie vielleicht im Stande wären, Etwas zur Herbeischaffung dieses Briefes zu thun."

„Sehr viel, Mylady, wenn es sich um den Brief handelt, welchen ich gestern unter mehren andern Werthpapieren vom Grafen Wrsowecz auf einer Karte gewann."

„Ganz Recht, Herr Marchese; um denselben Brief handelt es sich eben."

„Und woher wissen Sie denn, Mylady, daß es sich wirklich gerade um diesen Brief handelt, da der Graf doch nur schrieb, daß ihm ein Brief abhanden gekommen sei?"

„Die Lady hatte sich offenbar verrathen. Sie fühlte dies auch sogleich; aber noch ehe sie Zeit zu einer Erklärung fand, fuhr der Marchese fort:

„Aus dem Allen scheint für mich hervorzugehen, daß Sie, Mylady, die Verfasserinn des Briefes sind."

„Und wenn ich es wäre?"

„So müßte dieser Brief einen außerordentlichen Werth für Sie haben."

„Unter Umständen, ja."

„Unter welchen Umständen nicht?"

„Wenn Lord Blackfield heute stürbe, so würde der Brief allen Werth für mich verloren haben."

„Ah!"

„Der Marchese wußte nun Alles.

Da er überdies sah, daß die Dame von einem wenig zurückhaltenden Charakter war, und daß sie erforderlichenfalls schnell und entschlossen handeln würde, so fuhr er fort:

„Da aber Lord Blackfield jedenfalls nicht sterben wird, ohne von dem Briefe Einsicht genommen zu haben, — wenn dies überhaupt in gewissen Interessen läge — so würde dieser Brief immer seinen Werth haben.

Die Lady ging einige Male im Zimmer auf und ab.

Endlich blieb sie stehen, legte ihre Arme übereinander, sah den Marchese fest an und sagte mit großer Sicherheit im Ausdruck:

„Mein Herr! Da Sie immer wieder auf den Werth dieses Briefes zurückkommen, so muß ich annehmen, daß wir hier bei der Einleitung zu einem Geschäft stehen. — Was verlangen Sie für den Brief?"

„Mylady! Ich habe diesen Brief im Spiele gewonnen. Wäre statt seiner eine Million Pfund Sterling unter die Couche gerathen, und die Karte hätte für den Grafen entschieden, so wäre ich verpflichtet gewesen, dem Grafen die Million auszuzahlen. Ich habe mithin das Recht, den Werth meines Eigenthums zu bestimmen; indeß soll dieser Werth nicht die Hälfte des Werthes übersteigen, den der Brief für Sie selbst haben muß."

„Und welchen Werth glauben Sie, daß er für mich haben müsse?"

„Denselben Werth, den das Vermögen des Lord Blackfield für Sie hat."

Die Lady fühlte sich frappirt.

„Woher vermuthen Sie das?"

„Ich vermuthe es nicht blos; ich weiß es gewiß!"

„Und woher, wenn ich fragen darf?"

„Ich war mit dem Lord vorhin bei seinem Notar und dort kam die Rede auf Ihren Heirathscontract."

Die Lady konnte sich nicht mehr mäßigen über das Mißgeschick, welches sie mit solchem Raffinement

zu verfolgen schien. Sie stampfte heftig mit dem Fuße auf den Boden und rief:

„Ist das auch ein Handel für einen Gentleman?! Sie fordern eine Million für diesen Brief?!“

„Eben deshalb, Mylady, weil ich — wenn es denn doch gehandelt sein muß — wirklich wie ein Gentleman handeln will. Nähme ich eine geringere Summe, so wäre das der Handel eines Krämers.“

„Aber Sie begreifen doch, daß ich über eine so enorme Summe nicht sofort verfügen kann.“

„Sie können eventuell darüber verfügen, nämlich für den in dem Briefe selbst angedeuteten Fall, daß Lord Blackfield stirbt. Sie können Sich also auch schon jetzt eventuell verpflichten.“

„Demnach verlangen Sie eine zusichernde Verschreibung?“

„Wenn Sie in aller Form Rechtens vor einem Notar ausgestellt ist, würde sie mir vollkommen genügen.“

„Gut denn. Ich werde am Ende auf das Geschäft eingehen müssen, Herr Marchese. Wir werden das dieser Tage arrangiren.“

„Mylady, ich bin genöthigt, morgen zu reisen.“

„Also morgen Vormittag denn!“

„Heute noch, Mylady! morgen würde es zu spät sein.“

„Heute? woher sollen wir die Zeit nehmen? Die Stunde der Oper ist da.“

„Wir werden statt in die Oper zu meinem Notar fahren. Sie sehen, daß sich Alles vereinigt, um unser Geschäft mit Bequemlichkeit abmachen zu können.“

Die Lady riß ungeduldig und zornig an ihren kleinen Händen, indem sie auf und ab lief und unverständliche Worte zwischen den Zähnen zermalmte.

Der Marchese empfand fast eine Art Bedauern gegen Die, welche er zu vernichten verpflichtet war.

Doch er unterdrückte als echter Freimünzer jede menschliche Regung und fragte in eisigem Tone:

„Soll ich Ihnen nach Beendigung Ihrer Toilette wieder aufwarten, Mylady?“

„In einer halben Stunde, mein Herr.“

Der Marchese ging.

Nach Verlauf einer halben Stunde aber fuhr er an der Seite der hübschen Lady zu dem vom Grafen Wrsowecz bereits gewonnenen und instruirten Notar, um sich die zweite Hälfte der Lord Blackfield'schen Güter verschreiben zu lassen.

Als die Lady nach einiger Zeit an seiner Seite das Haus verließ, um in den Wagen zu steigen, der Beide nach der deutschen Oper führen sollte, hielt sie ein kleines Billet in der Hand, dem es kein Mensch angesehen hätte, daß es die Valuta eines Wechsels von einer Million Pfund Sterling war.

13.

Der Ueberfall.

Was den Marchese nach London geführt und ihn zu dem Plane einer Reise nach Ostindien und Java bestimmt hatte, das war ein freimünzerisches Project der umfassendsten Art.

Dies Project schlummerte noch in seinem schöpferischen Schädel, und wir wissen daher noch Nichts weiter davon, als daß es sich dabei um einen gewaltigen Coup gegen die englische und holländische ostindische Gesellschaft handelte.

In der Existenz dieser Kaufmannschafts-Corporationen hatte Felix von je her (ob mit Recht oder Unrecht, kann uns gleichgiltig sein!) die Quelle desjenigen Princips gesehen, kraft dessen nach seiner Meinung die Welt auf wucherischem Wege ausgesogen wurde.

Es gehörte daher zu seinen Lieblingsideen, diesen Instituten eine Wunde beizubringen, an der sie sich verbluten müßten.

In London hatte er sich über Alles unterrichtet, was ihm zu wissen nothwendig war, und diejenigen Verbindungen angeknüpft, welche ihm bei der Ausführung seines Planes von Vortheil sein konnten.

Er hatte den Gewinn von einer Million Pfund

Sterling, dessen Opfer Lord Blackfield war, wie im Vorbeigehen mitgenommen; und als dem Orden bei dieser Gelegenheit auch noch eine zweite Million zufiel, sagte er weiter Nichts als: „Desto besser!"

Es war, als ob dieser seltsame Mann durch das Geld, welches er doch zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, nicht im geringsten berührt wurde. Er dachte und sprach über Millionen, wie ein Verschwender über Hunderte, und es schien ihm Nichts gleichgiltiger als die Berichte, welche er von den Mitgliedern des Freimünzerordens über die von ihnen erzielten Geldsummen erhielt.

Was ihn viel mehr interessirte als die finanziellen Resultate der Operationen, das waren die Operationen selbst, nach deren Anlage und Durchführung er die intellectuellen Fähigkeiten seiner Ordensbrüder abmaß.

Hätte Felix als Minister an der Spitze eines großen Staates gestanden, er wäre der größte Mann seines Jahrhunderts geworden.

Das Schicksal aber hatte es gewollt, daß er nur ein Gauner ward! —

Indeß dieser Gauner wußte, daß in der Welt Alles nur auf den Schein und den Namen ankommt; deshalb war er bis jetzt in den Augen der Welt der reiche Marchese und als solcher der Gegenstand ungemessener Verehrung von Seiten derselben Men=

schen, welche den armen Felix mit Füßen getreten hatten.

Aber ein Wesen gab es in dieser Welt, auf dem dieser Vorwurf nicht lastete, ein Wesen, welches den reichen Marchese nicht stärker liebte, als es den armen Felix geliebt hatte, ein Wesen, welches seine Lebensaufgabe darein setzte, sein zweites Ich zu werden.

Dies Wesen war ein Weib, ein junges, schönes, reiches und gebildetes Weib.

Es war Miß Anna Edwards.

Denn wenn Anna's Liebe zu dem jungen Manne, in welchem sie ausschließlich die hohe Stufe seines Geistes verehrt hatte, auch anfangs wenig mehr als eine Caprice gewesen war, so fand sie sich doch endlich durch die unabläſſigen Verfolgungen ihres „irrenden Ritters" in denjenigen märchenhaften Zustand versetzt, der von dem Taumel der Leidenschaft begleitet ist.

Ein gefühlvolles Menschenherz, welches in der Schule eines hervorragenden Geistes gebildet ist, wird dem Zauber der Romantik nie widerstehen können; und so befand sich denn Anna vollkommen in jenem Zustande, der uns in der Welt das Märchenland der Tausend und einen Nacht erblicken läßt.

Dürfen wir uns daher wundern, wenn wir sehen, daß Miß Anna ernstliche Anstalten zu einer Reise nach Java machte, weil sie von der Spur ihres irrenden Ritters dorthin gewiesen wurde?

Der alte Kurd, das wahre Musterbild eines Adoptivvaters, trieb sich den ganzen Tag auf allen Postbureaux, Eisenbahnhöfen und Docks umher, um zu erforschen, wann der Marchese von Corelli=Pistoja abreisen würde. — Daß er, wenn er ihn zu Gesicht bekommen hätte, ihn trotz der vornehmen Würde sogleich festgepackt und zu seiner Lady geschleppt haben würde, darf man dem biederen Sachsenhäuser schon zutrauen.

Zum Unglück für ihn und seine Lady bekam er ihn aber nicht zu Gesicht, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil der Marchese nicht mit der Post, mit der Eisenbahn oder zu Schiffe abreis'te, sondern mit seiner eigenen Equipage nach Liverpool, wo er sich einzuschiffen beschlossen hatte.

Die Motive dazu kennen wir nicht. Wir vermuthen indeß, daß sie in Verbindung standen mit folgender Nachricht, welche Miß Anna Edwards eines Morgens im „Morning=Herald" zu ihrem Staunen las:

„Wir erfahren erst jetzt, daß vor mehren Tagen der sehr ehrenwerthe Lord B . . ., die Zierde des Jockeyclubbs, plötzlich am Schlagflusse verstorben ist. Das von ihm hinterlassene, mit seinem Heirathscontracte übereinstimmende Testament überweis't sein ganzes Vermögen seiner zurückgebliebenen Gattinn, welche sich nichtsdestoweniger in die allerpeinlichste Lage versetzt sieht. Das ist seltsam, aber

wahr, und giebt uns einen sehr originellen Blick in das Innere mancher reichen Häuser. Der Lord hatte, ohne daß seine Gattinn etwas davon ahnte, die Hälfte seines Vermögens verspielt; und die Lady ihrerseits hatte, ohne daß der Lord davon wußte, die andere Hälfte schon zum voraus verpfändet. Das ganze aus zwei Millionen Pfund bestehende Vermögen soll übrigens dadurch in eine Hand gekommen sein, und zwar in die des ohnehin schon crösusreichen Marchese von Corelli-Pistoja, welcher — wie wir erfahren — gestern London verlassen hat, um eine Reise in den Orient anzutreten, nachdem er die in seinen Besitz gekommene Nachlassenschaft des Lord B . . . an den Grafen von Wrsowecz für eine baare Summe verkauft hat." —

So interessant auch diese Nachricht für jeden englischen Leser sein mußte, weil sie viele seltsame und fast unglaubliche Dinge enthielt, so hatte doch Miß Anna nur für Eines darin Sinn, nämlich für die Notiz, daß der Marchese Corelli-Pistoja abgereis't war, um nach dem Orient zu gehen. Denn dieser Marchese sollte ja — wie Kurd tagtäglich durch eine Formel versicherte, die ein mixtum compositum aus Fluchen und Schwören war — Niemand anders sein, als Felix, der Lady irrender Ritter.

Daher hatte denn die gelesene Nachricht für Miß Anna die sehr natürliche Folge, daß sie an

ihre Dienerschaft den Befehl gab, Alles zu einer kleinen Reise nach Ostindien zu rüsten.

Mistreß Blount war auf ihr entschiedenes Ansuchen von dem Ehrenamte einer Reisegesellschafterinn entbunden worden, um dafür die Stelle einer Hausverwalterinn anzutreten, wobei ihr die junge Lady die einzige Bedingung gestellt hatte, während ihrer ganzen Abwesenheit Mistreß Jones zu sein, damit diese letztere, wenn die Lady als glückliche Frau heimkehrte, vollständig absorbirt wäre, und der Himmel ihrer Ehe durch das Gesicht der Mistreß Jones nicht getrübt würde.

Zu ihrer neuen Reisegesellschafterinn hatte Miß Anna eine junge Frau erkoren, an welche sie bereits eine Art freundschaftliches Band knüpfte. Es war eine Deutsche, welche noch vor nicht langer Zeit die Gattinn eines polnischen Grafen gewesen, aber von ihm durch die Macht der Verhältnisse getrennt worden war und nun vom Unterrichtgeben in den aristokratischen Häusern lebte.

Es war mit einem Worte die Gräfinn Dulemba.

Worin die Verhältnisse bestanden, durch deren Macht die Gräfinn von ihrem Gatten getrennt worden war, das hatte die Dame stets sorgfältig verschwiegen, und Miß Anna war viel zu gebildet, um so indiscret zu sein, nach dem Geheimnisse zu forschen. Sie hatte die Gräfinn in einer der angesehensten Familien, wo sie Unterricht gab, kennen gelernt; sie

hatte sich fast urplötzlich zu ihr hingezogen gefühlt, weil das etwas melancholische, resignirte Wesen der Gräfinn die Muthmaßung erweckte, daß sie ein gefühlvolles Herz besitzen und zugleich in demselben einen Gram tragen müsse. Endlich zeigte sie auch bei manchen Gelegenheiten, daß ihr ein selbstständiger, entschlossener Charakter eigen sei; und dadurch erschien sie der zwar lebhaften, aber nicht minder resoluten Miß noch begehrenswerther.

Die arme Gräfinn nahm die freundschaftliche Annäherung der reichen Lady zwar schüchtern, aber doch mit einem Gefühle innerer Befriedigung entgegen; und so hatte sich endlich um Beide ein herzliches Band geschlossen, welches dadurch Nichts von seinem Edelwerthe verlor, daß die Gräfinn nach einigem Bedenken einwilligte, zu der Miß in das Verhältniß zu treten, in welchem bis dahin Mistreß Blount zu ihr gestanden. — Nur hatte sich die Gräfinn Dulemba den Antritt ihres Amtes bis zum Antritte der orientalischen Reise vorbehalten.

Dieser Zeitpunkt war nunmehr eingetreten. Miß Anna hatte die Gräfinn in deren bescheidener Wohnung heimgesucht, um sie zu benachrichtigen, daß in zwei Tagen die Reise angetreten werden müsse, und daß sie sich danach sehne, ihre „Freundinn Hedwig,“ wie die Miß sie nannte, endlich ganz zu haben.

Für die Gräfinn Dulemba erwuchs hieraus die Pflicht, einen ganzen Tag lang in den weiten Stra=

ßen Londons umher zu fahren, um sich bei allen den Familien, in denen sie Unterricht gab, zu beurlauben.

Daß dieser Fall eintreten werde, hatte sie schon vorher verkündet. Es war also nichts als eine bloße Förmlichkeit; aber diese Förmlichkeit nahm so viel Zeit in Anspruch, daß es schon spät am Abend war, als die Gräfinn in ihrer Miethskutsche an ihrem Hause abgesetzt wurde.

Das Haus, in einer ziemlich schmalen, bei Nacht sehr einsamen Gasse der City gelegen, die auf der einen Seite von der Themse begrenzt war, wurde gewöhnlich sehr früh verschlossen, weshalb sich die Gräfinn mit dem Schlüssel versehen hatte.

Indem sie den Schlüssel in ihrer Handtasche suchte, fuhr der Miethswagen, dessen Pferde die Sehnsucht nach dem Stalle empfanden, schnell von dannen.

Er war durch den finstern und nebligen Abend schon längst nicht mehr zu sehen, als Hedwig den Schlüssel gefunden hatte und an die Thür trat, um zu öffnen.

In diesem Augenblicke sprangen zwei Männer aus einer Nische des daneben liegenden Hauses auf sie zu.

Noch ehe sie sich umwenden oder einen Schrei ausstoßen konnte, hatte ihr der eine von Beiden ein Pechpflaster auf den Mund gedrückt, und der andere

sie um den Leib gefaßt, um sie nach dem Ufer der Themse zu schleppen.

Hedwig, von diesem ganz unerwarteten Ueberfalle fast betäubt, besaß um so weniger Kraft, sich den Armen des sie fortschleifenden Mannes zu entwinden, als sein Genosse ihre Hände erfaßte und mit den seinen zusammenpreßte.

Schon hatten die beiden Banditen ihr Opfer bis an den Rand des Wassers geschleift, als um die nahe gelegene Straßenecke ein leichter Wagen heran rollte, bei dessen Erscheinen die Banditen in ihrer Anstrengung eine kleine Pause machten, wie um sich zu besinnen, was jetzt zu thun sei.

Aber noch waren sie damit nicht im Reinen, als Hedwig eine kräftige Männerstimme ertönen hörte, von der der Ruf kam:

„Was geht hier vor? Halt!"

Bei den ersten Worten dieses Rufes fühlte sich Hedwig nicht unsanft auf den Boden niedergelassen, und kurz darauf sah sie, von den Armen ihrer Mörder befreit, diese die Flucht ergreifen, während ein in einen Mantel gehüllter Mann, ein Terzerol in der ausgestreckten Hand, ihnen nachzuschießen bereit stand.

Dies schien ihm indeß nicht mehr nöthig zu sein; denn Hedwig sah noch, wie er das Terzerol wieder einsteckte und sich zu ihr herunter beugte.

In diesem Augenblicke kam es ihr vor, als ob sie eine Vision habe.

Ihre Sinne schwanden; das Gefühl, gerettet zu sein, wirkte stärker auf sie ein, als die Gefahr; sie verfiel in eine Ohnmacht.

Der Retter der Dame nahm diesen Zustand nicht so bald wahr, als er sie auch schon mit leidenschaftlicher Glut in seine Arme faßte und in den Wagen trug.

Dieser rollte pfeilschnell von dannen.

14.

Mann und Frau.

Als Hedwig, wieder zum Bewußtsein zurückkehrend, die Augen aufschlug, fand sie sich halb entkleidet auf einem kostbaren Bette.

Eine kleine Glaskugellampe, deren Licht gedämpft war, beleuchtete matt die nächsten Gegenstände um sie her.

Sie erkannte, daß ihr ein sehr elegantes Zimmer zum Aufenthalt diente und benutzte die ersten Strahlen der wiedergewonnenen Denkkraft, um sich zu erinnern, was mit ihr vorgegangen, und um zu vermuthen, wie sie hierher gekommen sein könnte.

Noch hatte sie über das Letztere Nichts festge-

stellt, als aus einer dunklen Ecke des Zimmers ein Mann, negligéartig gekleidet, auf sie zu trat.

Sobald der Schein der Lampe auf sein Gesicht fiel, sprang Hedwig, wie durch eine plötzliche Geistererscheinung erschreckt, vom Bett auf und rief:

„Ludwig! Du bist es?!“

Dann sank sie in halb sitzender Stellung auf das Bett zurück.

„Ja, ich bin es!“ rief der Mann, indem er sich der Frau zu Füßen warf und ihre Knie umklammerte. „Komm zu Dir, Hedwig! Sprich zu mir! Ich beschwöre Dich! Wenn Du nicht sprichst, habe ich nicht den Muth, Dir irgend Etwas zu sagen. — So sprich doch!“

Die Gräfinn erhob sich so, daß sie gerade auf dem Bette saß. Sie wäre vielleicht ganz aufgestanden, um sich in einem Sessel niederzulassen; allein ihre Füße waren noch immer von den Armen ihres Mannes krampfhaft umschlungen.

„Ich will zu Dir sprechen, Ludwig!“ sagte sie mit sanftem, ruhigem Tone. „Aber stehe auf und setze Dich hier auf den Sessel neben mich.“

Der Graf gehorchte.

„Also Du hast mir das Leben gerettet?“ fuhr sie fort.

„Du siehst es, Hedwig.“

„Ich danke Dir und freue mich, daß wir nun quitt sind.“

„Quitt? Wie verstehst Du Das?"

„Nun, — habe ich Dir nicht auch Deine Freiheit gerettet, welche häufig kostbarer ist als das Leben?"

„Und Du freust Dich, daß ich nicht mehr Dein Schuldner bin?"

„Ja."

„Warum?"

„Das weißt Du nicht?"

„Nein!"

„Weil ich Dich nicht mehr liebe!"

„Ha!" rief der Graf, indem er aufsprang und eine gewisse Wildheit sich seines Wesens bemächtigte, so daß er Hedwig heftig am Arm faßte. „Sage das nicht noch einmal, Hedwig, oder — —"

Er hielt inne.

„Oder — was?" fragte die Gräfinn mit der größten Ruhe von der Welt.

„Ich bringe Dich und mich um's Leben!" rief der Graf.

„Wenn Dir das gefällt, so thue es."

„Aber warum liebst Du mich nicht mehr?"

„In der Regel, Ludwig, ist das eine sehr dumme Frage. Es giebt keine motivirte Liebe. Man liebt, weil man liebt und man liebt nicht, weil man nicht liebt. — In unserm Falle aber, glaube ich, findet eine Ausnahme von der Regel statt; und wenn Du mich ruhig anhören wolltest, so würde ich

wahrscheinlich im Stande sein, Dir zu sagen, was Dir mein Herz entzogen hat.“

„So rede! Ich will ruhig sein; — für jetzt wenigstens.“

„Du weißt, Ludwig, daß ich Deine Hand annahm, ohne Dich zu lieben. Warum? kann ich Dir selbst nicht sagen; ich fühlte mich unglücklich, ohne zu wissen, wodurch und weshalb; ich glaubte, eine so gründliche Veränderung in Lebensart und Bestimmung, wie die Ehe sie bedingt, würde mich heilen. Es schien auch so. Denn unmittelbar nachdem ich die Deine geworden war, liebte ich Dich, und zwar aus voller, tiefer Seele. Damals war ich eine kurze Zeit glücklich! — Doch der Traum verflog; denn ich fing an, Dich zu erkennen. Erlaß mir alles Uebrige. Ich will Dir nur sagen, was ich von Dir weiß; und Du wirst daraus selbst schließen können, was ich für Dich empfinde.“

„Nun?“

„Du hast mich aus Speculation geheirathet! Du hast mein Vermögen verspielt! Du hast mich an den nichtswürdigen Genossen Deiner Schandthaten verkuppeln wollen! Du bist ein Betrüger, ein Verbrecher geworden! Du bist der Theilnehmer an dem Morde meiner Mutter!“

Der Graf sprang entsetzt auf.

„Woher weißt Du das?“ rief er, bleich vor Entsetzen.

„Siehst Du, da hast Du Dich ja selbst verrathen!“ erwiderte die Gräfinn, ohne ihre bisher behauptete Ruhe zu verlieren. „Aber glaube ja nicht, daß ich Dir diese Falle gelegt habe. Meine Wissenschaft von diesem Morde, den Dein Genosse mit Deiner Zustimmung verübte, kam mir von Oben. Die Nacht vor Deiner Befreiung aus dem Zuchthause ist mir der Geist meiner Mutter erschienen und hat mir gedroht mit den Worten: „Was willst Du thun, Hedwig? Du willst unter dem Beistande eines meiner Mörder den andern der irdischen Gerechtigkeit entziehen! Laß ab!“ “

Der Graf hielt sich, immer bleicher werdend, an der Lehne des Sessels, um nicht umzusinken.

Seine Gattinn fuhr fort:

„Ich habe die Warnung meiner Mutter nicht beachtet; ich habe Dich retten helfen mit eigener Gefahr; denn ich hatte es Dir versprochen, und es war die letzte Pflicht, die ich als Deine Gattinn zu erfüllen gewillt war. Die Erscheinung meiner Mutter war aber doch nicht fruchtlos geblieben, denn sie hatte die letzte Spur meiner Liebe für Dich hinweg genommen. Nachdem Du frei warest, durfte ich Dich verlassen, und ich verließ Dich — auf ewig!“

„Nein, nicht auf ewig!“ rief der Graf aus, indem er sich wiederum seiner Gattinn zu Füßen warf und ihre Hände erfaßte. „Und sei auch Alles wahr, was Du von mir weißt; hätte ich auch noch viel

mehr gethan, als Du sagst: jetzt liebe ich Dich mit aller Raserei der Leidenschaft, und ich lasse Dich nicht wieder von mir!"

„Du liebst mich jetzt, sagst Du?" bemerkte die Gräfinn mit einem Lächeln, welches aus Mitleid und Verachtung zusammengesetzt war.

„Ohne Grenzen, Hedwig! mit aller Kraft meiner Seele!" betheuerte der Graf. „Seit Du von mir bist, seit ich Dich hier einst vor mir schnell vorüber fahren sah, ließ die Sehnsucht nach Dir mich nicht mehr ruhen. Wie oft war ich an Deinem Hause, an Deiner Wohnung, ohne den Muth zu haben, Dir entgegen zu treten; denn ich wußte es wohl, daß Du mich verachtetest. Fast alle Abend war ich vor Deinem Fenster, um mein wallendes Herz wenigstens an Deinem Schatten zu erquicken. Und auch heut, da ich gerade zur rechten Zeit kam, um Dich den Händen von Banditen zu entreißen, war es nicht der Zufall, der — —"

„Halt!" fiel ihm Hedwig in's Wort, indem ein Gedankenblitz ihr Hirn durchzuckte. „Sieh mich an und antworte mir: Wer könnte ein Interesse daran haben, mich tödten lassen zu wollen?"

„Vielleicht ein verschmähter Liebhaber! Was ist natürlicher, als das?!"

„Thorheit! Ich weiß von keinem Liebhaber."

„Oder die Lieferanten der Anatomie. So etwas passirt in London."

Der Graf hatte diese Worte mit so unsicherer Stimme gesprochen, daß seine Gattinn auch den letzten Zweifel an der Richtigkeit ihres Gedankens schwinden fühlte.

Sie entgegnete deshalb in sehr bestimmtem Tone:

„Du selbst bist es, der den Ueberfall veranstaltet hat!"

„Da ihr Gatte, betroffen über die Scharfsichtigkeit seines Weibes, ersichtlich zusammen zuckte, so fuhr sie fort:

„Du wolltest mich aus dem Wege räumen, weil Du mich fürchtetest."

Diese falsche Muthmaßung gab dem Grafen alle verlorene Kraft wieder.

„Wenn ich das gewollt hätte," sprach er in triumphirender Weise, „wäre ich alsdann zu Deinem Beistande gekommen, und wärest Du dann hier?"

„Wohl! So hast Du den Ueberfall veranstaltet, um mich in Deine Gewalt zu bekommen!"

„Aber nicht, um Dich zu tödten, Hedwig, sondern um Dich zu lieben, um Dich glücklich zu machen."

„Du kannst mich nicht lieben! Jedenfalls kannst Du mich nicht glücklich machen, weil ich Dich nicht mehr liebe! — Es ist vorbei, für immer vorbei! Laß mich fort von hier!"

Sie wollte sich erheben; aber der Graf drückte sie mit Gewalt wieder zurück, indem er rief:

„Dich fort lassen?! Nimmermehr! Du bist mein

Weib, mein rechtmäßiges, mir angetrautes Weib! Ich habe ein Recht, Dich zu halten; und bei meiner Leidenschaft! ich werde Dich halten!"

„Ah! Also auf Deine ehelichen Rechte willst Du Dich stützen, um mich zu fesseln? Mit dem Gesetzbuche in der Hand willst Du mir Liebe abpressen? Du Thor! — Ich glaube, Du bist nicht nur ein Schändlicher, sondern auch ein Feigling!"

„Weib!" schrie der Graf laut auf, mit seinen Händen die Arme seiner Gattinn wuthentbrannt umkrallend.

Dann aber, da Hedwig völlig ruhig blieb, plötzlich umgestimmt, wie um einen letzten Versuch mit Bitten und Hingebung zu machen, ließ er ihre Arme los, faltete auf ihrem Schooße seine Hände und sagte in flehendem Tone:

„O, sprich nicht so, Hedwig! Du warst einst ganz, ganz anders gegen mich! Rufe Dir diese Zeit zurück! Sei wieder mein, völlig mein! meine liebende und geliebte Gattinn! Ich kann ja nicht leben ohne Deinen Besitz. — Sieh, ich bin reich, unermeßlich reich. Du sollst an meiner Seite leben, wie eine Königinn. Nur liebe mich!"

„Ich sagte es Dir schon, ich kann Dich nicht mehr lieben; und ohne Liebe Dein zu sein, — wäre ich da etwas Anderes, als eine käufliche Dirne? Das denkst Du nicht von mir! — Deinen Reichthum aber verachte ich! er ist doch nur durch Ver-

brechen erworben! und wäre er es auch nicht, Du würdest Dir mit all Deinen Schätzen auch nicht einen einzigen Kuß von mir erkaufen!"

Bei diesem Worte sprang der Graf plötzlich wie wahnsinnig auf. Eine fieberische Gluth erfüllte seine Adern; die entflammte Begierde sprach laut aus seinen Augen; das Wort „Kuß" hatte, eine sinnliche Ideenverbindung erzeugend, wilde Sehnsucht nach dem Besitze dieses kalt zürnenden und doch so reizenden Weibes in ihm angefacht. Er stürzte mit dem Sprunge eines Tigers auf sie zu und umschlang ihren Nacken.

„Du bist mein! und mußt mein sein!" schrie er mit von Leidenschaft gedämpfter Stimme.

„Zurück, Elender!" stöhnte das überfallene Weib. „Ich liebe Dich nicht! Laß mich! Ich liebe Dich nicht!"

„Aber ich Dich! Und Gott und Teufel sollen mich nicht hindern, der Mann meines Weibes zu sein!"

Die gemißhandelte Frau wand sich machtlos unter den durch die Begierde gestählten Armen ihres Gatten. Endlich wurde es Nacht vor ihren Blicken. Sie verlor mit der physischen Kraft auch das Vermögen, geistig zu widerstreben. Sie unterlag.

* *
*

Als der Graf beim Grauen des Morgens erwachte, fand er die Stelle im Bette, welche seine Gattinn ihm zur Seite eingenommen hatte, zu seinem Schrecken leer.

Auf dem Nachttische aber lag ein Blatt Papier, welches folgende mit Bleistift geschriebenen Worte enthielt:

„Du hast mich in schamloser Weise gemißhandelt. Ich fühle mich durch Deine Brutalität nicht weniger geschändet, da ich Deine Frau heiße, als wenn ich nicht Deinen Namen führte. Bisher hatte ich Dich nur verachtet; jetzt hasse ich Dich, und — werde mich rächen!

Hedwig.“

15.

Begegnung.

Die Nachrichten, welche der Doctor Böhm aus allen Ländern von den Bundesgliedern über den Erfolg ihrer industrieritterlichen Operationen erhielt, waren so großartig, daß er anfing, sich erstaunlich klein vorzukommen.

Er hatte noch so viel wie gar Nichts gethan.

Der Baron Goldmann, dessen Sturz seine ei-

gentliche Aufgabe war, befand sich noch immer auf Reisen, und außerdem hatte sich auch der Baron, welcher den letzten Berichten zufolge aus England abgereis't war, die Hauptrolle bei dem Coup vorbehalten.

Inzwischen rückte die Zeit heran, da die Ziehung der großen Lotterie ihren Anfang nahm, und wie wir wissen, hatte der Doctor von dem Großmeister des Ordens die Anweisung erhalten, gegen dieselbe einen ihm genau beschriebenen Schlag zu führen.

Es handelte sich um die Gewinnung des großen Looses, welches sich auf 300,000 Gulden belief.

Diese Summe war eine sehr kleine gegenüber den bedeutenden Posten, welche sich aus den Berichten der Ordensglieder als theils bereits errungen, theils in Aussicht stehend, ergeben hatten.

Allein abgesehen davon, daß man sich in Ermangelung einer besseren Ernte nach den Statuten des Bundes mit jedem Coup befassen mußte, dessen Ertrag dem Betrage der einem Jeden disponiblen Geldsumme gleich war, während man sich solcher Coups ausdrücklich enthalten mußte, deren muthmaßlicher Ertrag geringer ausfiel, — eine Vorschrift, die vor allen kleinlichen Machinationen bewahrte und zugleich die Geldkraft eines jeden Einzelnen bei jedem einzelnen Coup mindestens verdoppelte; — abgesehen also davon: so hatte auch der Chef des Bundes eine

ganz besondere Pique auf alle diejenigen Institute, welche das Hazardspiel zu einem Gewerbe machten.

Felix hatte von jeher einen unvertilgbaren Haß gehabt gegen Alles, was Gewinn hieß.

Er war eine Art Socialist, der in dem Erwerb von Geldmitteln ohne productive Thätigkeit den Grund zu dem Ruin der menschlichen Gesellschaft sah, und das Spiel als die Quelle und Pflanzstätte des Triebes zu jenem Erwerbe betrachtete.

Da er sich nicht auf eine Stelle erhoben fand, von wo aus er den nach seiner Meinung gefährlichsten Feind der Menschheit bekämpfen und mittels seines organisirenden Talents besiegen konnte, da er zu gleicher Zeit die Welt immer mehr der Sucht nach Gewinn fröhnen und somit dem Spielteufel verfallen sah, so war er auf die Idee gekommen, sich gegen das Cardinal-Laster seiner Zeit dadurch zu erheben, daß er es zur äußersten Consequenz brachte.

Es war der Haß gegen das Laster der menschlichen Gesellschaft, was ihn zum Feinde dieser Gesellschaft, es war die Liebe zur menschlichen Natur, was ihn zum Verbrecher machte.

Unter allen Instituten, welche aus der Speculation auf die Gewinnsucht der Menschen entstanden waren, hatte sich Felix zuerst die des Hazardspiels für seine Operationen ausersehen, und wir wissen

bereits, wie es ihm gelungen war, der Spielbank von Heimburgshöh ein Ende zu machen.

Dasselbe Ziel bei den übrigen Banken der rheinischen Länder zu verfolgen, hatte er dem Ritter von Waldenburg aufgetragen, der ohne alle Furcht vor polizeilichen Verfolgungen seiner Aufgabe nachlebte, weil er unter einer angemessenen Veränderung seines äußern Menschen und unter dem Schutze seiner durch Bestechung erworbenen Legitimations-Documente gegen alle Anfechtungen gesichert war.

Die nächste dem Doctor Böhm gewordene Mission bestand — wie bereits erwähnt — in einem Angriffe gegen die Lotterie, einem Angriffe, der von dem Chef der Verbrüderung schon während seines früheren Aufenthaltes in der freien Reichsstadt concipirt und alsdann, völlig im Plane ausgearbeitet, dem Doctor zur Ausführung mitgetheilt worden war.

Der Angriff hatte ein doppeltes Zielobject. Er ging ebensowohl gegen die Klassenlotterie wie gegen das Zahlenlotto, in welchem letzteren Felix die Hauptursache sah, daß auch schon die niederen Volksschichten von dem Gifte der Gewinnsucht inficirt worden waren.

Während es sich bei der Klassenlotterie wegen der Geringfügigkeit des Hauptgewinnes nur um eine Art Demonstration handeln konnte, war es bei dem Zahlenlotto auf die völlige Vernichtung dieses Institutes abgesehen.

Der Doctor Böhm sollte hierbei sein Meisterstück machen, hatte aber bis jetzt noch Nichts zu thun vermocht, um den ihm nothwendigen Gehilfen zu gewinnen.

Es mußte dies ein bei der Lotterie mit einer bestimmten Function angestellter Mann sein, den zu bestechen es galt.

Aber weil eine solche Bestechung große Vorsicht in der Art, sich zu entdecken, erforderte, so hatte der Doctor der betreffenden Person, welche ein gewisser Lairitz war, noch nicht beikommen können.

Er glaubte, daß er hierbei dem Zufalle mehr als der Absicht überlassen müßte, und schlenderte in Gedanken daran eines dunkeln Abends durch die schönen Promenaden der Stadt.

Da hörte er hinter einem Gesträuche ein leises, flüsterndes Gespräch.

Näher heran schleichend, gewahrte er auf einer der vielen Bänke, die am Tage als Ruhesitze für die Lustwandelnden und bei abendlichem Dunkel zur Bequemlichkeit der Liebenden dienen, ein Pärchen, welches sich allem Anscheine nach in demjenigen Stadium des Liebeshandels befand, in welchem Fordern und Bieten Kaufleute macht.

Der Mann stand bereits in den Jahren seines Lebens, die den meisten Männern eben so wenig gefallen wie den Frauen, in denjenigen Jahren, da man genöthigt ist, die Liebenswürdigkeit der Person

durch das magnetische Fluidum edler Metalle ein wenig zu verstärken.

Die Dame schien ziemlich jung und war, so viel sich in der Dunkelheit aus der Entfernung erkennen ließ, von den Garderobestücken einer vornehmen Toilette umhüllt.

Der Doctor fühlte sich von diesem Paare seltsam angezogen. Er schlich sich deshalb so nahe, daß er im Stande war, das Gespräch der Beiden ziemlich vollständig zu erlauschen.

Er hörte folgendes:

„Ich bin zu Allem bereit, wenn ich die Mittel erhalte, mich an ihm zu rächen!" sagte die Dame.

„Will ich das nicht auch!" entgegnete der Mann. „Er hat mich aus der schönen Stelle gejagt, die ich in seinem Comptoir inne hatte, und warum? — Nicht etwa, weil ich einige Rechnungsfehler mir zu nutze machte, um mein Budget zu verbessern; nicht etwa, weil ich mittels seines Credits für meine Rechnung an der Börse speculirte; nicht einmal, weil ich ihm einen Tausendgulden-Schein verschleifte, der sich hinterher, als er mich schon von dem Ersatz entbunden hatte, zum Glück für mich in einer Naht meines Comptoirrockes vorfand; — nein, er hat mich entlassen, weil ich Sie, meine liebe Alma, schön fand, als ich Sie zum ersten Male bei ihm sah, und weil ich es wagte, Ihnen dies in einem billet doux zu gestehen. Sie sehen also, Angebetete, daß ich gewis-

sermaßen zum Märtyrer Ihrer Schönheit und meiner Liebe zu Ihnen geworden bin.“

„Zum Märtyrer? Ei, war denn die Entlassung mit Verlust für Sie verbunden? Hat er Ihnen nicht, um Ihr Stillschweigen über den wahren Grund Ihrer Entlassung zu erkaufen, durch seine Empfehlung eine Stelle bei der Lotterie-Verwaltung verschafft?“

„Es ist wahr, und diese Stelle trägt mir an Gehalt nicht weniger, als die frühere bei ihm. Allein die schönen Emolumente, die fehlen. Es ist ganz unmöglich, sich in der Stellung Etwas zu machen, und Sie sehen daher, daß — wenn es sich um die finanziellen Mittel zu Ihrer Rache handelt — ich nothwendigerweise trostlos sein muß.“

„Das ist schlimm, mein lieber Frennd, denn ohne diese Mittel werden Ihre Wünsche wohl unerfüllt bleiben, weil ich alsdann die Erfüllung der meinigen von einem Andern erwarten muß.“

„Aber sagen Sie mir, wie können Sie für Ihre Rache zehntausend Gulden nöthig haben? Was wollen Sie mit dem Gelde machen?“

„Das ist meine Sache und — mein Geheimniß!“

„Ich sollte meinen, Sie müßten es während der Dauer Ihres Verhältnisses mit ihm sehr leicht dahin gebracht haben, über eine zehn Mal größere Summe verfügen zu können.“

„Das glauben Sie. Aber hören Sie:

„Ich war eine Thörinn, eine Närrinn, ein al-

bernes, kindisches Geschöpf. Ich habe mich verspeculirt und bin, als ich recht gescheidt zu handeln glaubte, unverzeihlich dumm gewesen. — Wir waren einige Wochen in Neapel, als diese verteufelte Prinzessinn von Ungarn — wie heißt sie doch gleich? — richtig! Hermine, Fürstinn von Hérad, geborene Prinzessinn von Ungarn, dort ankam. Sie machte gleich bei ihrem ersten Auftreten durch ihre Schönheit und ihren Rang alle Männer zu Narren und alle Frauen zu Wahnsinnigen — vor Eifersucht nämlich. In ihrer Begleitung befand sich ein junger französischer Herzog, ein Duc de Brassetôt, wie man ihn nannte, geistreich und liebenswürdig, von einem unermeßlichen Vermögen und schön wie ein Gott! — Er hatte eine wunderbare Aehnlichkeit mit einem jungen armen Burschen, den ich früher einmal kennen gelernt, und dessen Andenken mir oft, wenn ich traurig bin, vor die Seele tritt. Man wurde nicht recht klug aus den Beiden.

„Man sagte, sie hätten sich auf einem englischen Schiffe getroffen, das nach Indien zu segeln bestimmt gewesen sei. Es habe aber an der portugiesischen Küste Schiffbruch gelitten, bei welcher Gelegenheit die Prinzessinn von dem Herzog gerettet worden sei. Aus Dankbarkeit dafür und weil der Herzog noch nebenbei einer der herrlichsten Männer ist, die sich denken lassen, habe sich die Prinzessinn nun sterblich in ihn verliebt und den Entschluß gefaßt, ihn

— da sie Wittwe ist — zu einer Heirath mit ihr zu veranlassen.

„Alles dies stimmt indeß wenig mit dem überein, was man zu beobachten Gelegenheit hat. Denn die Prinzessinn ist gegen alle Männer von Auszeichnung und Reichthum kokett bis zur Unverschämtheit, und dieser Koketterie ist denn auch unser Herr Cäsar, dieser elende Tropf, erlegen. Der Schwachkopf bildete sich ein, daß ihn die Prinzessinn mit besonders günstigen Augen betrachtete und brachte ihr seine Huldigungen in einer Art dar, die mich empören mußte."

„Und in Folge dieser Ihrer Empörung haben Sie Thorheiten gemacht? Ich errathe."

„Sie haben vollkommen Recht, mein alter Schatz. Ich bin eine große Närrinn gewesen. In einer Scene, die zwischen mir und ihm meiner Eifersucht wegen vorfiel, erklärte er mir, daß er der Ketten müde sei, die ich ihm anlege, und er werde sich um so eher von mir los sagen, als ich ihn ja doch nur aus dem niedrigsten Eigennutze geliebt habe."

„Ah, ah, — ich merke, wo das hinausläuft."

„Ich weiß nicht, ob mich der Vorwurf wirklich empörte, oder ob ich mir von meiner Handlungsweise einen günstigen Effect versprach: genug, ich nahm nach jenen von ihm gesprochenen Worten die Verschreibung eines Jahrgehalts von 12,000 Gulden, die ich mir früher von ihm erwirkt hatte, aus meiner Chatoulle, riß sie vor seinen Augen entzwei, warf ihm die Stücke in's Ge-

sicht, mein Schmuckkästchen dahinter nach ihm zu Füßen und stürzte aus dem Zimmer. Ich glaubte, er werde mich zurück halten, aber nein! das Ungeheuer ließ mich fortstürzen, und als ich am Abende unsere Wohnung betrat, hörte ich, daß der Baron Goldmann nach Rom gereis't sei und das Logis gekündigt habe. — Stellen Sie Sich mein Entsetzen vor! Ich war ohne Geld und ohne Freunde in dieser fremden Stadt, deren Sprache ich kaum verstand. Ich verkaufte die wenigen Kostbarkeiten, welche ich noch besaß, und eilte dem Ungeheuer nach. In Rom war er wirklich gewesen, aber nur wenige Stunden. Man sagte mir, er habe die Rückreise nach Deutschland angetreten. Was blieb mir also übrig, als ihm nachzulaufen?! —“

„Von allen Mitteln entblößt, kam ich hier an, und was erfahre ich? Daß sich der Chef des Hauses Goldmann nach wie vor in Neapel befindet. Man bewies es mir auf seinem Comptoir durch einen Brief, der so eben angelangt war und einen Poststempel trug, welcher mich nicht zweifeln lassen konnte, daß dies Ungeheuer von Rom aus wieder nach Neapel zurückgekehrt sei, um zu den Füßen seiner koketten Prinzessinn zu schmachten. Sein ganzes Manöver war darauf berechnet gewesen, mich aus Italien zu entfernen; das ist diesem moralischen Scheusal gelungen, und eben dafür werde ich mich rächen.“

„Das ist recht! — Aber wie?“

„Meine Sache! Schaffen Sie mir die zehntausend Gulden, und Sie sollen sehen."

„Was?"

„Wie ich mich rächen werde."

„Dadurch, daß Sie mich lieben?"

„Was er sich wohl daraus jetzt machen würde! — Seien Sie doch nicht kindisch! Kümmern Sie Sich überhaupt nicht um das, was ich thue. Wenn ich Ihre Wünsche erfülle, was geht Sie alles Andere an?!"

„Hm! Es bleibt also dabei, daß Sie Sich mir verkaufen wollen? Hören Sie wohl, verkaufen!"

„Bin ich nicht dazu vom Schicksale prädestinirt? Habe ich mich nicht an Goldmann auch verkauft? Ach, und welches Opfer brachte ich nicht für den Kaufschilling?! Ein Opfer, von dem er sich nie Etwas träumen ließ. — Warum gab mir auch die Natur diesen unseligen Trieb, als große Dame zu leben? Ist das meine Schuld? — Schaffen Sie mir also das Geld, Lairitz, und ich bin die Ihre."

Bei diesem Namen schlich der Doctor ganz leise einige Schritte näher und — erkannte seinen Mann.

Dieser umschlang entzückt die schlanke Taille des Mädchens, zog sie etwas stürmisch an sich und rief:

„Ich werde es schaffen, und sollte ich es stehlen!" —

„Sie sollen es ungefährlicher haben!" ertönte plötzlich eine Stimme hinter den Beiden.

Alma sprang mit einem gedämpften Schrei in die Höhe.

Lairitz erhob sich halb von seinem Sitze und drehte sich um nach der Gegend, woher die Stimme gekommen war.

Er erblickte einen großen, vierschrötigen Mann, bei dessen Anblick es ihn einen Moment wie eine Art Schauer durchrieselte.

Es war der Doctor Böhm, der jetzt ganz dicht bei dem Paare stand, von dessen Gespräch er freilich nicht jedes Wort, aber doch genug gehört hatte, um über den Inhalt vollständig im Klaren zu sein.

„Wer sind Sie, mein Herr?“ fragte ihn der Begleiter der Dame in barsch sein sollendem Tone; „und wie kommen Sie dazu, unser Gespräch zu behorchen?“

„Wer ich bin,“ entgegnete der Doctor, „sollen Sie später ausführlicher erfahren. Jetzt nur so viel, daß ich ein Mann bin, der Ihnen aus Ihrer beiderseitigen Verlegenheit helfen kann und will. Warum ich Ihr Gespräch behorcht habe, erklärt sich nach dem, was ich so eben gesagt, erstaunlich leicht. Der Zufall führte mich in Ihre Nähe; durch Zufall hörte ich einige Worte, einige Namen, Beides interessirte mich, denn ich fand sehr bald, daß ich der Mann bin, den Sie brauchen und der nach Umständen auch Sie braucht. Sind Sie nun zufrieden?“

Die Dame war während dieser Rede näher an

den Mann heran getreten, der so bestimmt und zuversichtlich sprach. Die Dunkelheit erlaubte es, wenigstens die Umrisse der Gesichter und der Gesichtszüge zu erkennen.

„Ich sollte meinen, mein Herr," begann die Dame, „daß wir uns schon ein Mal in diesem Leben begegnet sind, und zwar unter noch eigenthümlicheren Umständen, als die jetzigen."

Der Doctor fixirte das Gesicht des Mädchens, welches den Schleier zurückgeschlagen hatte, einige Secunden. Dann sagte er:

„In der That, ich erinnere mich! — War es nicht am Roulette-Tische zu Wiesbaden, wo ich Ihnen gleichfalls einen Dienst leisten wollte durch einen guten Rath, den Sie aber damals in den Wind schlugen?"

„Das ist richtig!" entgegnete Alma, „und ich habe es nachher bitter bereut. Wenn ich damals auf Sie hörte, mein Leben hätte vielleicht eine ganz andere Richtung genommen."

„Um so bereitwilliger werden Sie jetzt sein, meinen Rathschlägen größeres Gewicht beizumessen!" begann der Doctor wieder."

„Gewiß!" bestätigte Alma.

Dann sich zu ihrem Begleiter wendend, sprach der Doctor.

„Und bei Ihnen, mein Herr, werde ich mich auf die Empfehlung dieser schönen Dame stützen können,

um Ihnen Vertrauen zu der Zweckmäßigkeit meiner Rathschläge einzuflößen, nicht wahr?"

Der Gefragte war durch das unerwartete Dazwischentreten des ihm ganz Fremden noch viel zu sehr bestürzt, um mit etwas Anderem, als mit einem zustimmenden Kopfnicken antworten zu können.

„Charmant!" rief der Doctor, dem diese Geberde vollkommen genügte; „machen wir uns näher mit unsern Personen und unsern Plänen bekannt. Allein da hierzu dieser Ort wenig geeignet scheint, so folgen Sie mir nach meiner Wohnung, wo uns ein ausgesuchtes Souper zu Diensten steht. Man macht bei Tische am leichtesten, schnellsten und vollkommensten Bekanntschaft. Kommen Sie!" —

Damit nahm er die Dame an seinen rechten, den Herrn an seinen linken Arm und zog sie Beide unter fortwährendem Geplauder mit sich, dem Innern der Stadt zu, wo seine elegante Wohnung lag. —

16.

Das große Loos.

Den meisten unserer Leser wird das innere Wesen eines Klassen-Lotterie-Instituts noch nicht bekannt sein.

Es erscheint uns daher angemessen, sie in einen Saal einzuführen, wo die Ziehung der letzten Klasse einer solchen Lotterie seit zwei Tagen begonnen hat.

Wenn man zu der Thür hineintritt, sieht man die ganze Längenausdehnung eines schmalen, aber desto längeren Saales vor sich. In der ersteren größeren Hälfte dieses Saales ziehen sich längs der beiden langen Seiten Tische, an welchen auf Schemeln eine Menge von Leuten sitzt, deren Jeder ein großes, zum schnellen Nachschlagen eingerichtetes Contobuch vor sich hat.

Diese Leute, meist der jüdischen Nationalität angehörend, sind die verschiedenen Hauptcollecteurs des Lotterie-Instituts, oft auch nur die Gehilfen derselben.

Der Zweck ihrer Hierseins besteht darin, die ausgerufenen Nummern in ihrem Buche aufzuschlagen und den dazu ausgerufenen Gewinn der Nummer daneben zu schreiben.

Dies ihr Beginnen ist kein durchaus nöthiges, denn die Nummern mit den darauf gefallenen Gewinnen werden noch außerdem von Amtswegen notirt und in den officiellen Gewinnlisten durch den Druck veröffentlicht.

Allein da die Ziehung aus leicht begreiflichen Gründen öffentlich geschehen muß, so kann diese Privatnotirung Niemandem und also auch nicht den Collecteurs verwehrt werden, was sonst zur Vermei-

dung betrügerischer Machinationen vielleicht wünschenswerth wäre.

Es kann nämlich hierdurch geschehen, daß der Collecteur ein Loos, dessen Gewinn ihm bereits bekannt, dem viele Meilen weit entfernten Inhaber aber noch gänzlich unbekannt ist, zurückkaufen läßt, um sich des Gewinnes für seine Person zu versichern.

Wir sind gerade zur rechten Zeit in den Saal getreten, um ein solches Manöver zu beobachten, freilich nur aus dem Grunde, weil uns als Romandichter nicht nur die geheimen Handlungen, sondern selbst die geheimen Gedanken der Menschen genau bekannt sind.

Vor seinem Buche sitzt ein Collecteur und neben ihm steht ein Bursche, der eines Auftrages harrt.

So eben wird die Nummer 13,522 ausgerufen und dazu der Gewinn 50,000 Gulden.

Der Collecteur hat sein Buch nicht so bald aufgeschlagen und den Gewinn notirt, als er auch schon weiß, daß die Nummer zu seiner Collecte gehört. Er schreibt diese Nummer schnell auf einen Zettel und übergiebt denselben dem Burschen, welcher damit pleine carrière nach dem Comptoir des Collecteurs läuft und ihn dem Sohne des Collecteurs einhändigt.

Dieser schreibt, nachdem er in einem Buche nachgeschlagen, eiligst folgenden Zettel:

„Herrn C. A. Leser in Würzburg. R. 13,522. Salomon und Sohn.“

Mit diesem Zettel geht oder fährt vielmehr Salomon jun. schleunigst nach dem Telegraphen-Bureau, und zehn Minuten darauf hat C. A. Leser in Würzburg seine telegraphische Depesche.

C. A. Leser in Würzburg schlägt seine Bücher auf und findet, daß er die Nummer 13,522 an einen Bauer der Umgegend verkauft hat.

Er nimmt sich auf der Stelle einen Wagen und fährt nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe, in welchem der Bauer wohnt.

Der Bauer ist zu Hause und freut sich, seinen Geschäftsfreund, der zugleich sein Banquier ist, bei sich zu sehen.

C. A. Leser ist natürlich nicht extra wegen des Bauern gekommen, sondern hat nur auf der Durchreise bei ihm vorgesprochen. Man trinkt zusammen eine Flasche Steinwein und plaudert von der Lotterie.

C. A. Leser wünscht seinem bäuerlichen Freunde viel Glück zur bevorstehenden Ziehung. Der Bauer hat kein rechtes Vertrauen zu diesem Glück.

Der Agent bedauert, dies nicht früher gewußt zu haben, da ihn noch gestern ein Bekannter um ein Loos gequält, das er ihm aber nicht mehr habe geben können, weil alle seine Loose vergriffen seien. Der Bekannte habe sogar den doppelten Preis geboten, da ihm geträumt, er werde — wenn er noch ein Loos bekommen könne — sicher gewinnen.

Den Bauer sticht der doppelte Preis in der Nase.

Da ließe sich ja ganz sicher Etwas gewinnen! sagt er. Wenn der Mann das Loos jetzt noch haben wollte, würde er es bekommen können.

C. A. Leser meint: er wolle es versuchen und deshalb sogleich zu ihm hin fahren.

Der Bauer giebt also sein Loos heraus und erhält dafür von C. A. Leser den doppelten Betrag — vor der Hand als Unterpfand.

Eine Stunde darauf erhält der Bauer von C. A. Leser ein Billet, worin ihm angezeigt wird, daß C. A. Leser den ihm angebotenen Rückkauf des Looses zu dem verabredeten Preise als abgeschlossen betrachte.

Der Bauer steckt die erhaltenen Guldenstücke in einen großen Topf voll Hafer zu den übrigen bereits aufgespeicherten Guldenstücken, und reibt sich schmunzelnd die Hände.

Die Ziehung des Tages ist noch nicht vollendet; der Collecteur Salomon sen. sitzt noch im Ziehungssaale bei seinem Buche, als ihm sein Bursche ein Papier überbringt. Er schlägt es auseinander und lies't:

„Telegraphische Depesche. Ihr Auftrag ist bestens vollführt. Würzburg. C. A. Leser.“ —

Der Bauer erfährt anderthalb Tage später durch die Zeitung, daß das Loos Nr. 13,522, dasselbe, welches er verkauft, fünfzigtausend Gulden gewonnen hat.

Er schlägt sich vor die Stirn und sagt: Bin ich doch ein rechter Esel gewesen! Man sollte nicht sagen, was man auf Träume geben kann! —

Während der Zeit, die der Collecteur so gewinnbringend für sein Privatgeschäft angewendet hat, haben wir hinlänglich Muße gehabt, uns den Ziehungssaal genauer anzusehen.

Die kürzere Hälfte desselben ist von der längern durch ein Gitter getrennt, welches das Ziehungspersonal von dem Publikum scheidet.

Hinter diesem Gitter steht quer ein langer Tisch, der die untern Gliedmaßen der dahinter fungirenden Beamten den Augen des Publikums entzieht.

Auf beiden Enden des Tisches befinden sich die beiden Glücksräder in Form einer dicken kurzen Kaffeetrommel, deren Seitenflächen von Glas und also durchsichtig sind.

Man sieht in diesen Glücksrädern in dem einen links die Nummern, in dem andern rechts die Gewinne und Nieten liegen.

Die Nummern sowohl wie die Gewinne und Nieten sind auf kleine Papierstreifen verzeichnet, deren jeder zusammengerollt in einer kleinen, dünnen, pappenen Röhre steckt, aus der er zur Hälfte herausguckt.

An jedem der beiden Glücksräder befindet sich ein Waisenknabe auf dem Tische stehend, so daß das Publikum alle seine Bewegungen übersehen kann.

Außerdem tragen diese Waisenknaben grüne Ueberärmel, welche am Handgelenke zugebunden sind, so daß es ihnen unmöglich ist, Etwas in den Aermel zu schieben.

Seltsamerweise ist diese mißtrauische Vorsicht nicht beobachtet bei den beiden Männern, welche, der eine rechts, der andere links, hinter dem Tische und hinter den Glücksrädern stehen, so daß kaum ihr Brustbild vom Publikum übersehen werden kann.

Und doch stehen diese beiden Männer mit den beiden Waisenknaben im innigsten Zusammenhange. Denn die Function dieser vier Personen ist folgende:

Der Waisenknabe links greift in das Glücksrad, worin die Rollen der Nummer liegen, nimmt eine davon heraus, zieht das Papier aus dem Röhrchen und giebt es zusammen gerollt dem Manne links. Dieser rollt das Papier auseinander und ruft die darauf stehende Nummer mit lauter Stimme zwei Mal hintereinander aus.

Während dessen hat der Waisenknabe rechts ganz in derselben Art aus dem Glücksrade, worin die Rollen mit den Gewinnen und Nieten liegen, ein solches Röllchen herausgenommen, von dem Röhrchen befreit und das zusammen gerollte Papier dem Manne rechts gegeben, der es gleichfalls auseinander rollt und den darauf verzeichneten Gewinn oder die Niete ausruft.

Die genannte Nummer hat nun die darauf gerufene Geldsumme gewonnen. —

Die beiden Männer geben ihre Papierstreifen jeder an einen neben ihnen stehenden Unterbeamten, der ihn mittels einer Nadel auf einen Faden aufreiht, um dadurch eine Controle möglich zu machen.

Noch weiter im Hintergrunde befindet sich ein etwas erhöhter Tisch, an welchem drei Lotterie-Directoren sitzen, ihnen zur Seite der Beamte, welchem die officielle Notirung obliegt.

An der Seite links sitzen auf einer Lehnbank drei andere Personen, ehrbare Bürger der Stadt, welche zu dem Ehrenamte berufen sind, der Ziehung als Zeugen beizuwohnen, aber sich in der Regel so fürchterlich langweilen, daß sie meist mit offenen Augen schlafen.

Von allen den Personen, welche sich im Ziehungssaale vor und hinter dem Gitter befinden, sind uns außer dem erwähnten Collecteur, der seine Rolle für uns bereits ausgespielt hat, nur zwei bekannt.

Die eine derselben ist der Doctor Böhm, welcher sich dem Gitter ganz nahe aufgepflanzt hat und sehr neugierig ist, zu sehen, ob ein Gewinn und welcher auf sein Loos fallen wird.

Er hat sich nämlich vor dem Anfange der Ziehung noch ein ganzes Loos gekauft, das die Nummer 9456 führt.

Das Loos dieser Nummer, auf welche er, seit

sie in seinem Besitze ist, ein ganz besonderes Vertrauen hat, ruht in seinem Portefeuille, und das Portefeuille selbst in seiner Brusttasche.

Wie begierig er ist, diese Nummer mit einem großen Gewinne zusammen fallen zu sehen, geht daraus hervor, daß er seine großen gläsernen Augen unausgesetzt auf den Mann richtet, welcher, hinter dem Glücksrade rechts stehend, die Verpflichtung hat, die Gewinne und Nieten auszurufen.

In diesem Manne erkennen wir unsern neuen Bekannten Lairitz wieder, den wir im vorigen Kapitel die Stelle eines noch nicht begünstigten Liebhabers der Courtisane Alma Mertens spielen sahen. Er ist mit einem weißgrauen, etwas altväterisch zugeschnittenen Ueberrock bekleitet, an welchem ein aufmerksamer Beobachter die engen Aermel von einer überflüssigen Länge gefunden haben würde, denn sie gingen weit über die Handwurzel hinaus. —

Das Ziehungsgeschäft hatte seinen gewöhnlichen Fortgang.

Alle fünf Minuten rief der officielle Notirer das Wort „Drehung,“ worauf die Waisenknaben mit dem Ziehen inne hielten, die Klappen der Glücksräder schlossen und diese selbst in Schwung setzten, daß die Röhrchen tüchtig durcheinander gerüttelt wurden, bis ein „Halt!“ aus dem Munde des oben genannten Beamten ertönte.

Dann hielten beide Knaben die Räder an, eröff-

neten wieder die Klappe und fuhren in dem Ziehungsgeschäft nach der beschriebenen Weise fort.

So waren bereits drei Stunden verstrichen, ohne daß sich auch für den aufmerksamsten Zuschauer etwas Bemerkenswerthes ereignet hätte, als auf einmal ein kleiner, unbedeutender und noch dazu ganz natürlicher Unfall eintrat.

Während der Nummer-Ausrufer eben annoncirte: „Dreihundertfünfundneunzig — dreihundertfünfundneun—zig!" — hatte Lairitz das ihm vom Waisenknaben überreichte Papierröllchen aufgewickelt, aber es ungeschickter Weise zur Erde fallen lassen.

Natürlich hob er es sogleich wieder auf. Nur würde ein sehr feines Auge, welches auf seine Finger einen mißtrauischen Blick geworfen hätte, vielleicht bemerkt haben, daß dieses zusammen gerollte Papierstreifchen, während Lairitz Hände noch am Boden waren, in den Aermel seines rechten Armes verschwand, und aus dem des linken ein ganz gleiches Röllchen zum Vorschein kam, welches offenbar bestimmt war, das verschwundene zu ersetzen.

Als Lairitz sich erhob, um das Papier auseinander zu rollen, war sein Gesicht etwas roth vom Bücken, auch konnte man etwas Unsicheres wahrnehmen in der Stimme, mit welcher er, von dem Papiere aufsehend, ausrief: „Niete!"

Die Nummer 395 war mit einer Niete herausgekommen.

Kein Mensch hatte auf den Zwischenfall geachtet; denn das Publikum konnte ihn nicht sehen, die Beamten legten gar keine Wichtigkeit auf solch einen Umstand, und die Zeugen waren sinnenabwesend vor Langeweile.

Es hatte daher auch gar nichts auf sich, daß sich der kleine unbedeutende Unfall nach Verlauf einer Stunde noch einmal wiederholte.

Diesmal geschah es, als der Mann links rief: „Neuntausendvierhundertsechsundfünfzig! — neuntausendvierhundertsechsundfünf—zig!“

Der Doctor Böhm hatte seine Nummer gehört und befand sich in der gespanntesten Erwartung.

Seine Augen waren, weit aus dem Kopfe heraustretend, auf das Gesicht des Lairitz gerichtet, als dasselbe gegen den Boden zu verschwand, weil sein Eigenthümer genöthigt war, das ihm entfallene Röllchen, welches er bereits als eine Niete erkannt hatte, aufzuheben.

Die Manipulation, welche, unsichtbar für jeden Uneingeweihten, jetzt durch die Hände am Boden ausgeführt wurde, unterschied sich von der früheren nur dadurch, daß das entfallene Röllchen in den Aermel der linken Hand verschwand, und sein Ersatzmann aus dem der rechten hervor ging.

Es war dieser Ersatzmann dasselbe Röllchen, welches vorhin seinen Weg in den rechten Aermel

genommen hatte, um dort bis zum entscheidenden Augenblicke auszuruhen.

Indem sich Lairitz wieder aufrichtete, um das Papierstreifchen aufzurollen, entrang sich seiner Brust einer jener Athemzüge, durch welche wir uns von einer großen Besorgnißlast befreit finden.

Der Coup war gelungen. Lairitz rief:

„Dreimalhunderttausend Gulden! — dreimalhundertausend Gulden!“ —

Und eine Glocke verkündete durch einige rasche Schläge, daß ein Hauptgewinn gezogen worden war.

Die ganze Versammlung gerieth in eine Art Aufregung; und aus dem Munde des Doctor Böhm schlüpfte ein halblautes „Bravo!“ hervor.

Die Nummer 9456 hatte das große Loos gewonnen! —

17.

Das Zahlen-Lotto.

Der Antheil, welchen Lairitz an dem großen Loose für seine Mühewaltung erhielt, war verhältnißmäßig sehr gering, denn er belief sich auf nur 20,000 Gulden.

Er hätte sich nöthigenfalls mit der Hälfte begnügt; denn der Mann war wahnsinnig verliebt und

bedurfte dieses Geldes zur Befriedigung seiner Leidenschaft.

In einem solchen Falle hat das Mehr keinen Werth; und wenn sich Lairitz zum Handlanger bei dem Coup gegen die Lotterie hergab, so sagte er sich, daß er es für seine Liebe thue, was bei ihm so viel hieß wie eine vollständige Rechtfertigung.

Die Menschen würden sehr glücklich und friedsam nebeneinander leben, wenn sie nicht essen, trinken und — lieben müßten. Die Quelle aller Attentate ist das thierische Bedürfniß der Menschen.

Die Sünde ist nicht durch den Apfelbiß in die Welt gekommen, sondern durch die Folge des Apfelbisses, nämlich durch die Vertreibung aus dem Paradiese.

Als Lairitz durch Alma alle seine Wünsche gekrönt sah und nebenbei noch das Hochgefühl genoß, im Besitze einer Baarsumme von zehntausend Gulden zu sein, lebte er einige Zeit wie in einem Taumel.

Eines Tages aber war Alma verschwunden und die Seligkeit, in welcher Lairitz geschwelgt, hatte so plötzlich ein Ende, daß er dem Wahnsinne zu verfallen drohte.

Da eröffnete ihm der Doctor Böhm eine Aussicht, die seine gesunkenen Lebens- und Geisteskräfte wieder belebte.

Er hatte in dem Manne durch die sichere und geschickte Art, wie er den Coup gegen die Lotterie

geführt, eine passende Acquisition für den Geheimbund der Freimünzer erkannt; und da sich Lairitz dem Doctor, der ihm die Pforten eines großen, wenn auch zum Theil vorübergehenden Glückes geöffnet, im Gefühle einer natürlichen Dankbarkeit mit Leib und Seele hingab, so fand es Böhm für angemessen, den Recruten des Industrieritterthums in die ersten Grade des Ordens einzuweihen.

Die Folge dieser innigen Verbindung war eine gemeinschaftliche Operation, um den längst beabsichtigten Hauptschlag gegen das Zahlen-Lotto zu führen, eine der schwierigsten Unternehmungen, welche es im Bereiche der industrieritterlichen Wirksamkeit geben konnte.

Um dies zu begreifen, wird es nothwendig sein, die Natur und das Wesen dieses eben so eigenthümlichen wie verderblichen und gemeingefährlichen Instituts näher kennen zu lernen.

Das Zahlen-Lotto ist von der Klassen-Lotterie dadurch unterschieden, daß sich jeder Spieler unter 90 Nummern eine oder mehre wählt, und mit einer willkürlichen Summe besetzt.

Diese Summe ist in ihrem Minimum meist so klein, daß es auch dem ärmsten Menschen, der sich monatlich nur ein paar Kreuzer abdarben kann, möglich wird, einzusetzen und dadurch sich ruiniren zu lassen.

Denn die Art und Weise, in welcher die Spieler bei dem Zahlen-Lotto übervortheilt werden, ist

eine so enorme, daß sie die bei den öffentlichen Spielbanken sanctionirte Uebervortheilung noch weit übersteigt.

Die Uebervortheilung besteht nämlich in dem großen Mißverhältnisse, welches zwischen der Wahrscheinlichkeit des Treffens und dem auszuzahlenden Gewinne existirt.

Es erscheint uns rathsam, dies auf wissenschaftlichem Wege ganz klar zu machen, theils um den guten Zweck, der jedem Dichtwerke inne wohnen sollte, bei dem unsrigen nicht aus dem Auge zu verlieren, und an geeigneter Stelle ein warnendes Wort anzubringen, theils um die verbrecherische Handlungsweise unserer Helden auch von der Kehrseite betrachten zu lassen, damit sie nicht blos Gegenstände unsers Abscheues werden, was Nichts fruchten würde, sondern auch Gegenstände unsers Mitleids, welches zu erwecken der nächste Zweck tragischer Dichtkunst ist.

Wer sich unter den 90 Nummern des Zahlen-Lotto, die von 1 bis 90 gehen, eine oder mehre gewählt und dieselben mit einer beliebigen Summe besetzt hat, erhält von den Unternehmern des Lotto, die gewöhnlich aus einer Gesellschaft reicher Capitalisten bestehen, durch deren Agenten einen Lottoschein ausgestellt, in welchem die besetzten Nummern und die darauf eingesetzte Summe genau verzeichnet sind. Durch diesen Schein wird dem Inhaber die nach gewissen festen Bestimmungen vervielfachte Einsatzsumme unter

der Bedingung zugesichert, daß sich die besetzten Nummern unter denjenigen fünf Nummern befinden, welche bei jeder Lottoziehung aus einem Glücksrade unter den 90 hineingeworfenen herausgezogen werden.

Ist von den gewählten und besetzten Nummern eine unter den gezogenen, so heißt der Gewinn ein Auszug. Der Einsatz wird in diesem Falle 15fach als Gewinn gezahlt. — Nun läßt sich aber leicht begreifen, daß — wenn das Spiel ein redliches sein sollte; wenn der Gewinn gleich sein müßte der Unwahrscheinlichkeit, unter 5 gezogenen von 90 Nummern die besetzte zu treffen, — die Gewinnsumme nicht 15, sondern 18 Mal so stark sein müßte, als der Einsatz.

Denn wenn unter 90 Nummern fünf gezogen werden, so ist dies eben so viel als würde unter 18 nur eine gezogen. Wenn aber 18 Personen zusammen träten, von denen jede eine der 18 Nummern, und zwar jede eine andere, mit der gleichen Geldsumme besetzte, und das Ganze dieser Geldsummen für Denjenigen bestimmt wäre, dessen Nummer heraus käme, so würde Dieser für den von ihm gemachten Einsatz alle 18 Einsätze zurückerhalten. — Oder mit andern Worten, der Einsatz müßte dem Gewinner 18fach zurückerstattet werden, weil sich die Unwahrscheinlichkeit, eine unter achtzehn Nummern zu treffen, zu der Wahrscheinlichkeit, sie zu treffen, genau verhält, wie 17 zu 1. —

Indem nun die Lotto-Unternehmer statt des

18fachen Einsatzes nur den 15fachen auszahlen, begehen sie zu ihren Gunsten eine Uebervortheilung des Spielers auf Höhe von 20 Procent.

Noch weit erheblicher aber ist diese Uebervortheilung, wenn 2, 3 oder 4 Nummern zugleich besetzt werden auf die Hoffnung hin, daß sie zusammen unter den 5 gezogenen Nummern sein werden. Man nennt diese Treffer mit verschiedenen Namen: eine Ambe, wenn sich 2, eine Terne, wenn sich 3, eine Quaterne, wenn sich 4 der gesetzten Nummern unter den gezogenen 5 befinden.

Die Unwahrscheinlichkeit des Treffens wächst in einer kaum glaublichen Progression mit der Anzahl der Nummern, auf deren Herauskommen man rechnet, und in derselben wächst auch die Uebervortheilung des Spielers durch die Lotto-Unternehmer.

Bei einer Ambe verhält sich die Unwahrscheinlichkeit des Treffens zur Wahrscheinlichkeit wie 400½ zu 1; gleichwohl wird eine Ambe statt 400½fach nur 240fach ausgezahlt, woraus sich für die Entrepreneurs ein Vortheil von über 60 Procent ergiebt.

Bei einer Terne verhält sich die Unwahrscheinlichkeit des Treffens zur Wahrscheinlichkeit wie 11,747 zu 1; gleichwohl wird eine Terne statt 11,747fach nur 4800fach ausgezahlt, was für das Institut einen Vortheil von über 144 Procent ausmacht.

Bei einer Quaterne verhält sich die Unwahrscheinlichkeit des Treffens zur Wahrscheinlichkeit wie

511,037 zu 1; gleichwohl wird eine Quaterne nur 60,000fach ausgezahlt, was der Lotto-Unternehmung einen Vortheil von über 751 Procent giebt.

Man kann schon hieraus schließen, wie ungeheuer die Unwahrscheinlichkeit für eine Quinterne sein muß, und der Gewinn einer solchen, nur mit einem Friedrichsd'or besetzt, würde auch die reichste Lotto-Unternehmung vernichten.

Und darum eben ging der Plan, der dem Doctor Böhm zur Ausführung anvertraut worden war, dahin: eine Quinterne zu gewinnen. —

Wir werden sogleich sehen, welche Machination er zu diesem Ende entwickelte.

Zuvor aber haben wir noch zu bemerken, daß die Ziehungen des Lotto's gewöhnlich drei Mal im Monat an bestimmten Tagen und zu genau bestimmter Stunde vor sich gehen, und daß die Lotto-Unternehmungen außer dem Hauptbureau noch besondere Collecteurs an allen Orten der Umgegend angestellt haben mit der Befugniß, bis kurz vor der zur Ziehung bestimmten Stunde Einsätze anzunehmen.

Mit den Zahlen-Lotto's sind besonders die süddeutschen Länder arg heimgesucht, und die Bevölkerung derselben wird um so eher von ihnen ausgesogen, als die Entrepreneurs selbst die allergeringsten Einsätze, bis zu der kleinen Summe von 3 Kreuzern (1 Sgr.) herab, annehmen, wodurch auch der

ärmste Mensch Gelegenheit erhält, sich dem Laster des Spiels hinzugeben.

Wer — und müßte er auch deshalb ein Stückchen Brot jeden Tag weniger essen! — möchte nicht ein Mal 3 Kreuzer daran wagen, wenn ihm dadurch, — wie ihm gedruckt versichert wird, die Möglichkeit gegeben ist, eine Quaterne, also 3000 Gulden zu gewinnen?!

Wenn er sie auch nicht gewinnt, so ist Das kein Unglück; denn drei Kreuzer verliert man ja so leicht, selbst ohne alle Schuld aus der Tasche; drei Kreuzer kann in der That Jeder ein Mal verlieren, also auch gewiß daran wagen, um eine so große Summe zu gewinnen, wie 3000 Gulden für ihn sind.

Das Unglück ist nur, daß unter 511,037 Personen, deren jede die drei Kreuzer daran wagt, und welche also zusammen 25,551 Gulden eingelegt haben, nur e i n e e i n z i g e die 3000 Gulden gewinnen wird.

Das Unglück ist nur, daß Derjenige, welcher ein Mal seine drei Kreuzer verloren hat, vom Spielteufel erfaßt ist und nicht wieder davon lassen kann.

Das Unglück ist nur, daß er durch immer höhere Einsätze dahin streben wird, seinen Verlust wieder einzubringen; daß sich seine finanzielle Lage täglich verschlechtern muß, und daß er durch das Sinnen und Brüten über die Nummern sich endlich ganz unfähig macht zu seinem redlichen bürgerlichen Erwerb.

Und so richtet das Zahlen=Lotto unter den ärmeren Volksklassen noch weit mehr Unheil an, als die privilegirten Spielbanken!

Denn abgesehen davon, daß diese keine so geringen Sätze annehmen, so muß man auch, um an ihnen spielen zu können, eine oft weite Reise unternehmen, also schon mit Geldmitteln von größerem Umfange versehen sein, während die Entrepreneurs des Zahlen=Lotto's ihre Collecten über das ganze Land verbreitet haben, so daß es dem in sein Dorf vergrabenen Bauer, welcher allwöchentlich nur ein Mal zum Markt in's nächste Städtchen geht, weder Zeit noch Geld kostet, seinen Einsatz anzubringen.

18.

Vorbereitungen.

Der Hauptsitz der Zahlen=Lotto's waren zu der Zeit, da unsere Geschichte sich zutrug, die bairischen Lande.

Hier gab es drei Städte, zwischen denen die Ziehung wechselte, so daß eine jede derselben jeden Monat ein Mal an die Reihe kam.

Eine dieser Städte, die wir W. nennen wollen, war von Frankfurt am Main mittels der Eisenbahn nur zwei Stunden entfernt. Der Doctor Böhm

ersah sie also zum Schauplatz seiner industrieritterlichen Wirksamkeit.

Lairitz, welcher von ihm in den ersten Grad des Freimünzer-Ordens eingeweiht worden war, und von der Lotterie-Direction seinen Abschied gefordert hatte, machte sich als sein Begleiter und dienender Bruder mit ihm auf den Weg.

In W. angekommen, miethete Lairitz dicht neben dem Rathhause ein kleines elegantes Haus und schlug alsbald seine Wohnung darin auf.

Der Doctor logirte im Gasthofe, da er nicht lange in der Stadt zu bleiben gedachte.

Nur war er häufig bei Lairitz zu Gaste, um diesem Einsiedler, der mit Niemandem Umgang pflog und außer einem Mädchen, welches seine Wirthschaft besorgte, Niemanden in seinem Hause sah, die Zeit vertreiben zu helfen.

Lairitz schien gar keine Leidenschaft zu besitzen; und selbst von seiner Wirthschafterinn hörte man nie, daß sie sich über irgend ein zudringliches Wesen ihres Herrn zu beklagen gehabt hätte.

Die Wahrheit ist, daß Lairitz noch immer in den Reminiscenzen seiner kurzen Verbindung mit der reizenden Alma schwelgte; daß er mit dem großen Plane umging, dies so begehrenswerthe Geschöpf mittels eines zu erwerbenden bedeutenden Vermögens für immer an sich zu fesseln; und endlich, daß er

ein Steckenpferd besaß, dessen Zureiten fast seine ganze Zeit in Anspruch nahm.

Dies Steckenpferd war die Taubenzucht.

Lairitz hatte sich auf dem Boden des von ihm gemietheten Hauses einen Taubenschlag angelegt, den er des Tages mehre Mal besuchte, um sich mit dem gefiederten Völkchen in der ihm verständlichen Weise, namentlich durch Futterstreuen, zu unterhalten.

Fast schien es, als ob der Doctor Böhm diese Liebhaberei von ihm angenommen habe. Denn als er die Stadt W. verließ, um nach einem zwei Meilen davon entfernten Städtchen, Namens Strengfurt, zu ziehen, schien es nur deshalb zu geschehen, um in der Zurückgezogenheit einer kleinen Stadt Taubenzüchter zu werden.

Strengfurt war ein Städtchen von etwa 5000 Einwohnern. Es lag, wie gesagt, zwei Meilen von W. entfernt und war mit dieser Kreishauptstadt nur durch eine Chaussée für die täglich einmal durchpassirende Post verbunden.

Diese Post brauchte, um den Weg zurück zu legen, genau zwei Zeitstunden; und wegen des etwas desolaten Zustandes der Chaussée wäre es auch dem besten und schnellsten Fuhrwerke nicht möglich gewesen, den Weg in weniger als anderthalb Stunden zu überwinden.

Da es nun auch zwischen W. und Strengfurt keine Eisenbahn und noch weniger einen elektrischen

Telegraphen gab, so wird man begreifen, daß das Städtchen ein wenig aus der Welt lag.

Es gehörte also für Jemanden, der an die Lebensweise großer Städte gewöhnt war, schon eine Art von Misanthropie dazu, um sich in Strengfurt niederzulassen. Nichtsdestoweniger hatte sich der Doctor Böhm dazu entschlossen.

Er traf eines schönen Morgens mit der Post in Strengfurt ein und stieg in dem einzigen Gasthofe des Ortes ab, begleitet von drei mächtigen Koffern, welche die nothwendigsten seiner Habseligkeiten enthielten.

Ein Fremder ist in Strengfurt eine Art von Ereigniß, wenn er blos durchreis't. Wenn er aber gar seinen Aufenthalt an dem Orte nehmen will, so wird er eine Denkwürdigkeit.

Der Doctor hatte an der Wirthstafel des Gasthofes, welche allabendlich den männlichen Theil der Strengfurter Honoratioren bei einem Glase vaterstädtischen Biers vereinigte, den Entschluß verkündigt, mehre Monate am Orte bleiben zu wollen.

Die Folge davon war, daß man am nächsten Tage in dem ganzen Städtchen die Frage discutirte: warum der Doctor Böhm aus Frankfurt a. M. mehre Monate am Orte bleiben wolle.

Denn dies Warum? war von der betreffenden Person nicht erklärt worden. Diese betreffende Person hatte zwar eben so wenig gesagt, wie sie heiße

und woher sie sei. Allein über dergleichen dem guten Volke von Strengfurt kein Kopfzerbrechen zu verursachen, hatte die Polizei des Städtchens die Fremdenbücher eingeführt und die strenge Verordnung erlassen: daß kein Gastwirth bei fünf Thalern Strafe einem einkehrenden Fremden irgend eine Erfrischung reichen oder eine Ruhestätte anweisen lassen dürfe, bevor derselbe die sämtlichen Rubriken des Fremdenbuches mit deutlicher Schrift ausgefüllt und zugleich sein Legitimationspapier abgegeben habe.

Man hoffte sich dadurch zugleich gegen Räuberhauptleute zu schützen.

Die Rubriken des Fremdenbuches, wie sie unser Gast ausgefüllt hatte, waren folgende:

Vor- und Zunamen: Hans Böhm; Stand oder Charakter: Doctor der Medicin und Philosophie; Ort woher: Frankfurt a. M.; Ort wohin: Strengfurt. Zweck der Reise: Theils Vergnügen, theils Geschäfte, theils eigene Angelegenheiten; Dauer des Aufenthalts: unbestimmt; Legitimation: Paßkarte; Bemerkungen: vacat.

Man hätte nun glauben sollen, die Wißbegierde der biedern Strengfurter würde durch den obigen Nachweis, von dem ein Gerichtssecretair im Stillen eine Abschrift genommen und in Circulation gesetzt hatte, befriedigt gewesen sein. Allein dies war schon um deswillen nicht der Fall, weil der Passus „Zweck der Reise: Theils Vergnügen, theils Geschäfte, theils

eigene Angelegenheiten" erstaunlich viele Bedenken erregte.

Was zunächst den ersteren Zweck betraf, so konnten die Bewohner von Strengfurt ganz unmöglich begreifen, wie irgend ein Mensch, ohne starke Anlage zu einer fixen Idee zu haben, auf den Gedanken gerathen sein sollte, ihre Vaterstadt zum Vergnügen zu besuchen.

Noch schwieriger erschien die Erklärung darüber, welche Art von Geschäften ein Doctor der Medicin und Philosophie in Strengfurt abzumachen haben könnte. Aerzte gab es am Orte bereits zwei; und schon diese hatten so wenig zu thun, daß sie hätten verhungern müssen, wenn nicht von Zeit zu Zeit die Cholera als ihr Rettungsengel erschienen wäre. Und was die Philosophie betraf, so konnten sich die Strengfurter mit gutem Gewissen sagen, daß sie sich niemals des Uebermuthes schuldig gemacht hatten, sich mit philosophischen Dingen zu befassen.

Es erübrigten also noch die eigenen Angelegenheiten: und diese machten den wackeren Kleinstädtern vollends den Kopf verwirrt. Eigene Angelegenheiten konnten Alles Mögliche sein. — Unter dieser Rubrik konnte der Doctor das Städtchen in Brand stecken, einen vergrabenen Schatz heben, eine Jungfrau entführen, ja vielleicht sogar heirathen.

Halt! jetzt hatte man's heraus: der Doctor wollte eine Strengfurter Schöne heirathen! Der Ruf von

den körperlichen Reizen der Strengfurterinnen war ihm in Frankfurt am Main zu Ohren gekommen; er wollte sich durch den Augenschein überzeugen und danach wählen. Zum Glück für ihn erfuhren die Mütter der heirathsfähigen Mädchen, daß er außerordentlich reich sei; und nun war er der Gegenstand einer ungemessenen Verehrung von Seiten der Honoratioren des Orts.

Der Bürgermeister, der Polizei-Inspector, die beiden Aerzte, der Gerichtscommissar, der Gerichtssecretair, der Postexpedient, der Rathhausverwalter und der Lotto-Collecteur bewarben sich um seine Freundschaft; die Hausfrauen dieser Biedermänner luden ihn Tag für Tag zum Kaffee ein; man sprach von Tanzkränzchen, die man arrangiren wollte; der Manufacturwaarenhändler des Orts mußte die neuesten Stoffe an Seidenzeug, Shawls und Mantillen aus W. verschreiben; kurz, es begann eine neue Aera in dem Leben von Strengfurt.

Der Doctor ging auf Alles ein und erwiderte jede ihm erzeigte Freundlichkeit auf so generöse Weise, daß man bald zu der Ueberzeugung kam, er müsse gezwungen werden, aus den mehren Monaten, die er im Orte bleiben wollte, mehre Jahre zu machen.

Was auch wirklich darauf hinzudeuten schien, daß er diese Absicht habe, war der Umstand, daß er sich ein eigenes Haus miethete und dasselbe so elegant wie möglich möbliren ließ. In diesem Hause

gab der Doctor wöchentlich zwei Mal eine große Soirée, wobei die geladenen Gäste — und es ward Jeder geladen, der nur den geringsten Anspruch auf Distinction hatte! — stets köstlich bewirthet wurden.

Nur Eins begriff man nun wieder nicht.

Der Doctor zeichnete in jeder Soirée immer ein anderes der heirathsfähigen Mädchen aus, so daß zwar jedes von ihnen ein Mal an die Reihe kam, die Königinn seines Hauses zu sein, aber eben deshalb keines länger als vier Tage die Hoffnung hatte, es für die Dauer zu werden.

Das war sehr widerwärtig; und man fing bereits an zu munkeln: der Doctor sei ursprünglich ein Türke, welcher die Absicht habe, nach Constantinopel zurückzukehren, und dorthin einen aus lauter deutschen Mädchen bestehenden Harem mitzubringen.

Man kann nicht sagen, daß dies Gerücht die Liebenswürdigkeit des Doctors in den Augen der Mädchen selbst beeinträchtigte. — Nur die Mütter fühlten sich dadurch in ihrem sittlichen Gefühle verletzt.

Inzwischen mußte man doch abwarten! —

19.

Lottosätze.

So viel auch der Doctor in Anspruch genommen wurde, so blieb ihm doch immer noch Zeit, seiner

Liebhaberei nachzuhängen, die in der Einrichtung und Pflege seines Taubenschlages bestand.

Wie Lairitz in W., hatte er sich in seinem Strengfurter Hause, welches ganz in der Nähe der Wohnung des Lotto-Collecteurs lag, auf dem Bodenraume einen Taubenschlag eingerichtet.

Hier zog er nur wenige, aber sehr seltene Taubenpaare: Man sah da den Nadler, den Tümmler, die Karmeliter-Taube, die Pfautaube, die Hinkeltaube, besonders aber die große türkische Taube, welche in mehren Exemplaren vorhanden war.

Indeß unterschied sich der Doctor in seiner Liebhaberei von andern Menschen dadurch, daß er sein Steckenpferd wohl ritt, aber nie davon sprach. — Und wäre er nicht in dem Orte eine so wichtige Persönlichkeit gewesen, daß man eine Verpflichtung zu haben glaubte, von ihm Alles zu wissen: so würde man vielleicht gar nicht erfahren haben, daß er eine kleine Passion für die Taubenzucht besitze.

Indem der Doctor der Reihe nach alle Strengfurter Honoratioren genauer kennen lernte, machte er auch die intimere Bekanntschaft des Lotto-Collecteurs.

Nun besaß der Doctor eine Eigenschaft, die ihn — wenn er wollte — in den Augen aller Menschen überaus liebenswürdig machte.

Er sprach nämlich nie von sich und auch nie im belehrenden Tone, sondern er gab Andern Gelegen-

heit, von ihrer Person zu reden, und brachte stets das Thema zur Sprache, von welchem der Andere nach der Natur der Sache weit mehr verstehen mußte, als er, so daß dieser Andere eine Aufforderung fand, ihn zu belehren.

Hierin liegt das große Geheimmittel des Wohlgelitten-seins in der Gesellschaft.

Der Dummkopf wendet es instinctmäßig an, der gescheidte Mann nur mit Widerstreben, aber in Erkenntniß der Nothwendigkeit.

Daher erklärt sich die Wahrheit des Satzes: Um bei der Menge in Gunst zu kommen, muß man entweder so dumm sein, wie die Menge, oder klug genug, um sich für so dumm halten lassen zu können.

Der Doctor Böhm war demnach ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter.

Er sprach fast kein Wort über die Medicin und keine Sylbe über Philosophie. Aber er fragte die Gerichtsbeamten nach den Paragraphen der Proceßordnung, den Postexpedienten nach seinen Ideen über postalische Veränderungen, den Polizei-Inspector über das Vagabundenwesen, den Rathhausverwalter über die Regulirung der Rathhausuhr, welche als Autorität über die Fortschritte der Strengfurter Zeit galt; er fragte die Aerzte über ihre Theorieen von der Entstehungsursache der Cholera, deren jede er für höchst wahrscheinlich erklärte; er gab den Hausfrauen Gelegenheit, von den Kinderkrankheiten zu reden,

und holte sich bei den jungen Mädchen Rath über die Namen der Legion weiblicher Toilettengegenstände, wobei er sich sogar lustig darüber machte, daß er stets die Visite mit der Mantille verwechsele, den Jaconnet nie vom Mousseline unterscheiden könne, und stets in die tödtlichste Verlegenheit komme, wenn er sagen solle, ob eine Gardine von Tüll, Mull oder Gaze sei.

Seinem gesellschaftlichen Prinzipe zufolge spra denn auch der Doctor mit dem Lotto-Collecteur gewöhnlich von der Einrichtung, dem Wesen ünd der Berechnung des Zahlen-Lotto als von Dingen, die ihm durchaus noch nicht bekannt, so zu sagen, böhmische Dörfer waren.

Nichts konnte daher natürlicher sein, als daß sich der Collecteur das Vergnügen und zugleich die Ehre gab, den werthen Gast der Stadt Strengfurt in die reizenden Mysterien eines Instituts einzuweihen, dessen amtliches Mitglied er zu sein das Glück hatte.

Der Doctor staunte gebührend, als ihm der Collecteur vorrechnete, wie man im Stande sei, mit einem einzigen Louisd'ors die ungeheure Summe von 60,000 Louisd'ors zu gewinnen, wozu natürlich ein ganz fabelhaftes Glück gehöre, wie der Collecteur so ehrlich war, hinzuzufügen. — Ja, es sei sogar die Möglichkeit gegeben, das ganze Vermögen der Lotto-Entreprise, welches sich auf 10 Millionen Gulden

belaufe, mit einem einzigen Louisd'or zu gewinnen, wenn man nur das Glück habe, dieselben fünf Nummern zu besetzen, welche bei einer Ziehung aus 90 Nummern heraus kämen. — Das sei allerdings, setzte der Collecteur in seiner freundschaftlichen Ehrlichkeit hinzu, eine so große Unwahrscheinlichkeit, daß sie dicht an die Unmöglichkeit grenze; denn bis jetzt, so lange er sich entsinnen könne, sei noch nicht einmal eine Quaterne, geschweige eine solche Quinterne gewonnen worden.

Eines Abends, als der Doctor wieder mit dem Collecteur über das Lotto sprach, äußerte er, daß er nicht übel Lust habe, einmal sein Glück zu versuchen.

„Thun Sie das, Herr Doctor!" rieth der Collecteur, „des Spaßes wegen. Was kommt Ihnen auf ein paar Louisd'ors an."

„Das ist richtig!" bestätigte der Doctor.

„Sie haben dazu gleich morgen Gelegenheit."

„So?"

„Ja. Morgen ist der Erste des Monats, und da findet die Ziehung in M. statt, an jedem Eilften in R. und an jedem Einundzwanzigsten in unserer Nachbarstadt W."

„Charmant! Ich kann also in jeder Decade ein Mal setzen?"

„Gewiß, in jeder Decade, wie man das zur Zeit der großen Revolution hieß."

„Und immer in Ihrer Collecte?"

„Es ist ganz gleich, in welcher Collecte; denn jeder Collecteur stellt rechtsverbindliche Lottoscheine aus. Aber natürlich wird es für Sie bequemer sein, hier als in einer entfernten Collecte einzusetzen; und wenn Sie mir daher das Vertrauen schenken wollen, so wird es mir eine Ehre sein."

„Die Ehre ist ganz auf meiner Seite."

„Sehr gütig, Herr Doctor."

„Ich werde also in Ihrer Collecte einen Louisd'or für eine Quinterne einsetzen."

„Ah, eine Quinterne! Sie hoffen also, das fast Unmögliche möglich zu machen?"

„Wenn ich einmal spiele, so ist mein Grundsatz: Alles oder Nichts!"

„Aut Caesar aut nihil! Ich verstehe."

Der Collecteur war auf dem Gymnasium bis Tertia gekommen und zeigte es gern, daß er eine klassische Bildung genossen habe.

„Wollen Sie Sich die Nummern gleich heute wählen?" fragte er, fortfahrend.

„Muß dies sein?" gegenfragte der Doctor. „Es wäre mir lieb, wenn ich erst darüber schlafen könnte. Ich habe den Aberglauben, daß mir die gewinnenden Nummern in der Nacht vor der Ziehung im Traume erscheinen müßten. Ich bin so etwas von somnambul."

Der Collecteur lachte.

„In diesem Falle können Sie Ihren Traum ruhig abwarten. Die Ziehung findet stets um 9 Uhr Morgens statt; und bis zu dieser Stunde sind wir berechtigt, noch Einsätze anzunehmen und Lottoscheine auszustellen.“

„Schlimm für mich Langschläfer. Jedoch man wird sich wecken lassen müssen.“

„Aber ja pünktlich, Herr Doctor! Denn mit dem Schlage Neun findet sich ein Gerichtsbeamter bei mir ein, der die bis dahin ausgestellten Lottoscheine mit dem amtlichen Siegel verschließt; und was dann nicht eingetragen ist, kann nicht berücksichtigt werden.“

„O, ich werde präcis sein! Keine Sorge! — Aber da es hier auf die Minute anzukommen scheint, und doch nicht alle Uhren ganz gleich gehen, so fragt es sich, nach welcher Uhr man sich dabei zu richten hat.“

„Nach der Rathhausuhr, die man von meinem Bureau aus bequem übersieht.“

„Charmant! Ich werde die meinige danach stellen. Es bleibt also bei unserm Geschäft auf morgen. Ich wähle mir die fünf Nummern, welche ich hoffentlich träumen werde; und setze auf Auszug, Ambe, Terne, Quaterne und Quinterne je einen Louisd'or.“

„Das ist sehr noble gespielt, und ich freue mich, einen so vortrefflichen Verehrer Fortuna's kennen gelernt zu haben.“

Die beiden Männer nahmen Abschied von einander mit den gewöhnlichen Worten: „Auf Wiedersehen!“

Am folgenden Morgen präcise $8^3/_4$ Uhr erschien der Doctor Böhm im Comptoir des Collecteurs.

„Nun,“ rief ihm dieser entgegen, „hat's Ihnen der Herr im Schlafe gegeben?“

„Ich glaube!“ antwortete der Doctor. „Die Nummern erschienen mir zwar etwas im Nebel verschwommen; indessen, versuchen wir unser Glück! — Hier sind fünf Louisd'ors und hier die Nummern, auf welche ich Auszug, Ambe, Terne, Quaterne und Quinterne besetze.“

Damit überreichte er dem Collecteur einen Streifen Papier, auf welchem fünf Nummern standen.

Der Collecteur nahm den Papierstreifen, holte das doppelte Schema eines Lottoscheins aus seinem Gefach, füllte es aus, legte den einen Schein in seine Sammlung und gab den andern dem Doctor.

Dieser Schein lautete:

„Inhaber dieses hat zur Ziehung des privilegirten Zahlen-Lotto am 1. d. M., welche in M. stattfindet, für die Nummern 31 69 22 5 38, eingesetzt und gezahlt 1 Louisd'or auf den Auszug, 1 dito auf die Ambe, 1 dito auf die Terne, 1 dito auf die Quaterne und 1 dito auf die Quinterne; und soll ihm der darauf fallende Gewinn planmäßig ausgezahlt werden.“

Beglaubigt war dieser Schein durch einen Stempel, die Namen der Lotto-Directoren und den Namen des Collecteurs.

Bald nachdem das Geschäft abgemacht war und noch einige Bauern ihre Einsätze zu 3, 6 und 12 Kreuzern gemacht hatten, trat mit dem Schlage 9 Uhr ein Gerichtsbeamter in das Comptoir, um die Duplicate der Lottoscheine auf einen Faden zu reihen, und diesen Faden mit dem Amtssiegel zu verschließen. — Es wurden keine Sätze mehr angenommen.

Am folgenden Morgen etwa um die nämliche Zeit hing vor dem Comptoir eine schwarze Tafel, auf welcher in großer Schrift zu lesen war:

In der am 1. d. M. stattgehabten Ziehung zu M. sind folgende Nummern herausgekommen:

85. 10. 21. 3. 76.

Man sieht, der Doctor Böhm hatte Unglück gehabt; er war von den geträumten Nummern vollständig im Stiche gelassen worden.

Als ihm der Collecteur diese Hiobspost überbrachte, lachte er und sagte:

„Was schadet's?! man wird bei der nächsten Ziehung mehr Glück haben!" —

Der Doctor täuschte sich abermals.

Er hatte die Nacht vor der Ziehung am 11. jenes Monats, die zu N. stattfand, wiederum fünf Nummern geträumt; er hatte sie wieder kurz vor

9 Uhr mit fünf Louisd'ors besetzt; aber es war unter den fünf gezogenen, welche noch am Abend desselben Tages proclamirt wurden, keine einzige der von ihm gesetzten.

„Ich habe weit mehr Vertrauen zu der Ziehung in unserer Nachbarstadt W.," sagte der Doctor, als ihm der Collecteur mittheilte, daß er von seinen Hoffnungen abermals betrogen worden sei.

Auch der Tag der Ziehung in W. kam heran.

Drei Tage zuvor war der Doctor mit der Post dorthin gefahren, aber schon denselben Abend wieder zurück gekommen.

Die Stadt oder vielmehr die Bewohnerschaft derselben hatte den Zweck dieser kleinen Reise nicht ergründen können.

Am Abende des Tages vor der Ziehung hatte sich der Doctor bei dem Rathhausverwalter zum Souper eingeladen.

Der Rathhausverwalter war über diese Auszeichnung höchlichst erfreut; denn er besaß nicht weniger als fünf heirathsfähige und heirathsbedürftige Töchter.

Der Doctor machte an diesem Abende der ältesten dieser Töchter sehr bemerkbar und zugleich sehr constant die Cour, was den Vater und dessen theure Ehehälfte in ein namhaftes Entzücken versetzte.

Inzwischen wurde es über Tafel 11 Uhr, und

der Anstand erforderte, daß die Damen sich zu Bett begaben.

Da der Doctor Andeutungen gemacht hatte, welche darauf schließen ließen, daß er Lust habe, mit dem Herrn Papa der fünf heirathsfähigen Mädchen noch eine Privatconferenz zu halten, so wurde im ganzen Hause Alles schlafen geschickt bis auf den Rathsdiener, der zugleich die Stelle eines Portiers versah, und deshalb bis zum Weggange des Doctors in seinem Stübchen wach bleiben sollte.

Freilich hatte es die Fürsprache des Doctors dahin gebracht, daß der würdige Wächter eine ganze Flasche Wein erhalten, ein Umstand, der es rechtfertigte, wenn er schon vor Mitternacht in den Banden eines sehr festen Schlummers lag.

Fast ebenso erging es dem Rathhausverwalter selbst.

Das Gespräch des Doctors mit ihm hatte eine Wendung genommen, welche Alles auf eine sich vorbereitende Verlobung schließen ließ, aber Nichts verbindlich machte.

Der Verwalter hatte dem Doctor Böhm sehr oft Bescheid thun müssen; und das Ende vom Liede war, daß der ehrenwerthe Beamte kurz vor Mitternacht das Haupt sinken und ein von sehr gesunden Respirationsorganen zeugendes Schnarchen vernehmen ließ.

Diesen Moment hatte der Doctor offenbar her-

beigesehnt; denn er benutzte ihn ohne alle vorherige Ueberlegung.

Aus seinen früheren Unterhaltungen mit dem Verwalter waren ihm die Mysterien des kleinen Rathhausthurmes, der die Uhr trug, vollkommen bekannt geworden. Er wußte den Ort, wo der Schlüssel zum Uhrgehäuse hing, und kannte den ganzen Mechanismus des Uhrwerkes selbst.

Deshalb zog er jetzt aus seiner Tasche eine kleine Blendlaterne, zündete sie an der Kerze auf dem Tische an, nahm den erwähnten Schlüssel von dem Brette, an welchem er hing, und begab sich eine Treppe höher in das Uhrgehäuse.

Hier angekommen, schob er unter das Hauptgewicht der Thurmuhr einen daneben liegenden Balken, so daß das Gewicht dadurch eine Stütze erhielt, die es verhinderte, seine Schwere auf das Räderwerk einwirken zu lassen.

Nachdem dies geschehen, sah der Doctor nach seiner Taschenuhr, welche fünf Minuten vor Mitternacht anzeigte, und begab sich wieder in das Zimmer des Verwalters, um — sein Gespräch mit dem Entschlafenen fortzusetzen.

Dieser regte sich nicht und nur seine Athemzüge bewiesen, daß er noch den Lebenden angehöre.

Der Doctor betrachtete das Bild mit großem Interesse, gewiß wenigstens unter philosophischen Betrachtungen. Denn ein Mal entfuhr ihm der laute

Gedanke: „Wozu doch der Schlaf eines Menschen dienen kann?!" —

Von Zeit zu Zeit sah er auf seine Taschenuhr, welche einer der sichersten und genauesten Zeitmesser war, die es geben konnte.

Als dieselbe fünf Minuten vor halb Eins zeigte, begab sich der Doctor ganz in der früheren Weise wieder in das Uhrgehäuse, zog den Balken unter dem Gewichte fort, schloß die Thür wieder ab, trug den Schlüssel an seinen Platz und begab sich hinunter in die Stube des Rathsdieners.

Diesen zu erwecken, gelang dem Doctor mittels einiger Tropfen Wasser, die er ihm in's Gesicht spritzte.

Er sagte ihm sodann, daß der Herr Verwalter eben eingeschlafen sei und daß er denselben daher zu Bett bringen solle, nachdem er ihn (den Doctor) hinausgelassen habe.

Diese Aufforderung war von einem Trinkgelde begleitet, welches der würdige Rathsdiener trotz seiner Schlaftrunkenheit für ein Goldstück erkannte, woraus denn ganz von selbst folgte, daß Alles geschah, was der Herr Doctor befohlen hatte.

Als dieser die Freitreppe des Rathhauses hinunter schritt, ertönten vom Thurme her die schweren Schläge, welche Mitternacht verkündeten.

Im ganzen Städtchen, wo man fein spießbürgerlich schon um 10 Uhr zu Bette geht und eine halbe

Stunde darauf fest schläft, war der Nachtwächter der Einzige, dem die Zeit von 11 bis 12 Uhr ein wenig lang hätte vorkommen können, wenn er nicht gerade an diesem Tage 6 Kreuzer auf die zwei Nummern 24 und 42 eingesetzt gehabt und seitdem fortwährend darüber nachgedacht hätte, warum diese beiden Nummern nicht eben so gut sollten herauskommen können, wie zwei andere.

In seinem Hause angelangt, legte sich Böhm sofort zur Ruhe nieder, nachdem er den Wecker einer kleinen Wanduhr auf 3 gestellt hatte.

Die Folge davon war, daß er mit dem Schlage 3 Uhr von dem Gerassel des in Bewegung gesetzten Weckers aufgeweckt wurde.

Er kleidete sich an, wusch sich, trank ein Glas Wasser und legte sich dann, eine brennende Cigarre im Munde, aus dem Fenster, um bei dem anbrechenden Tage die frische Morgenluft zu genießen.

Es war nach dem Ausweis der Rathhausuhr 3, nach seiner Taschen- und seiner Stubenuhr aber $3^1/_2$ Uhr, als eine mit zwei Pferden bespannte geschlossene Kalesche vor dem Hause des Doctors anhielt.

Dieser begab sich sogleich an die Hausthür, um Demjenigen zu öffnen, welcher, von einem leichten Mantel umhüllt, dem Wagen entstiegen war.

Dieser Mann, in welchem man unschwer Lairitz vermuthen wird, trug unter seinem Mantel einen

Gegenstand, der sich — da er im Hause die Hülle lüftete — als ein kleines Vogelbauer erwies, dessen vier Seiten mit Wachstuch bedeckt waren.

Der Doctor nahm seinen Gast in einer Weise auf, als hätten Beide gar keine Zeit zu verlieren, und als sei zwischen ihnen Alles bereits im Reinen.

Er begab sich mit ihm, fast ohne ein Wort zu reden, auf den Bodenraum seines Hauses, wo sie in den bequem eingerichteteu Taubenschlag traten.

Hier ging der Doctor auf ein Nest zu, in welchem eine große türkische Täubinn über zwei kaum viertägigen Jungen saß. Er erfaßte sie und that sie in den Käfig, den Lairitz sogleich wieder unter den Mantel nahm, um damit seinen Rückweg anzutreten.

Während die Stelle über den verlassenen Jungen von dem Tauber eingenommen wurde, begaben sich die beiden Männer wieder hinunter in den Hausflur, wechselten noch einige leise Worte miteinander und trennten sich alsdann, Böhm, um noch einige Stunden der Ruhe zu pflegen, nachdem er von neuem den Wecker seiner Uhr gestellt hatte; Lairitz, um in seinem Wagen geradeswegs und ohne sich aufzuhalten, nach W. zurückzukehren.

20.

Die Quinterne.

Auf dem Rathhause zu W. war es schon um 8 Uhr des Morgens überaus lebendig.

In dem einen der beiden großen Säle versammelten sich außerhalb einer Barrière die Zuschauer des großen Actes der Lottoziehung, welcher jenseits der Barrière vor sich gehen sollte.

Dort standen erhöhte Sitze zur Aufnahme der obrigkeitlichen Personen, die dem Acte amtlich beizuwohnen hatten.

Rechts und links davon befanden sich Pulte für die Hauptcollecteurs. In der Mitte erhob sich ein großer Tisch, auf welchem ein kleines Glücksrad stand, nach Art der schon früher von uns beschriebenen.

Mit dem Schlage acht und ein halb Uhr ließ sich unten vor der Thür des Rathhauses ein langer Trommelwirbel hören; und jetzt suchte Alles, was vom Publikum nur Lust hatte, dem Ziehungsacte beizuwohnen, in den Saal zu gelangen.

Wir erkennen unter der Menschenmenge nur den einen Lairitz, welcher sich dicht an der Eingangsthür auf dem Sockel einer Säule aufgepflanzt hatte und eine Schreibtafel in seiner Hand hielt. —

Als der Trommelwirbel zu Ende war, traten die obrigkeitlichen Personen durch eine Seitenthür

in die für sie bestimmten Sitzreihen, gefolgt von zwei Beamten der Lotto-Direction, deren einer ein Kästchen voller mit Nummern bedruckter Papierstreifen, und deren anderer ein ähnliches mit kleinen Röhrchen trug. — Ihnen zur Seite ging ein Waisenknabe, welcher seinen Platz auf dem Tische neben dem Glücksrade einnahm. — Ein dritter Beamter, der ihnen folgte, setzte sich an ein erhöhtes Pult, auf welchem eine Glocke stand und gab sofort mit derselben das Zeichen zum Beginn des ersten Actes, der in dem Einzählen der Nummern bestand.

Alles wurde ruhig.

Der Beamte, welcher das Kästchen mit den Nummern getragen und neben sich hingestellt hatte, nahm den ersten Papierstreifen, zeigte ihn in die Höhe, so daß man die darauf gedruckte Ziffer sehen konnte und rief: „Numero 1!“ worauf er den Papierstreifen dem andern Beamten reichte, der das Kästchen mit den Röhrchen neben sich zu stehen hatte.

Dieser rief gleichfalls: „Numero 1!“ rollte das Papier zusammen, steckte es in ein Röhrchen und gab dasselbe dem Waisenknaben, der es in das geöffnete und von beiden Seiten durchsichtige Glücksrad warf.

Hierauf nahm der erste Beamte den zweiten Papierstreifen, rief: „Numero 2!“ und verfuhr wie vorhin. Die andern Beamten auch, und so ging es fort, bis alle 90 Nummern im Glücksrade lagen.

Als dies geschehen war, schloß der Waisenknabe das Glücksrad und setzte es durch das Drehen um seine Kurbel eine kurze Zeit lang in Bewegung, so daß die darin befindlichen Nummern tüchtig durcheinander gerüttelt wurden.

Er hörte mit diesem Drehen erst auf, als ihm der präsidirende Beamte mit der Glocke das Zeichen dazu gab.

Jetzt war die ganze Versammlung in der gespanntesten Erwartung.

Die Ziehung selbst mußte mit dem Schlage Neun beginnen, und es fehlten daran etwa noch zwei Minuten.

Eine Todtenstille lagerte im Saale und über der Versammlung.

Da endlich ertönte vom Thurme des Rathhauses der Glockenschlag Neun.

In demselben Moment ließ sich auf dem Platze vor dem Rathhause ein starker und langer Trommelwirbel vernehmen.

Als derselbe beendet war, rief der vorsitzende Beamte:

„Die Ziehung wird eröffnet!“

Sogleich erschloß der Waisenknabe das Glücksrad, faßte hinein und zog eines der Röhrchen heraus, welches er dem daneben stehenden Beamten übergab.

Dieser zog den Papierstreifen daraus hervor, entfaltete ihn und rief:

„Nummer 6!“

Hierauf gab er ihn dem zweiten Beamten, und auch dieser rief: „Nummer 6!“ indem er den Papierstreifen an eine schwarze Tafel klebte, die an der Wand hing.

Der Waisenknabe zog weiter.

Es erschien in derselben Weise die Nummer 39.

Hierauf Nummer 82.

Sodann Nummer 19.

Endlich die Nummer 24.

Als auf diese Weise fünf Nummern gezogen waren, rief der vorsitzende Beamte:

„Die Ziehung ist beendet!“

An der schwarzen Tafel standen auf dem Original-Papierstreifen die fünf Nummern:

6. 39. 82. 19. 24.

Der ganze Act hatte kaum fünf Minuten gedauert. —

Das versammelte Publikum verließ so eilig wie möglich den Saal, um die Kunde von den gezogenen Nummern in die Kreise zu tragen, die sich dafür interessirten.

Man sah unter den Davoneilenden einige freudestrahlende, aber noch mehr betrübte Gesichter.

Allen voraus hatte Lairitz den Saal verlassen.

Sobald die letzte der fünf Nummern ausgerufen,

war er schnell aus der Thür gehuscht und hatte mit eiligen Schritten sein nahe gelegenes Haus erreicht.

Hier stieg er, ohne sich im Geringsten aufzuhalten, bis zum Boden hinauf und trat in seinen Taubenschlag ein.

Dann zog er aus seinem Portefeuille ein mit Wachs getränktes kleines Briefcouvert, legte einen Zettel hinein, klebte das Couvert zu und befestigte es mittelst einer dünnen Schnur unter dem Flügel der türkischen Taube, welche sich noch in dem Behälter befand, den er am frühen Morgen nach Strengfurt hin und wieder zurückgebracht hatte.

Dies Alles war das Werk dreier Minuten.

Lairitz nahm alsdann die Taube in die Hand, trat an die Luke des Schlages und warf den gefiederten Boten in die Luft.

Die Taube stieg sogleich hoch auf, kreis'te einige Male um die Stelle herum und nahm sodann mit schneller Entschlossenheit ihren raschen Flug in gerader Richtung nach Strengfurt zu.

* * *

Der Doctor Böhm war schon weit früher aufgewacht, als seine Weckuhr dies bewirken konnte.

Eine gewisse unruhige Erwartung hatte ihn nicht schlafen lassen, und so unternahm er denn während

und nach seinem Frühstück allerhand Dinge, um die Zeit los zu werden.

Als seine eigene Uhr Neun schlug und auch seine Taschenuhr, welche er am Morgen noch einmal mit der Uhr des Lairitz verglichen und übereinstimmend gefunden hatte, dieselbe Stunde anzeigte, begab er sich, vollständig zum Ausgehen angekleidet, auf den Boden seines Hauses und öffnete den Taubenschlag.

Die gefiederten Bewohner flogen fröhlich hinaus. Selbst der türkische Tauber, dessen Gattinn am frühen Morgen entführt worden war, und der daher ihre Stelle bei den gemeinschaftlichen Kindern eingenommen hatte, entflog für den Augenblick dem Neste, um sich im Morgenthau der Luft zu baden.

Böhm verließ nun das Innere des Schlages und postirte sich außerhalb desselben an ein Loch, durch welches er gleichzeitig die Oeffnung des Taubenschlags und das Nest des türkischen Paares übersehen konnte.

In der einen Hand hielt er seine Taschenuhr, auf welche er von Zeit zu Zeit einen Blick warf; die andere Hand lag an einer Schnur, welche mit der Klappe des Schlages in Verbindung stand.

Die Taschenuhr zeigte eben sieben Minuten nach ein Viertel auf Zehn, als eine große Taube durch die Oeffnung des Schlages herein flog und sogleich auf das Nest zu flatterte.

Der Doctor ließ die Schnur los, und die Klappe fiel zu.

Mit einem Satze war er an dem Neste, wo die vom raschen Fluge ein wenig erschöpfte Taube sich niedergelassen hatte, um die lang entbehrten Jungen zu liebkosen.

Sie ließ sich in diesem Ausbruche mütterlicher Zärtlichkeit auch fast gar nicht stören, als Böhm sie mit der linken Hand faßte, niederdrückte und von ihrem Flügel das kleine Briefchen löſ'te.

Kaum hatte er es in der Hand, so eilte er die Treppe hinab, indem er auf diesem Wege das Couvert öffnete und ein Zettelchen heraus nahm, auf welchem sich Nichts befand, als fünf mit Bleistift geschriebene Nummern.

Die Uhr des Rathhauses zeigte vier Minuten vor Neun, als der Doctor in das Bureau des Collecteurs trat.

„Ah, mein Herr Doctor," rief ihm dieser entgegen, „grüß Gott! Ich dachte schon, Sie würden heut nicht kommen."

„Ich habe mich ein wenig verschlafen," entgegnete der Doctor. „Sehr lebhafte Träume! — Diesmal muß ich wenigstens mit einer Ambe heraus kommen, denn ich habe die fünf Nummern ganz klar und deutlich vor mir gesehen. Der heilige Geist brachte sie mir auf einem goldenen Zettel!"

„Das wäre der Geier!" platzte der Collecteur

heraus, indem er den Doctor mit einem etwas einfältigen Gesichte ansah. — „Nun denn, so machen wir unser Geschäft schnell; denn" — hier blickte der Sprecher durch sein Fenster auf die Rathhausuhr — „wir haben ohnehin nur noch zwei Minuten Zeit."

„Das ist wahr!" bestätigte Böhm, gleichfalls hinaus sehend.

„Ueberdies kommt es mir vor," fuhr der Collecteur fort, indem er zwei Schema's nahm und sich zum Schreiben anschickte, „als ob die Uhr da etwas nachginge. Meine Zimmeruhr ist schon ein Viertel auf Zehn."

„Sie geht vielleicht etwas vor."

„Sehr möglich! Ohnehin ist das nicht meine Sache. Ich habe mich nach der Rathhausuhr zu richten und kann Einsätze so lange annehmen, bis der Beamte die Scheine versiegelt. — Also welche Nummern besetzen wir diesmal?"

„Die geträumten natürlich!"

„Und die sind?"

Der Doctor hob sein kleines Papier zu seinen Augen empor und dictirte dem Collecteur:

„Nummer 6. 19. 24. 39. 82."

„Wir besetzen sie natürlich wie immer mit je einem Louisd'or für Auszug, Ambe, Terne, Quaterne und Quinterne, nicht wahr?" fragte der Collecteur, indem er schrieb.

„Ja wohl,“ antwortete der Doctor, „und hier sind die fünf Goldstücke.“

In demselben Augenblicke, da der Collecteur seinem Kunden den Lottoschein einhändigte, trat der Beamte in das Bureau und rief: „Schluß der Annahme!“ —

Der Doctor fand es nicht für nothwendig, das jetzige Geschäft der Beiden zu stören, und begab sich daher nach Hause. — —

Am Mittage desselben Tages war ganz Strengfurt in der größten Bewegung.

Es hatte sich die Nachricht verbreitet, der Doctor Böhm habe in der heutigen Ziehung zu W. auf fünf geträumte Nummern eine Quinterne gewonnen und dadurch die ganze Lotto-Unternehmung in die Luft gesprengt; denn das Vermögen derselben reiche noch nicht einmal hin, um den Gewinn des Doctors völlig auszuzahlen.

Es versteht sich von selbst, daß man das Haus des Doctors förmlich belagerte, und daß sich seine specielleren Bekannten beiderlei Geschlechts herbei drängten, um ihre Glückwünsche darzubringen.

Leider war aber der Doctor ganz im Stillen abgereis't, ohne daß man wußte, wohin.

Acht Tage später ging indeß an den Magistrat ein Brief von ihm ein, worin es hieß: „Die inliegende Summe von 15,000 Gulden soll an die drei häßlichsten Mädchen von Strengfurt im Alter

von 18 bis 24 Jahren als Aussteuer vertheilt werden, zum Andenken an das Glück, welches dem Doctor Böhm in ihrer Stadt zu Theil geworden ist."

Das gab nun einen Strengfurt'schen Mädchenkrieg; denn wie früher Jede die schönste, so wollte jetzt Jede die häßlichste sein. —

21.

Hermine.

In einer reizenden Villa unfern des göttlichen Pausilipp bei Neapel finden wir an einem jener Abende, die an dem verlorenen Paradiese zweifeln lassen, zwei Frauen vor, welche, auf einer von dichtem Blumengebüsch umrankten Terrasse sitzend, die Blicke mit einer Art Seelenbefriedigung in die See senkten.

Die eine dieser Frauen, die größere, durch ihren majestätischen Wuchs hervorstechende, war von einer magischen Schönheit; die andere, ihr gegenüber, fast eben so schön, zeichnete sich aus durch einen eigenthümlichen Blick, der da Kunde gab von einer Menge widerstreitender Gefühle des Herzens.

In welchem Verhältniß die beiden Frauen zu einander standen, konnte ein feiner Beobachter schon aus der beiderseitigen Stellung ersehen.

Jedenfalls würde er später, sobald das Gespräch eröffnet worden wäre, erkannt haben, daß hier eine Dame, zwar in traulicher Hingebung an ihre Vertraute, aber doch in natürlicher Hoheit ihrer Untergebenen gegenüber stand.

Die beiden Frauen waren Hermine, Fürstinn von Hérad und — Alma Mertens, die Courtisane.

Wie war es der Letzteren gelungen, in ein so intimes Verhältniß zu einer Frau zu treten, in welcher sie ihre Nebenbuhlerinn sah?

Wir werden dies später erfahren.

Für's Erste genüge es uns, zu wissen, daß Alma der Fürstinn als Kammerfrau diente, so oft die Durchlaucht ihre Villa besuchte, und als Kastellaninn derselben, so oft sie in der Stadt weilte.

Eine besondere Eigenheit mögen wir noch in dem Umstande kennen lernen, daß Alma die Villa nicht verließ, und daß die Fürstinn auf der Villa keinen einzigen Besuch empfing.

Die Fürstinn kam überhaupt nur dann auf die Villa, wenn sie zu irgend welchem Zwecke der Einsamkeit bedurfte.

Diesmal war sie seit zwei Tagen anwesend, und es schien, als ob sich der Aufenthalt ein wenig in die Länge ziehen werde. —

In dem Augenblicke, da wir die beiden Frauen dem Leser vorführen, hatte eben eine Herzensergießung zwischen ihnen stattgefunden. Alma hatte der

Fürstinn ihre Lebensgeschichte erzählt und dabei nur die Vorsicht gebraucht, den Namen des Banquiers Goldmann mit einem beliebigen andern zu vertauschen, und einige Nebenumstände zu verändern.

Die Fürstinn hatte der Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit und der größten Theilnahme zugehört.

Sie schlang ihren Arm um den schönen Nacken des Mädchens, küßte sie auf die Stirn und sagte mit sanfter Stimme:

„Du bist wirklich zu beklagen, mein Täubchen!“

„Ich werde aber nicht mehr zu beklagen sein, wenn ich mich rächen kann!“ gab Alma zurück; „und ich werde mich rächen.“

„Wie wirst Du das anfangen, Kind?“

„Sie werden mir dazu helfen, Fürstinn.“

„Ich? Was meinst Du denn?“

„Ich meine, daß Sie durch Ihre Schönheit, Ihren Reichthum, Ihren Geist und Ihren Rang allmächtig sind.“

„Nun und weiter?“

„Ich meine, daß es mir gelungen ist, Ihnen eine Theilnahme für mich einzuflößen, die trotz meines befleckten Lebens eine schwesterliche sein würde, wenn Ihr Rang dies erlaubte.“

„In der That, Alma! das ist Dir gelungen. Von dem Augenblicke an, da Du vor acht Tagen in dieser Villa mich aufsuchtest und mich batest, Dir

ein Asyl in derselben zu bieten, — hast Du es verstanden, mein sonst so verschlossenes, an Freundschaftsempfindungen so armes Herz zu öffnen, und Dir einen Platz darin zu erringen."

„Und soll ich Ihnen auch sagen, warum, Fürstinn?"

„Nun?".

„Weil Sie Diejenige nicht sind, für welche Sie Sich ausgeben!" brach Alma plötzlich in lautem und sicherem Tone hervor.

„Alma!" rief die Fürstinn, wie von einer Viper gestochen.

„Weil Sie," fuhr die Courtisane fort, „eine Schicksalsgenossinn von mir sind, eine Abenteurerinn, des höchsten Ranges zwar, aber doch immer nur eine Abenteurerinn, die nicht blos unstät und flüchtig in der Welt ist, wie ich, sondern auch noch der ewigen Gefahr ausgesetzt, von dem angemaßten Throne durch den Büttel des Gesetzes herab gestoßen zu werden."

Die Fürstinn that einen krampfhaft unterdrückten Schrei und sank auf eine Causeuse zurück, vor der sie stand.

Es war keine Ohnmacht, sondern nur das Zusammenbrechen der Seele.

Alma, welche das Harte der obigen Worte durch einen möglichst einschmeichelnden Ton gemildert hatte, schlang jetzt ihre Arme um die Hingesunkene, lieb-

kos'te ihre Stirn und preßte ihren Kopf liebevoll an ihren schönen Busen.

„Siehst Du wohl, Hermine," nahm sie mit kosender Stimme wieder das Wort, „daß Du mir jetzt wirklich Schwester sein kannst und sollst und mußt. Wärst Du wirklich eine Fürstinn gewesen, so würde ich Dich gehaßt haben, weil Du das Weib warst, welches als meine Nebenbuhlerinn (nicht um ein Herz, das ich belache, sondern um ein Vermögen, dem ich nachstrebe!) erschienen war. Denn Goldmann ist das Ungeheuer, welches mich Dir opferte. So aber, da Du nichts Anderes bist, als ich, — so muß ich Dich lieben, und ich werde Dich um so heißer lieben, als wir armen elenden Weiber, die von den Männern immer und immer nur benutzt werden, vom Schicksale verdammt sind, freundlos durch die Welt zu pilgern." —

Hermine hatte das kecke Mädchen, welches ihr eben so plötzlich wie sicher den dichten Schleier vom Gesicht riß, ausreden lassen, ohne sie zu unterbrechen.

Jetzt, da sie vollkommen gesammelt war, entwand sie sich den Armen Alma's und sagte in einem Tone, dem sie vergebens bemüht war, statt des Bewegtseins Kälte zu geben:

„Du bist unerhört dreist, Mädchen. Und selbst wenn Du Recht hättest, — was veranlaßte Dich, mit solcher Schonungslosigkeit die Theilnahme zu vergelten, die ich Dir bewiesen habe?"

„Was mich dazu veranlaßte?“ fragte Alma, indem sie sich der schönen Frau von neuem näherte und ihr Haar küßte. „Nichts als der Wunsch, mir statt Deiner Theilnahme Deine Liebe zu erzwingen!“

„Ein seltsames Mittel zum Zweck!“

„Aber ein sicheres, ich weiß es. Sieh', Hermine, als ich mich dort in Deutschland an einen mir widerwärtigen Mann verkauft hatte, um die Mittel zu meiner Rache zu bekommen, da hatte ich diese Rache auch auf Dich mit angelegt. — Was willst Du, wir Weiber sind einmal so! — In der Eifersucht, — und sei es auch nur die Eifersucht des Verstandes! — wüthen wir bei weitem mehr gegen das unschuldige Weib, welches der Gegenstand der Treulosigkeit ist, als gegen den schuldigen Treulosen selbst. — Ich suchte Dich auf, um bei Dir die Mittel zu meiner Rache anzulegen und vorzubereiten. Ich bat Dich unter einem erdichteten Vorwande um die Stelle einer Kammerfrau; ich hoffte so von Allem in Kenntniß gesetzt zu werden, was dienlich sein konnte. Auch täuschte ich mich nicht. Als ich mich bei Dir durch mein hingebendes Wesen vollständig eingeschmeichelt hatte, verrieth ich Dich.“

„Du verriethst mich, Unglückliche?“

„Das heißt, ich verrieth Dein Vertrauen, indem ich es mißbrauchte. Ich hatte bemerkt, daß Du den Schlüssel zu einem besonderen Fache Deines Secretairs stets sorgfältiger an Dich hieltest als die übrigen

Schlüssel. Dies reizte meine Neugierde, und als Du vorgestern in der Stadt warst, öffnete ich jenes Fach mittels eines Nachschlüssels und —"

„Dann weißt Du Alles!" fiel Hermine fast tonlos ein.

„Alles!" bestätigte Alma. „Und eben weil ich Alles weiß; weil ich aus den wenigen Blättern eines Tagebuches, das mir nebst einigen Documenten in die Hände fiel, die Ueberzeugung schöpfte, daß auch Du gelitten hast unter der Tyrannei der menschlichen Verhältnisse, daß auch Du unglücklich warst und bist, unglücklich wie ich; darum verwandelte sich mein Haß gegen Dich in Liebe zu Dir und meine Rache in die Sehnsucht, von Dir geliebt zu werden!" —

Alma hatte bei diesen Worten den schönen Nacken der hohen Frauengestalt mit liebkosenden Händen umschlungen, und ihre Lippen suchten, vom Haar küssend über die Wangen hinuntergleitend, den reizenden Mund Herminens.

Ein langer, inniger, seelenvoller Kuß, den kein Widerstreben entweihte, vereinigte die Herzen dieser zwei lieblichen weiblichen Wesen.

„Siehst Du, daß Du mich lieben wirst!" rief Alma jubelnd aus. „Ich verstehe mich auf die Sprache der Küsse! O, daß ich sie nie hätte entwürdigen lassen durch den gemeinen Trieb dieser Männer, die uns kaufen und dann ein Recht zu haben

glauben, uns zu verachten, während doch in Wahrheit nur sie verächtlich sind."

„O, wie Recht hast Du, Alma!" hauchte Hermine, hingerissen von der zärtlichen Gewalt des hübschens Mädchens, um dessen schlanke Taille sie jetzt ihren Arm legte. „Auch ich habe durch diese Männer gelitten, die uns zu Füßen winseln, bis sie unsere höchste Gunst erbettelt haben, und dann, wenn sie sie erlangt, das vertrauende Geschöpf mit Füßen treten!"

„O, erzähle mir, erzähle mir!" rief Alma, indem sie sich ganz traulich an Hermine anschmiegte, und deren Kopf an ihren Busen zog. „Was ich von Dir weiß, sind Bruchstücke, die mir wohl Licht geben über Deine Person, aber nicht über Deine Schicksale. Erzähle mir Dein Leben und besonders den traurigen Theil desselben."

„Ich will es gern!" erwiderte Hermine nachgebend; „denn Du liebst mich ja, Alma; wenigstens sagst Du es mir; und ich habe ohnehin keine Freundesbrust, in die ich mich mittheilend versenken könnte."

„Und der Herzog?" fiel Alma fragend ein.

„Der Herzog," erwiderte die junge Frau, „ist ein starrer, kalter Mann, der mir eben so herzlos wie bezaubernd schön erscheint. Ich liebe ihn mit Furcht, fast wie einen Dämon, zu dem wir uns wider unsern Willen hingerissen fühlen. Aber ich glaube, er liebt mich nicht; ich glaube sogar, er kann gar

nicht lieben, und sein Verstand hat sein Herz aufgesaugt. Er fesselt mich wie eine Klapperschlange. Ich fühle, daß er mich nicht liebt; aber ich würde elend sein, wenn er mir sagte, daß er mich nicht liebe, obgleich er mir auch noch nie gesagt hat, daß er mich liebt."

„Wie —" fragte Alma, — „bist Du denn nicht sein?"

„Nein, mein gutes Kind!" antwortete Hermine, „wenigstens nicht in dem Sinne, wie die Liebe es meint. Und doch haben ihm meine Adern entgegengebrannt von dem ersten Augenblicke an, da ich in sein dunkles düstres Auge blickte."

„Seltsam!"

„Gewiß seltsam! Aber vielleicht ist es gerade das, was mich so sehr reizt."

„Weißt Du, daß dieser Mann mich im höchsten Grade interessirt?"

Die Fürstinn schrak sichtlich zusammen. —

„O, beruhige Dich! Er hat nur eine entfernte und doch wieder so große Aehnlichkeit mit dem armen Fischerburschen, dem ich einst theuer war, den ich aber verließ, weil die Lockungen dieses Ungeheuers von Banquier, der jetzt in Deinen Netzen liegt, mich eine Welt erblicken ließen, in der ich das Paradies dieses Lebens fand. Es gab für mich damals nur einen Gott, und dieser Gott war das Geld."

„Wie der meine die Ehre, oder vielmehr der große Name!“

„Wir hatten Beides!“

„Und waren doch nicht glücklich. Beweis, daß es, wenigstens für das Weib, kein Glück außer der Liebe giebt.“

„Aber, Schwester, da wirst Du mir ja schon wieder untreu. Wir wollten ja die Männer hassen.“

„So viel wir es können werden.“

„Erzähle mir Deine Geschichte; und die *Rück*-erinnerung wird dazu beitragen, daß Du es *kannst*.“

„Es sei denn! Höre mich an!“

„O, als ob es dieser Aufforderung bedürfte! Ich werde nur noch Ohr und Herz sein.“

22.

Die Fürstinn von Hérad.

Die beiden Frauen nahmen eine bequeme, aber innig vertrauende Stellung ein; und man konnte sich kein entzückenderes Bild denken, als diese beiden engelschönen weiblichen Wesen in verschlungener Stellung, umwoben von dem Blumen- und Laubgewinde

der Terrasse und beschienen von dem durch das Meer reflectirten silbernen Strahle des Mondes.

Hermine begann:

„Ich bin die Tochter wohlhabender Bürgersleute in Frankfurt am Main, zeigte aber schon von meiner frühesten Kindheit an einen ungewöhnlichen Hang zur großen Dame. Das höchste Ziel meiner Wünsche bestand darin, dereinst eine Fürstinn oder Prinzessinn zu werden, und da ein solches Ziel für ein schönes bürgerliches Mädchen keine so große Unmöglichkeit ist, wie für einen bürgerlichen Jüngling das Ziel, ein Prinz zu werden, so wiegte ich mich Tag und Nacht in der Hoffnung, mein Ziel sehr bald erreicht zu sehen."

„Mein Vater war gestorben. Meine Mutter und meine ältere Schwester Hedwig störten mich in meinen Träumen so wenig wie in meinen Handlungen. Ich lebte für mich und meine Pläne, indem ich unser Vermögen verwendete, um in jeder Beziehung die große Dame zu spielen. — Der Schauplatz der kleinen Triumphe, die ich in dieser Beziehung errang, war vorzugsweise die Loge des Theaters, wo ich neben den natürlichen Reizen meines Körpers die künstlichen einer glänzenden Toilette entfaltete, so daß ich allgemein für das schönste und eines der reichsten Mädchen der Stadt galt."

„Eines Abends saß in der Loge neben mir ein Mann von etwa dreißig Jahren, der mir weniger

wegen der Schönheit seines Gesichts, welche unbedeutend war, als wegen des Hocharistokratischen seiner äußern Erscheinung, seiner Toilette, seiner Geberden und seiner Bewegungen auffiel. Das Stück bot ihm eine Veranlassung, einige Worte an mich zu richten, die ich in einer so verbindlichen Weise aufnahm, daß er darin die Aufforderung sehen zu müssen glaubte, sich mir zu nähern."

„Ja, diese Männer!" fiel Alma hier ein; „es ist ein jammervolles Geschlecht. Sie haben von weiblicher Freiheit einen so schlechten Begriff, daß sie in jeder freien Miene von uns eine Aufforderung finden, ihren vermeinten Sieg zu vollenden. Sie bilden sich ein, daß wir nur auf der Welt seien, um uns von ihnen erobern zu lassen, und daß unsere natürliche Bestimmung die Koketterie sei."

„Du hast wohl Recht, Du seltsame Männerfeindinn!" erwiderte Hermine, indem ein fast unmerkliches Lächeln die Trauerzüge ihres englischen Gesichts durchblitzte; „Du hast wohl Recht; und die Fortsetzung meiner Geschichte wird den Beweis davon liefern. — Höre also weiter:

„Ich gerieth mit dem Unbekannten, an dessen Accent ich sogleich den Ausländer erkannte, in ein Gespräch, welches in mehr als einer Hinsicht interessant für mich war. Das Stück hatte die Veranlassung dazu gegeben, aber schon nach einigen Wechselreden war diese Veranlassung vergessen. Wir hörten

nichts mehr von dem, was auf der Bühne gesprochen wurde, sondern nur noch das, was wir uns selber zu sagen hatten; und dies bestand in der Mittheilung unserer allgemeinen Ansichten über Welt, Menschen und Leben. Nebenbei erfuhr ich auch, daß mein Unbekannter ein ungarischer Magnat, eine Art Fürst, und seit mehren Monaten Witwer von einer den höchsten Sphären der Gesellschaft angehörenden Frau war."

„Willst Du glauben, Alma, daß mein Herz bei dieser Eröffnung in lauten Schlägen klopfte, ja im eigentlichsten Verstande vor Entzücken hüpfte? — Er war Fürst und war Wittwer! — Der erste Trieb, den ich empfand, war der: alle Künste der Koketterie aufzubieten, um diesen Mann in meinen Fesseln zu erhalten; denn daß er schon darin lag, glaubte ich aus vielen Zügen zu erkennen. Noch zur rechten Zeit fiel mir indeß ein, daß ich durch ein zu rasches Vorgehen Alles in Frage stellen könnte; und ich nahm daher seine Eröffnungen, die allmälig zärtlicher Natur wurden, mit einer affectirten Kälte auf, die bei manchen Männern ein wirksameres Verführungsmittel ist, als die glühendste Hingebung. — Mein Anbeter gehörte zu diesen Männern; denn ehe noch das Theater zu Ende war, sah ich mich mit Bitten um ein nochmaliges Zusammentreffen so sehr bestürmt, daß ich ihm ohne Furcht, von ihm für leicht-

sinnig gehalten zu werden, ein Stelldichein auf einer Landpartie zusagen konnte."

„Er traf mich auf dem sogenannten Grindbrunnen in einem Wagen, den ich zwar nur gemiethet, der aber ganz das Ansehen einer eigenen Equipage hatte. Er selbst war zu Pferde. Nach unserm Zusammentreffen überließen wir unser Gefährt den Leuten und schlugen einen Fußweg ein, der uns an einen so abgelegenen Ort führte, wie zwei vertraut Liebende ihn sich nur immer wünschen können."

„Was soll ich Dir weiter von dieser Zusammenkunft sagen? Mein Unbekannter entdeckte sich mir ganz. Er war ein Fürst von Hérad, der eine aus dem alten ungarischen Königshause stammende Prinzessinn entführt und sodann geheirathet hatte. In politische Intriguen verwickelt, wurde er genöthigt, das Vaterland zu verlassen, um einer peinlichen Untersuchung zu entgehen. Es war ihm nur einen kleinen Theil seines unermeßlichen Vermögens zu flüchten gelungen; der größere Theil blieb in den Händen des Gerichts zurück, welches zwar nicht die Confiscation, aber doch die vorläufige Sequestration darüber verfügt hatte. Seine Gattinn hatte ihn in das Exil begleitet, war aber auf einer Reise längs des Rheins plötzlich gestorben; und dies hatte ihn bestimmt, in dem schönen Rheingau seinen vorläufigen Aufenthalt zu nehmen, um seiner Trauer nachzuhängen. — Auf seinen Excursionen war er

nach Frankfurt am Main gekommen, wo er mich schon früher im Theater gesehen und sogleich die heftigste Leidenschaft für mich gefaßt hatte. Auf eingezogene Erkundigungen war ihm die Auskunft zu Theil geworden, daß ich ein sehr reiches Bürgermädchen, eine der besten Partieen der Stadt, aber allgemein als eine Männerfeindinn bekannt sei. Weder die eine noch die andere dieser Eröffnungen hatte seine Leidenschaft zu mir unterdrücken gekonnt; und so war er zu dem Entschlusse gekommen, sich mir zu nähern, was er dadurch bewirkte, daß er eine Loge neben der meinigen nahm. Sein Plan war gelungen; ich hatte ihm dies mich compromittirende Rendezvous bewilligt; und nun beschwor er mich auf den Knieen und mit allem Feuer der Leidenschaft, ihm seine verlorene Gattinn zu ersetzen.“ —

„Brauche ich Dir zu sagen, daß ich nach einigen Bedenkenäußerungen, die ich erfand, und nach einigem Sträuben, das ich affectirte, ihm mit Hand und Mund das Versprechen gab, die Seine werden zu wollen? Seltsamerweise begnügte er sich mit diesem Versprechen, ohne die geringste Gunstbezeugung als Pfand desselben zu fordern. Nicht einen einzigen Kuß erbat er sich, obgleich meine Lippen danach lechzten, sich an die seinigen zu heften; denn jetzt erschien er mir wahrhaft schön! Ich war über seine Zurückhaltung, die ich als ein Zeichen seiner Hochachtung für mich betrachtete, entzückt. Ach, ich wußte

es ja noch nicht, daß in der Liebe die ehrfurchtsvolle Zurückhaltung stets nur ein Zeichen von Dummheit oder Kälte ist! — Später freilich ist es mir klar geworden, daß diese seine Zurückhaltung nur eine schlaue Schlinge war, um mich durch mein Vertrauen zu ihm fester in sein Netz zu ziehen.“ —

„Nach einigen Zusammenkünften, die wir noch hatten, und die aus bloßen gegenseitigen Liebesversicherungen bestanden, brach er endlich das über seine weiteren Pläne bisher beobachtete Schweigen, indem er mir andeutete, daß seiner offenen Bewerbung um meine Hand Schwierigkeiten entgegenständen, welche in seinen Familienverhältnissen ihren Grund hätten. Ich konnte dies ebenfalls begreifen. Er machte mir demzufolge einen Vorschlag, dessen Gefährlichkeit ich über dem Romantischen übersah: Von dem Tode seiner Gattinn hatte er weder deren noch seiner eigenen Familie irgend eine Nachricht gegeben, so daß also die Fürstinn von Hérad, geborene Prinzessinn von Ungarn, in den Augen Aller, die sie kannten, noch lebte. Ich sollte nun ganz die Stelle der Verstorbenen ausfüllen, was um so leichter wurde, als er vor Ablauf dreier Jahre doch keine Hoffnung habe, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Bis dahin aber würde sich eine passende Gelegenheit zu unserer kirchlichen Vereinigung finden. — Da meine Mutter und Schwester sich einem solchen Arrangement voraussichtlich widersetzen würden, so müßte

ich das Wagniß einer heimlichen Flucht unternehmen. Mein Geliebter wollte mich zu diesem Ende acht Tage lang in Mainz erwarten.“ —

„Wie gesagt, das Gefährliche dieses Vorschlags wurde in meinen Augen durch das Romantische des ganzen Planes verdeckt. Ich sollte auf die leichteste Weise von der Welt eine Fürstinn werden. Die ewigen Träume des Mädchens wurden also erfüllt!“

„Um Dich nicht zu lange mit Nebendingen aufzuhalten, meine süße Freundinn, erzähle ich Dir jetzt ganz kurz, daß ich den mir gemachten Vorschlag schon drei Tage nachher ausführte. Um meinem Geliebten nicht als eine arme Flüchtige entgegenzutreten, nahm ich bei meinem heimlichen Fortgange von Hause alle meine Schmucksachen und den Theil des elterlichen Vermögens mit, der mir — wie ich glaubte — von Rechtswegen gebührte. Es war eine Summe von etwa fünfzigtausend Gulden, und mit ihr fand ich mich in Mainz bei meinem Geliebten ein, von dem ich mit dem unverkennbarsten Zeichen des Entzückens willkommen geheißen wurde. Zum ersten Male brannte sein Kuß auf meinen Lippen, der Brautkuß, wie er ihn scherzend nannte. Am Abende veranstaltete er zwischen uns Beiden ein glänzendes Souper, unser Hochzeitsmahl; und in der darauf folgenden Nacht führte er mich in das Allerheiligste des Mysteriums der Liebe ein. Ich wurde sein Weib!“ —

23.

Der schwarze Herzog.

Hermine hatte nach den letzten Worten ein wenig inne gehalten, und es schien, als ob die seligen Rückerinnerungen, welche diese Erzählung in ihr hervorrufen mußten, überschwemmt wurden von den trüben Reminiscenzen, die in dem noch zu Erzählenden für sie lagen.

„Fahre fort, meine Schwester!“ sagte endlich Alma, indem sie der neuen Freundinn mit Innigkeit die Hand drückte und einen Kuß auf ihr Haar hauchte; „fahre fort. Ich kann mir kaum denken, wie sich Dein Schicksal entwickelt hat.“

„Es möchte auch für jeden Menschen schwer sein,“ entgegnete Hermine; „denn um das, was ich zu erleben hatte, zu ahnen, müßte man ein phantasiereicher Romanschreiber sein, oder“ — hier nahm die Stimme der jungen Frau einen wüthenden Ausdruck an, — „der durchtriebenste Schuft der ganzen Welt!“ —

„Oh!“ machte Alma, wagte aber nicht, irgend Etwas zur Beruhigung der Sprecherinn hinzuzufügen.

Diese fuhr endlich, von selbst wieder ruhig geworden, also fort:

„Der Fürst, den ich jetzt meinen Gatten nannte, besaß mehre Documente, die seinen Stand, seine Herkunft und die Identität der ihm angetrauten Frau beurkundeten. Warum sollte ich nicht das Recht haben, die letztere, von deren Tode Niemand etwas wußte, vor der Welt zu sein? Es schien mir unter den obwaltenden Umständen, da Niemand da war, der die verstorbene Fürstinn persönlich gekannt hatte, Nichts auf der Welt natürlicher und leichter, als daß ich diese Fürstinn sei. Und selbst wenn wir auf Jemand getroffen wären, der diese Dame von Person kennen konnte, so würde man ihm begreiflich gemacht haben, daß ich des Fürsten zweite Frau, also eben so berechtigt sei, seinen Namen zu führen."

„In dieser Hinsicht hatte ich daher bezüglich meines neuen Standes nicht den geringsten Scrupel; und es befremdete mich förmlich, als mir der Fürst gleich nach unserer natürlichen Hochzeitsnacht den Vorschlag machte, miteinander nach Spaa zu reisen, weil er sich dort gewissermaßen auf neutralem Boden befinde, und am ersten im Stande sei, die Trauung mit mir zu bewirken. — Daß er diese Trauung mit einem solchen Eifer betrieb, nachdem er mich ganz besessen, gab mir eine hohe Idee von seiner Liebe zu mir; und so reis'te ich denn alles Glückes voll an seiner Seite nach Spaa."

„Spaa gehört zu den wenigen Spielorten, welche

noch außerhalb der deutschen Länder geduldet werden. Es ist — was ich damals noch nicht wußte — der Hauptsammelplatz der Industrieritter von Profession, deren manche oft in einem Tage aus Bettlern Millionäre und aus Millionären Bettler werden."

„Als wir an jenem mir doppelt fluchwürdigen Orte angekommen waren, entdeckte ich meinem Geliebten, daß ich einen Theil meines Vermögens, nämlich die Summe von fünfzigtausend Gulden, mitgebracht habe, um ihm in keiner Weise lästig werden zu müssen."

„Bei dieser Eröffnung glaubte ich anfangs einen Blitz der Freude aus seinen Augen leuchten gesehen zu haben. Allein sogleich mußte ich mich überreden, daß ich dieser Regung eine falsche Deutung gegeben habe; denn der Fürst fing unmittelbar darauf an, hell auf zu lachen, indem er sagte:

„„Ach, mein süßes Täubchen, Deine Naivetät — verzeihe mir — macht einen drolligen Eindruck auf mich. Was wolltest Du wohl als meine Gemahlinn, als die Frau Fürstinn von Hérad, geborene Prinzessinn von Ungarn, mit diesem Sümmchen anfangen? und besonders hier, wo man das Geld mehr wiegt als zählt?! — Ich würde Dir rathen, diese Bagatelle zu einem oder zwei Coups am grünen Tische zu verwenden; und geht sie verloren, so hast Du wenigstens ein nobles Vergnügen gehabt.""

„Ich entgegnete ihm, verwundert über die Gleich=

giltigkeit, die er gegen mein ganzes Vermögen an den Tag legte: daß ich noch niemals gespielt hätte und auch nicht die geringste Lust dazu empfände."

„„Nun denn,"" sagte er mit geringschätzender Geberde, „„so will ich es für Deine Rechnung thun. Gieb mir das kleine Capital, damit ich es bei einer passenden Gelegenheit zur Stelle habe.""

„Ich händigte ihm die Obligationen, aus denen die Summe bestand, ein; er steckte sie in der Art, wie man es mit gleichgiltigen Briefen thut, in seine Brusttasche, verließ mich und sprach weder an diesem noch an einem der acht folgenden Tage irgend ein Wort über diese Angelegenheit."

„Ich selbst dachte übrigens auch mit keiner Sylbe mehr daran, denn ich befand mich in der ersten Zeit zu Spaa in einer Art Rausch, theils wegen der vielen geselligen Vergnügungen, deren Seele und Krone ich war, theils wegen der Armee von Anbetern, die meine Schönheit, so wie die Noblesse meines savoir faire um mich herum organisirt hatte. — Meinem Manne fiel es nicht entfernt ein, den Operationsplänen, welche diese Krieger zu meiner Eroberung entwarfen und anlegten, irgendwie durch Eifersucht entgegen zu wirken; und besonders war es eine sehr seltsame Person, der er das Vorrecht eingeräumt zu haben schien, mein begünstigter Liebhaber werden zu dürfen, gleichsam, als

wenn dies zu einer wirklichen Ehe der vornehmen Welt gehörte."

„Zum Unglück oder — Glück für mich war ich noch das, was man mit einer lächerlichen Bezeichnung tugendhaft nennt; und außerdem hatte jene Person alle solche Eigenschaften des Körpers und des Geistes, welche mich bestimmt hätten, ihn unerträglich zu finden, und wenn er der einzige Mann auf der Welt gewesen wäre. — Er war nämlich einer der häßlichsten Neger, welche ich jemals gesehen hatte, dabei freilich ein unermeßlich reicher Mann und in Anbetracht, daß er unter dem Titel und Namen eines Herzogs von Coloquint die erste Stelle am Hofe und im Staate der schwarzen Kaiser-Majestät von Haiti bekleidete, auch ein sehr vornehmer Herr. Ich weiß nicht, welche besondere diplomatische Mission ihn nach Holland und Belgien geführt hatte, genug, er hielt sich in Spaa zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf, der man nicht das geringste Leiden anmerkte."

„Dieser schwarze Herzog erzeigte mir die Ehre, in leidenschaftlicher Flamme für mich weiße Schönheit zu erglühen, und die Schande, es mir in der ungeschlachtesten Manier vor der Welt zu sagen. Mein Abscheu vor ihm war grenzenlos, denn zu der Häßlichkeit seiner äußeren Erscheinung gesellte er noch eine Beschränktheit des Verstandes und eine Täppischkeit des Wesen, wie sie einen weißen und schönen

Mann zum Gegenstande des Widerwillens gemacht haben würden. Allein je mehr ich ihm diese meine Empfindungen an den Tag legte, desto mehr verfolgte er mich mit seinen Anträgen, so daß ich mich endlich veranlaßt fand, bei meinem Geliebten Schutz gegen seine Zudringlichkeiten zu suchen. Zu meinem Erstaunen fand ich diesen Schutz nicht allein nicht, sondern erntete auch noch Hohn für meine Kinderei, wie der Fürst meinen Widerwillen gegen den schwarzen Herzog nannte. Ja, er fügte ganz offen hinzu: es würde viel besser sein, wenn ich mich gegen einen Mann, der trotz der Farbe seiner Haut auf unser Schicksal einen gewichtigen Einfluß haben könne, meiner Prüderei ein wenig begäbe, und ihn zu gewinnen suchte."

„Ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, hatte aber nicht den Muth, über die wahre Bedeutung dieser seltsamen Ermahnung mir Aufklärung auszubitten. Ich nahm nur wahr, daß sich seit dieser Zeit die schwarze Durchlaucht noch fester an meine Fersen heftete, und daß mein Mann diesem unheimlichen Anbeter noch viel öfter eine Gelegenheit gab, mit mir allein zu sein."

„Ich war indeß noch immer viel zu wenig Weltkind, ich war gewissermaßen viel zu unschuldig, um aus allem diesen irgend welche Schlüsse zu ziehen. Ich hielt das Verfahren meines Mannes für einen seltsamen Charakterzug und überredete mich wohl

nach, daß Das, was man im Leben Eifersucht nennt, aus den Sphären der höchsten Gesellschaft verbannt sei."

Hier unterbrach Alma die Erzählerinn mit einem theilnehmenden Handdruck und den Worten: „Du arme Freundinn! wie unschuldig Du wirklich noch gewesen sein mußt! Ich hätte Alles errathen, wie ich es jetzt ahne. Dein Geliebter wollte Dich für seine Amnestie verhandeln!" —

„O, viel schlimmer, viel schlimmer!" fiel Hermine ein. „Er wollte mich wirklich verhandeln, aber für — — O, ich mag es nicht aussprechen; aber Du wirst es hören und — sehen."

Dann fuhr sie in ihrer Erzählung fort:

„Eines Abends kam mein Mann im Zustande der höchsten Aufregung nach Hause. Ich lag, halb entkleidet, auf einem Divan und las die Memoiren eines Selbstmörders. Die Art und Weise, wie der Fürst mein Cabinet betrat, versetzte mich in eine entsetzliche Unruhe. Als ich ihn nach der Ursache seiner Aufregung fragte, brach er mit den heftigsten Geberden in die Worte aus:

„Die Ursache bist Du und Deine Affenziererei!""

„Ich sprang, wie von einer Viper gestochen, auf."

„Er fuhr fort:"

„„Hättest Du den Herzog nicht behandelt, wie es einer Pensionairinn allenfalls zu verzeihen ge-

wesen wäre, so stände ich jetzt nicht am Rande des Verderbens!'''

„„Aber, mein Gott, was ist denn nur vorgefallen?''' fragte ich, von Neugierde und Entsetzen zertheilt.

„„Eine Kleinigkeit!''' erwiderte er mit Heftigkeit. „„Nicht mehr und nicht weniger, als daß wir ruinirt sind!'''

„Ich verstand noch kein Wort von Allem; aber bald sollte mir die Bedeutung jedes einzelnen Wortes zu meinem Schrecken klar werden. — Aus dem mehr als heftigen Zwiegespräche, welches sich zwischen uns entspann, theile ich Dir nur den wesentlichen Inhalt in Folgendem mit:

„Der Fürst hatte seit mehren Tagen an der Bank gespielt und nicht nur die ihm von mir übergebene Summe, sondern auch, um sie wiederzugewinnen, — wie er sagte, — sein ganzes disponibles Vermögen verloren. In der Verlegenheit, die er dadurch über sich hereingebrochen sah, hatte er sich an den Herzog von Coloquint mit der Bitte gewendet, ihm tausend Louisd'ors zu borgen. Allein der Herzog hatte ihm in brutaler Weise erklärt: es käme ihm zwar auf solchen Bettel gar nicht an, er werde jedoch dem Fürsten nicht die geringste Gefälligkeit erweisen, in Anbetracht, daß die Fürstinn, seine Gemahlinn, sich noch nie zu der kleinsten Gefälligkeit gegen ihn verstanden habe. Uebrigens sei

er erbötig, dem Fürsten nicht tausend, sondern zehntausend Louisd'ors zu zahlen, wenn ihm derselbe für eine einzige Stunde seine ehelichen Rechte auf seine Gattinn abtrete.“ —

„Nicht wahr, mein Kind, Du bist empört über die Brutalität einer solchen Verhandlung? Aber warte nur, es soll noch weit besser kommen. — Denn weißt Du, mit welchem Vorschlage der Fürst endlich gegen mich auftrat? — Er verlangte zu seiner und meiner Rettung Nichts weniger, als — — daß ich den Wunsch des Negers erfülle, und zwar gleich heute, noch diese Stunde!“ — —

„Ich kann Dir die Empörung meines Innern nicht schildern, als ich endlich in allen den Wendungen des Gesprächs klar sah und diesen Willen meines Geliebten herauslas. — Natürlich gab ich ihm meinen tiefsten Abscheu vor einem solchen Schritte zu erkennen. Allein was that er? Er lachte mir geradezu in's Gesicht, indem er sagte:

„„Was ist da für ein Unterschied? Du wirst die Maitresse des Herzogs für eine Stunde sein, wie Du die meine für ein Jahr bist!““

„„Unverschämter!““ entgegnete ich ihm, „„ich bin vor der Welt Deine Gattinn, und die Fürstinn von Hérad darf sich nicht verkaufen, sei es, an wen es wolle.““

„„Die Fürstinn von Hérad?““ wiederholte er

grinsend; „„auch geborene Prinzessinn von Ungarn, nicht wahr?““ —

„Dann schwieg er eine kleine Weile, während er mich höhnisch ansah, und sagte endlich mit schneidender Kälte:

„„Der Herzog wartet, Madame. Ich frage Sie zum letzten Male: Wollen Sie seine Wünsche gutwillig erfüllen? oder soll ich —““

„„Gutwillig?““ fiel ich ihm ein. „„Eher werde ich sterben! Die Gattinn des Fürsten —““

„Er ließ mich nicht ausreden, sondern unterbrach mich mit einem Lachschreien, welches fast dem Gewieher eines Pferdes glich. — Dann ergriff er meine Hand, daß ich vor Schmerz meine Zähne aneinander biß, zog mich gewaltsam in die entfernteste Ecke des Zimmers und raunte mir mit höhnender Wuth in's Ohr:

„„Was die Gattinn oder selbst die Maitresse des Fürsten von Hérad nicht thun darf, das kann und wird die Buhldirne eines ungarischen Juden thun!““

„Ich fuhr, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen; aber er hielt mich, daß ich nicht sinken konnte. Da ich keinen Laut von mir gab, so fuhr er in der früheren Art und Weise fort:

„„Ja, eines ungarischen Juden, der den auf der Flucht befindlichen Fürsten von Hérad nebst seiner

Gattinn ermordete, um sich ihrer Gelder und ihrer Papiere zu bemächtigen.""

„Bei dieser gräßlichen Eröffnung verließen mich meine Sinne. Ich fiel zur Erde nieder und ward ohnmächtig."

24.

Der Verbrecher aus Spielsucht.

„Als ich ohne irgend eine menschliche Hilfe wieder zu mir kam, fand ich mich halb entkleidet auf meinem Bette liegend, und Alles deutete mir an, daß das Bubenstück, zu dessen Opfer ich ausersehen, bereits begangen worden war. Durch die halb geöffnete Thür und mittels eines Spiegels sah ich, daß der Neger, begleitet von dem Ungeheuer, dem ich verfallen war, sich entfernte, und daß ein im Nebenzimmer stehender Tisch ganz mit Bankbillets bedeckt war. — Mein erster Gedanke trieb mich, diese Papiere zu ergreifen, um sie in's Feuer zu werfen, und mich selbst dann durch einen Sturz aus dem Fenster von einem Leben zu befreien, das mir jetzt in jeder Beziehung als die höchste Qual erschien. Indem ich an den Tisch eilte, um die Papiere zu ergreifen, trat der Jude wieder ein. Meine

Absicht durchschauend, warf er sich mir entgegen, drängte mich in mein Schlafzimmer zurück und drückte mich wieder auf einen Stuhl. Ich wurde plötzlich willenlos wie ein Kind, und in diesem Zustande ließ ich ihn, ohne ihn zu unterbrechen, eine lange Geschichte erzählen, durch welche er — wie mir schien — sich zu rechtfertigen versuchen wollte."

„Ich theile Dir, meiner trauten Freundinn, von dieser Geschichte nur dasjenige mit, was Dir zum Verständnisse meiner damaligen und späteren Schicksale nothwendig ist. — Höre also!"

„Dieser Mensch, welcher eine so seltsame Rolle im Leben spielte, war wirklich ein Jude von gewöhnlichem Herkommen. Seine Eltern hausirten im Lande umher. Der Sohn that dasselbe, machte sich aber durch sein einschmeichelndes Wesen und seinen aufgeweckten Verstand in den Edelhöfen der Pußten seines Vaterlandes bald so beliebt, daß man ihn bei seinem Kommen als einen gern gesehenen Gast begrüßte. Da vertauschte denn der junge Ezechiel (dies war sein Name!) den Schacher sehr bald mit der — wie es ihn dünkte — nobleren Beschäftigung des Spieles; und die Edelleute, denen er dadurch natürlich endlich fast unentbehrlich wurde, fingen allmälig an, ihn als ihren vertrauten Genossen zu betrachten. Er lernte die Verhältnisse der meisten edlen Familien des Landes genau kennen und erwarb

sich ein kleines Vermögen, welches ihn anstachelte, als großer Herr zu leben."

„Da geschah es, daß ein unter einigen ungarischen Magnaten bestehendes Complot entdeckt wurde, dessen Zweck eine Schilderhebung des Landes war. Das Haupt dieses Complots, der Fürst von Hérad, erhielt zeitig genug Wind von der Entdeckung, um sich mit seiner Gattinn und einem Theile seines Vermögens aus dem Staube zu machen, freilich nur, um — noch ehe er die Grenzen des Landes erreicht hatte — aller Orten zu lesen, daß ein Preis auf seinen Kopf gesetzt sei."

„Der Fürst fand nun für gut, die weitere Flucht in einer Verkleidung fortzusetzen. Hierbei leistete ihm Ezechiel, den die Flüchtlinge zufällig in einer Pußta trafen, und der ihnen von früher her genau bekannt war, wesentliche Dienste. Der Fürst, seine Gattinn und Ezechiel reis'ten, als Zigeuner verkleidet, der türkischen Grenze zu; und hierbei hatte der Letztere genugsame Muße, um über einen verbrecherischen Plan zu brüten. — Es war nicht der auf den Kopf des Fürsten gesetzte Preis, was ihn lockte; denn dieser Preis betrug nur tausend Ducaten; und der Fürst hatte ihm deren zweitausend versprochen, wenn sie die Grenze glücklich überschreiten würden. Was dem Juden den schwarzen Gedanken eingab, den Fürsten zu tödten, war vielmehr die Idee, in der Welt unter dem Namen des Fürsten aufzutreten.

Nebenbei reizte ihn auch die Schönheit der Fürstinn so sehr, daß er von der Möglichkeit träumte, an ihrer Seite die Rolle ihres Gatten spielen zu können. Denn, bewandert in den hervorragendsten Erscheinungen der Literatur, hatte er in Shakespeare's Richard dem Dritten gesehen, daß es nichts Unmögliches sei, von der Gattinn Dessen, den man ermordet hat, noch neben der Leiche die Versicherung der Liebe zu empfangen; und diese Möglichkeit schwebte ihm auch damals vor, als er sich mit dem Plane trug, den Fürsten zu tödten, um sich in den Besitz von dessen Namen, Vermögen und Frau zu setzen."

„Es war unfern der türkischen Grenze, als die Flüchtlinge eines Abends, zum Tode ermüdet, einen steilen Gebirgsrand erstiegen hatten, und sich nun — da ringsum weder Haus noch Hütte zu erspähen war, — in einer dunkeln Felsengrotte mitten im Walde anschickten, die letzte Nacht auf ungarischem Boden zuzubringen. Der Fürst, mit einem Paar Terzerols und einem Dolche bewaffnet, verfiel sehr bald, seine Gattinn wie zum Schutze mit seinen beiden Armen umschlingend, in einen tiefen Schlaf. Auch die Fürstinn schlief endlich sorglos ein. Nur Ezechiel — obschon er am ehesten zu schlafen geschienen hatte, — wachte in Erwartung des richtigen Augenblickes für seine That mit klopfendem Herzen."

„Endlich, als er hörte, daß der Fürst und die Fürstinn im festen Schlummer lagen, erhob er sich

leise, zog das große Messer, welches er als Waffe bei sich trug, hervor, näherte sich dem Fürsten und — trennte ihm mittels eines sicheren Schnittes den Kopf vom Rumpfe."

„Die Fürstinn erwachte nicht eher, als bis sie sich von einem Strom heißen Blutes überfluthet fühlte, an dem sie zu ersticken meinte. Es war das Blut, welches dem kopflosen Rumpfe ihres Gatten entquoll. — Denke Dir ihr Entsetzen, als sie sich emporrichtete und beim Schimmer eines brennenden Holzspahns, den der Jude angezündet hatte, die Scene überblickte. Sie verlor sofort ihre Besinnung; und diesen Zustand benutzte der Mörder, um dem Getödteten in aller Ruhe die Waffen und das Portefeuille abzunehmen. Dann bemühte er sich, die Fürstinn mittels Branntweins wieder zum Bewußtsein ihrer Lage zurückzurufen."

„Ich will Dir die Scene nicht ausmalen, die jetzt vorfiel, und die mir der Mörder, wahrscheinlich, um mich mit unvertilgbarer Furcht vor sich zu erfüllen, mit den grellsten Farben und in den kleinsten Einzelnheiten schilderte. Genug, die unglückliche Fürstinn, unfähig, zu ihrer Rettung das Geringste zu unternehmen, und bereit, eher zu sterben, als das frevelhafte Verlangen des Juden zu erfüllen, theilte das Loos des Gatten, indem auch ihr schönes Haupt unter dem Messer des Ungeheuers fiel. Dann die kopflosen Leichen, welche in ihrer Verkleidung niemals

zu erkennen waren, in der Höhle der ewigen Verwesung überlassend, nahm der Mörder die Köpfe der beiden Unglücklichen mit sich hinweg, um sie auf seinem nächtlichen Wege, weit getrennt von einander, den einen in einen tiefen Abgrund, den andern in einen modrigen Brunnen zu werfen, und dadurch jede Spur von dem wirklichen Fürsten von Hérad und seiner Gattinn zu vertilgen."

„Von jetzt an schlug sich Ezechiel unter seinem eigenen Namen bis Griechenland durch, was ihm mit Hilfe der bedeutenden Summen, die er dem Ermordeten abgenommen hatte, sehr leicht wurde. Er bereis'te alsdann Egypten, ging von da aus nach Spanien, wo er zuerst als Fürst von Hérad auftrat, durchreis'te Frankreich und wurde nunmehr, als er sich von Tage zu Tage sicherer fühlte, durch die unvertilgbare Sucht zum Spiel, die ihn von Anfang an verfolgte, nach den deutschen Rheingegenden getrieben, wo er an den Banken der dortigen Bäder in einer glänzenden Rolle figurirte."

„Allein ungeschickt in den mancherlei Machinationen, durch welche Spieler von Profession und Industrieritter ihr Leben mittels des Spiels zu fristen und ihr Capital zu vermehren wissen, nahm das Vermögen des falschen Fürsten von Hérad allmälig ab, und als er mich in Frankfurt am Main kennen lernte, stand er bereits auf den Trümmern desselben."

„Nichtsdestoweniger war sein Plan bei meiner

Entführung nicht auf mein Geld gerichtet, auf welches er nur durch eine wirkliche Heirath mit mir rechnen zu können glaubte; und seine freudige Ueberraschung, als ich ihm den Besitz meiner fünfzigtausend Gulden anzeigte, war daher eine ungekünstelte. Er hatte es wirklich nur auf meine Person abgesehen, deren Reize ihm die Zinsen eines Capitals in Aussicht stellten, welches das der reichsten Männer überstieg. Sein Plan war, meine Schönheit in Verbindung mit dem scheinbaren Range, den wir Beide besaßen, bei jenen reichen Gecken und Gimpeln zu verwerthen, welche so lächerlich sind, in dem erkauften Genusse einer schönen und vornehmen Frau eine Ehre zu finden, welche sie sich gegenseitig mit den theuersten Opfern streitig zu machen suchen."

„Ich gestehe, daß ich später eine Befriedigung darin fand, diese Jammermenschen bei diesen ihren Hörnern zu fassen und sie bis auf's Blut auszuziehen, um sie hinterher zu verlachen und zu verhöhnen. Damals aber schrak ich zurück vor einem solchen Beginnen, dessen Immoralität zu erkennen ich noch gänzlich unfähig war."

„Als Ezechiel die Enthüllung seiner Schandthaten beendet hatte, ohne von mir mit einer Sylbe unterbrochen worden zu sein, fragte er mich, was ich jetzt zu thun entschlossen wäre."

„Ich gab ihm durch eine unzweideutige Geberde zu erkennen, daß ich ihn verabscheue."

„Er verstand mich sehr gut, denn er entgegnete mir, die Verabscheuung seiner Person sei jetzt das Unklügste, was ich beginnen könne, denn ohne ihn sei ich Nichts, da ich nicht einmal mehr im Besitze meines Namens und meines Vermögens mich befinde. Ich sei, wenn ich es zum Aeußersten kommen lasse, die entehrte und jedes Existenzmittels beraubte Buhldirne eines gemeinen Verbrechers, die sich käuflich einem fremden Manne überliefert habe, und die daher in keiner Beziehung mehr weder auf die Theilnahme, noch auf die Unterstützung der Menschen rechnen dürfe. Im Vereine mit ihm aber könne ich noch Alles sein; denn kein Mensch, selbst der schwarze Herzog nicht, wisse um unser Geheimniß, und den Rang, den wir bisher in der Gesellschaft behauptet hätten, könnten wir ohne alle Gefahr ferner behaupten, wenn ich klug genug sein würde, die richtigen Wege zur Erlangung der Mittel einzuschlagen."

„Ich verstand ihn sehr wohl in dieser Wendung, und in Betracht meiner wirklich verzweiflungsvollen Lage gab ich ihm zu verstehen, daß ich so elend sei, um keinen, nicht den kleinsten eigenen Willen mehr zu haben. — Er schien darüber auf's höchste erfreut und bemühte sich, mir Beweise seiner Zärtlichkeit zu geben, die ich mit innerem Entsetzen, aber mit äußerer Ruhe und Ergebung duldete. Inmitten dieser Duldung jedoch stieg der schwarze Gedanke in meiner Seele auf, mich dieses Ungeheuers, das

ich einst geliebt hatte, in irgend einer Weise, und sei es selbst durch ein Verbrechen, zu entledigen. Ich beschloß, den Mörder zu ermorden."

„Der Himmel ersparte mir diese Frevelthat, welche aus einem edlen Gefühle entsprang, aber immerhin eine Frevelthat gewesen wäre."

„Eines Abends spielte Ezechiel — ich kann ihn nicht anders mehr nennen! — noch sehr spät an der Bank, nachdem er den größten Theil des durch meinen Verkauf erworbenen Geldes bereits verloren hatte. Ich stand hinter ihm und sah es mit einer Art Genugthuung, daß eine Goldrolle nach der andern von dem Rachen der Bank verschlungen wurde. Das so schmählich erworbene Geld sollte, durfte und konnte keinen Segen bringen."

„Endlich setzte er noch eine Rolle auf noir, indem er, sich zu mir umkehrend, sagte: „„Es ist die letzte; ich werde sie zehn Mal stehen lassen!""

„In demselben Augenblick fiel die Kugel: noir hatte gewonnen."

„Ezechiel ließ beide Rollen stehen und senkte seinen Kopf auf den Tisch in die zusammengelegten Hände, wie Jemand, der sich mit Gesicht und Gehör von der Außenwelt absondern und nur seinen Gedanken nachhängen will."

„Noir gewann zum zweiten Male."

„Ezechiel zuckte leise zusammen, rührte sich aber

nicht aus seiner Lage heraus. Die vier Rouleaux blieben stehen."

„Noir gewann zum dritten Male."

„Ezechiel gab kein Zeichen von Theilnahme von sich. Die acht Rouleaux blieben zum nächsten Coup stehen."

„Noir gewann zum vierten Male, zum fünften, sechsten, siebenten, achten, neunten Male."

„Der Haufen des gewonnenen Geldes hatte schon eine außerordentliche Höhe erreicht, ohne daß der Eigenthümer irgend ein Zeichen der Theilnahme von sich gab oder seine anfängliche Lage im geringsten änderte."

„Noir gewann zum zehnten Male. Ezechiel regte sich noch immer nicht. Die Summe, welche, ihm gehörend, bereits auf dem Teppiche stand, belief sich auf mindestens achttausend Louisd'ors. Die zuschauende Gesellschaft befand sich in einer seltsamen Spannung. Ich selbst zitterte am ganzen Leibe, ohne daß ich mir den Grund davon zu erklären wußte."

„Die Kugel rollte in ihren langen Bogen, ohne daß Ezechiel irgend eine Bewegung machte, seine Masse zurückzuziehen. Und doch hatte er — wie mir plötzlich wieder einfiel — gesagt, daß er die Masse nur zehn Mal stehen lassen wolle. — Ich weiß nicht, welch ein guter oder böser Geist mir plötzlich, als die Kugel beinahe zum Fallen kam, den Gedanken eingab, die Geldmasse, welche meinem

sogenannten Gatten gehörte, außer Ziel zu setzen. Genug, ich rief noch kurz vor dem Einfallen der Kugel, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, ganz laut:

„„„La masse ne vas pas!“““

„Die Croupiers, mich als die Gattinn des Eigenthümers der Masse respectirend, wiederholten sogleich:

„„„La masse ne vas pas!“““

„Die Kugel fiel ein: Noir hatte verloren! der ganze ungeheuere Satz war also durch mich gerettet worden.“

„Während die Umstehenden in jenes freudige Zustimmen ausbrachen, welches den glücklichen Coup eines Spielers stets begleitet, bemühte ich mich, Ezechiel, den ich für eingeschlafen erachtete, durch Rütteln zu erwecken. — Meine Anstrengung war vergebens. Und als mir einer der umstehenden Herren behilflich war, den Gefühllosen von seinem Sessel zu erheben, fiel er uns wie eine Puppe zu Boden. — Er war todt! — Der Schlag hatte ihn getroffen. —“

„Während dieser seltsame Vorfall die ganze Gesellschaft in Bestürzung versetzte, und ich mich so viel wie möglich bemühte, eine Verzweiflung zu affectiren, von der das Gegentheil in meiner Brust vorhanden war, erklärte der schwarze Herzog: daß er die noch auf dem Teppich stehende Summe im

Namen der Frau Fürstinn von Hérad an sich nehme."

„Er brachte sie mir noch desselben Abends mit den mir unvergeßlichen Worten:

„„Frau Fürstinn! Es thut mir leid, daß Sie der Zufall in den Besitz dieser Summe gesetzt hat, weil mir dadurch das Vergnügen geraubt wird, sie Ihnen als ein Zeichen meiner Hochachtung anzubieten. Ich habe schlecht an Ihnen gehandelt, aber ich liebte Sie. Ich liebe Sie noch, mehr als je. Und wenn Sie einst unter den Weißen keinen Freund mehr haben, so suchen Sie Ihren treuesten unter den Schwarzen auf. Ich reise nach Hayti zurück. Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner mit Verzeihung!"" —

25.

Betrachtungen über das Spiel.

Es wird Zeit sein, uns wieder einmal nach demjenigen Orte umzusehen, den wir gewissermaßen als die Wiege unserer Erzählung betrachten dürfen: Heimburgshöh.

Zwar versetzen wir dadurch den Leser so plötzlich aus einem Elemente in das andere, daß wir

fürchten müssen, ihm unangenehme Empfindungen zu bereiten. Allein man sagt uns ja, daß bei dem Lesen eines Romans nichts reizender sei, als die Zerstückelung des Fadens, der Wechsel der Scenerie und der überraschende Uebergang von Einem zum Andern.

Demzufolge schwingt sich der Leser von den Ufern des neapolitanischen Golfes, wo er zwei reizende Frauen unter Herzensergüssen verlassen hat, über die Alpen nach den deutschen Landen hin in das kleine Fleckchen Erde, wo Heimburgshöh liegt.

Seitdem die dortige Spielbank gesprengt worden war, hatte sich gar vieles verändert.

Die Spielpächter hatten alle ihre bewegliche Habe verkauft, meist an den Banquier Mainzer, und waren fortgezogen; auch ihre Beamten und das Heer der Croupiers hatte sich aus dem Staube gemacht, um andere Spielhöllen aufzusuchen, da sie sich nicht träumen ließen, daß es den Sprengern der Bank von Heimburgshöh auf eine systematische Vernichtung aller Spielbanken ankam.

Auch das Gros aller Derjenigen, welche in irgend einer Art durch oder für das Spiel lebten, war ausgerückt; und von allen unsern früheren Bekannten existirte Niemand mehr dort, als der Banquier Mainzer nebst seiner Frau und sein Antagonist Silberschmidt.

Man kann sich indeß leicht denken, daß in den

Verhältnissen dieser eigenthümlichen Gegner eine große Veränderung vorgegangen war.

Silberschmidt, der nur von der Bank und den Spielern existirt hatte, war um allen Verdienst gekommen, und sah sich bald auf dem Standpunkte, wo er sich fragen mußte: was er mit den 10,000 Gulden, aus welchen sein baares Vermögen bestand, anfangen sollte. Daß sich von den Interessen desselben nicht leben ließ, lag auf der Hand. Ein anderes Geschäft anzufangen, dazu fehlte es dem nur im Wucherwesen Erfahrenen an Kenntniß und Geschick. Die Stadt zu verlassen und nach Amerika zu gehen, dazu gebrach es dem Jammermenschen an Muth. Genug, Silberschmidt fühlte sich im Besitz einer Summe, die vielen Geschäftsleuten zum größten Heile gereicht haben würde, so elend, wie es ein heimathloser Bettler nur immer sein kann.

Es blieb ihm eine einzige Aussicht; aber wenn der Leser sie kennen gelernt haben wird, so wird er auch ermessen können, wie schwer es dem „Banquier" werden mußte, sie in's Auge zu fassen.

Mainzer hatte von dem Augenblicke an, da die Spielbank vernichtet war, an der Ausführung zweier Pläne gearbeitet, durch welche seine Vaterstadt ein musterhafter Kurort werden sollte.

Der erste Plan bestand in der Gründung einer Creditbank, aber nicht etwa einer Creditbank, wie sie in unsern Tagen zu Dutzenden auftauchen

zu keinem andern Zwecke, als um den Geldbesitzern als Actionäre zu einer Verdoppelung ihres Geldes zu verhelfen, dessen Zinsen nachher von dem arbeitenden Volke aufgebracht werden müssen; nicht einer Creditbank, deren ganze Kraft in Papieren besteht, die als Spielmarken an der Börse dienen; nicht einer Creditbank, durch welche nur Derjenige Credit erhält, der ihn ohnehin schon hat.

Die Creditbank Mainzer's zeichnete sich zunächst dadurch aus, daß sie nicht auf Actien gegründet war. Er verkannte zwar durchaus nicht das Wohlthätige, was in Actienvereinen liegt. Allein dieses Wohlthätige, was sich darauf beschränkte, eine größere Geldkraft, ein durch Vereinigung starkes Capital zusammen zu haben, wurde in seinen Augen überwogen durch das Verderbliche.

Zu diesem Verderblichen rechnete er besonders den Umstand, daß die Actienbesitzer durch den bloßen Besitz ihrer Actien ohne alle producirende Thätigkeit Geld erwarben, und daß sie durch die wechselnde Dividende veranlaßt wurden, mit ihren Actien an der Börse zu spielen.

Mainzer aber haßte das Spiel nicht weniger als Felix; und vorzugsweise dieser Sympathie in einer Antipathie war die enge und vertrauensvolle Verbindung zuzuschreiben, in welcher diese beiden Männer zueinander standen.

Da das Spiel im ausgedehntesten Begriffe des

Wortes der künstlerische Vorwurf unserer Erzählung ist, so möchte es endlich an der Zeit sein, dieses in unserer Zeit so überaus wichtige sociale Wesen einer philosophischen Betrachtung zu unterziehen.

Man weiß, daß das Hazardspiel, selbst nur als Privatvergnügen in Privatgesellschaften, fast überall streng verpönt ist.

Hierbei finden nur zwei Ausnahmen statt, die noch dazu durch besondere Privilegien unterstützt werden: die Staatslotterien als Monopole der Staatsverwaltungen, und die Spielbanken der Badeörter.

Warum die Inconsequenz, welche gegenüber dem allgemeinen Verbote in solchen Privilegien liegt, zu Gunsten der Staatsverwaltungen eintritt, ist an sich selbst klar: denn die Staatslotterien stellen sich am Ende einfach als eine besondere Abgabe dar, durch welche neben andern Genüssen der Menschheit auch die Befriedigung der Spielsucht besteuert wird.

Es früge sich hierbei allerdings, ob es eine staatsöconomische Weisheit ist, die Menschen in ihren Leidenschaften statt in ihrer Productivität zu besteuern. Allein diese Frage darf uns hier aus besonderen Rücksichten nicht beschäftigen.

Kommen wir daher zur Beantwortung der hier mehr einschlagenden Frage: warum sich die Badeörter eines solchen mit dem allgemeinen Gesetze im Widerspruche stehenden Privilegiums zu erfreuen haben.

Offenbar gehört die Befriedigung des Spieltriebes nicht zu den Remedien, durch welche die Brunnenkur unterstützt werden müßte, da man im Gegentheile behaupten darf, daß die Genesung durch die mit dem Hazardspiele verbundene Aufregung eher gehemmt als befördert werden wird.

Oder soll das Spiel vielleicht als Mittel zur Vertreibung der Langweile dienen, welche Großstädter beim Aufenthalte in den meist kleinstädtischen Badeörtern zu haben fürchten? Man könnte ohne Zweifel für bessere Zeitvertreiber sorgen.

Das Wahrscheinlichste ist, daß auch die Spielbanken der Badeörter als eine Art Steuerwesen benutzt werden sollen, um die Geldmittel aufzubringen, welche für die Einrichtungen eines Kurortes erforderlich sind.

Daher kommt es denn auch, daß die Unternehmer der Banken stets als Spielpächter figuriren, die der Stadt für das Privilegium ein Pachtquantum zu bezahlen haben, entweder in baarem Gelde, das alsdann für die Vervollkommnung des Kurortes verwendet wird, oder in Verpflichtungen für solche Vervollkommnung selbst. Nebenbei mag noch die Intention obwalten, durch das Spiel als gewaltigstes Reizmittel dem Badeorte diejenige Frequenz zu schaffen, welche man für sein Gedeihen nothwendig hält.

Wie wir wissen, ist unser Held ein ganz entschie-

dener Gegner dieser Auffassung und Anschauung. Allein da er nebenbei nach unserer Zeichnung auch ein logischer Kopf ist, so dürfen wir nicht verhehlen, daß er sich über das Dilemma, in welchem er sich befand, durchaus nicht täuschte. Seine philosophische Anschauung stand im offenbarsten Widerspruche mit seinem Gefühle.

Sehen wir daher zuerst, zu welchen Schlußfolgerungen er durch die rein logische Betrachtung der Frage gekommen war.

Er demonstrirte sich selbst Folgendes vor:

Principiell kann und darf ich einem Staate, der auf dem Rechtsbegriffe basirt, die Befugniß nicht zuerkennen, das Spiel zu verbieten oder zu unterdrücken.

Der Rechtsstaat hat die persönliche Freiheit des Staatsbürgers nur in so weit zu beschränken, als dieselbe die Rechte eines Zweiten verletzt. Jede Handlung aber, welche nur mein Interesse allein berührt, muß außerhalb der Gesetzesgewalt des Staates liegen; denn eine jede solche Handlung hat auf den Titel des Privateigenthums Anspruch. Die Moralität einer Handlung zu beurtheilen, ist nicht Sache der Staatsgewalt, sondern Sache des eigenen Gewissens und der öffentlichen Meinung, die Immoralität zu unterdrücken nicht Sache der Gesetzgebung, sondern Sache der Intelligenz und der geistigen Macht. Die Staatsgewalt soll nur positive Rechtsverletzungen und positive Strafen kennen. Wollte

sie mit ihren Zwangsmitteln den Staatsbürgern Moralität einimpfen, so wäre das eben so lächerlich, als wenn die Missionäre den Heiden durch Prügel das Christenthum einzubläuen versuchten.

Nun aber ist es zunächst ganz unbestreitbar, daß das Spiel als solches die Rechte eines Zweiten nicht im entferntesten gefährdet und also auf völlige Befreiung von gesetzlichen und polizeilichen Fesseln Anspruch hat.

Wenn ich mein Geld verspielen will, wer darf mich rechtlich daran hindern? Mein Geld ist mein Eigenthum, über welches ich jegliche beliebige, willkürliche Gewalt habe: Ich kann es vergraben, ich kann es auf die Gasse werfen, ich kann es in Champagner verbaden, ich kann es in Gestalt einer zerstoßenen Perle mit einem Zuge vertrinken. Alles dies ist sehr unvernünftig, vielleicht sogar sehr unmoralisch; aber es ist nicht unrecht. Es involvirt keine Rechtsverletzung gegen einen Zweiten, und die Staatsgewalt darf mich also nicht daran hindern.

Mit welchem vernünftigen Rechte will sie mir verwehren, mit einem Andern einen Contract zum gegenseitigen Gewinn und Verlust unseres eigenen Geldes abzuschließen, also zu spielen? Man kann mir die alten Gemeinplätze nicht einwenden: das Spiel verleite zu Betrug und Diebstahl, halte von der Arbeit ab u. dgl. m. Ei, haben wir gegen

Betrug und Diebstahl keine Strafgesetze? haben wir keine Entschädigungsstrafen für vernachlässigte Arbeit, zu der man verpflichtet war? — Um also ein mögliches Uebel zu verhüten, beschränkt man die persönliche Freiheit gleich von vorn herein ganz?! — Nun, warum verbietet man denn nicht das Essen von Pilzen, da man sich dadurch möglicherweise vergiften, das Trinken von Branntwein, da man dadurch möglicherweise ein Trunkenbold werden, und das Veranstalten von Gastmahlen, da man dadurch möglicherweise sein Vermögen verschwenden kann? — Ist's etwas anderes mit dem Spiel? — Wenn der Staat auf jeden in Folge des Spiels verübten Diebstahl den Tod setzt: so ist er zwar hart, aber in seinem Rechte. Er ist jedoch im Unrecht, wenn er das Spiel an sich — sei es auch nur mit drei Kreuzer Geldbuße — bestraft.

Aber das Spiel an und für sich ist auch nicht einmal unmoralisch, wenn es in den Schranken der Vernunft bleibt und nicht zur Leidenschaft wird. In diesem Falle ist es für Denjenigen, der nun einmal Geschmack daran findet, ein eben so unschuldiger Genuß, wie das Essen von Austern, das Trinken von Champagner und das Rauchen einer Cigarre. Nöthig sind alle diese Dinge zum Leben nicht, und sie enthalten also, streng genommen, eine Geldverschwendung; allein sie bereiten diesem und jenem Menschen Genüsse, die keinem Andern schaden: was

ließe sich also vom Standpunkte der Moralität dagegen einwenden?

Freilich, wenn der Trieb zu solchen Genüssen die Schranken der Vernunft überspringt, so daß ihm der Mensch alles Andere, Wichtigere opfert; wenn er zu einer Leidenschaft wird, die ihn für alles höhere Streben, für seine bürgerlichen und Familien-Pflichten abstumpft: dann tritt er allerdings in das Gebiet der Immoralität ein und ist von der natürlichen Richterinn im Reiche der Moral zu verdammen; nicht der Trieb zum Spiele allein, sondern auch der Trieb zu allen Vergnügungen, die auf jene Weise zu verderblichen Leidenschaften werden.

Es ist sonderbar, daß man zwischen dem Hazardspiele, d. h. dem Spiele, bei welchem der Zufall allein entscheidet, und dem Geschicklichkeitspiele, in welchem die Kenntniß und Kunstfertigkeit mit den Ausschlag geben, einen so strengen Unterschied macht, der in der Wagschale des moralischen Richters zu Gunsten der letzteren Art Spiel wirkt. Man hält das Geschicklichkeitspiel für weit weniger unmoralisch, für weit anständiger und würdiger, als das Zufallspiel.

Ich bin gerade der entgegengesetzten Ansicht.

Der Zufall theilt seine Gaben mit der größtmöglichsten Gerechtigkeit aus: heute mir, morgen dir. Er ist ein souverainer Herrscher von so großer Autorität und so strenger Unparteilichkeit, daß die wei-

sen Menschen in ihren wichtigsten Angelegenheiten an seinen Ausspruch appellirt haben und noch stets appelliren. In wie vielen folgereichen Fragen hat nicht schon das Loos entscheiden müssen?! Man hat sich Könige und Richter gewählt durch das Loos; die Herrnhuter gründen ihre Ehen durch das Loos; zwischen zwei mit gleicher Stimmenzahl versehenen Candidaten für den Präsidentenstuhl eines gesetzgebenden Körpers entscheidet das Loos.

Nun denn, der Zufall ist also ein Souverain, dessen Schiedsspruche die Menschen ihre wichtigsten Interessen unterstellen; warum sollte es unmoralisch, also verwerflich sein, ihm die Entscheidung über das Mein oder Dein einiger Goldstücke anheim zu geben? Ich finde keinen Grund dafür. Im Gegentheile halte ich die Art Spiel für verwerflich, bei welcher, wie beim Whist, L'Hombre, Ecarté &c., über das Mein oder Dein der Geldstücke nicht der Zufall allein, sondern größtentheils die Geschicklichkeit entscheidet. Ist hierbei der weniger Geschickte nicht eo ipso betrogen? Ist dabei nicht Jeder die Beute Desjenigen, der sich eine größere Geschicklichkeit angeeignet hat? Ist das nicht von vorn herein falsches Spiel?

Denn was thut der falsche Spieler anders, als daß er sich den günstigen Ausfall durch seine Geschicklichkeit sichert, durch die Geschicklichkeit, die Karten zu seinem Vortheil zu mischen, wie der ehrliche

Spieler durch die Geschicklichkeit, die Karten zu seinen Gunsten auszuspielen oder einzunehmen! Sollte zwischen Ehrlichkeit und Betrug ein so vages Kriterium bestehen können, wie die Frage ist, welche Art von Geschicklichkeit anzuwenden sei? —

Man ersieht hieraus, daß sich Felix durch seinen Haß gegen das Spiel nicht so sehr verblendet hatte, um die Ungerechtigkeit dieses Hasses vom principiellen Standpunkte aus zu übersehen.

Es kam ihm daher in seiner Eigenschaft als logischer Kopf sehr darauf an, diesen Haß einigermaßen durch eine philosophische Rechtfertigung zu stützen. Denn da aus diesem Hasse alle die Verbrechen entsprangen, welche Felix gegen die Staatsgesellschaft beging; er aber unter allen Umständen nicht Verbrecher aus Schwäche, sondern — wenn er überhaupt Verbrecher sein mußte, — Verbrecher aus Grundsatz sein wollte: so befand er sich in der Nothwendigkeit, seinen Haß gegen das Spiel oder vielmehr sein Bestreben zur Vernichtung der Spielbanken zu motiviren, und er that dies in folgender Weise:

Die gegenwärtige Existenz der Spielbanken, die noch dazu als Institute zur Uebervortheilung der Spielenden sich charakterisiren, stehen in einem schreienden Widerspruche mit dem Principe, nach welchem das Spiel eine freie Handlung ist. Denn wenn das Hazardspiel wirklich eine freie Handlung sein soll, dann muß ein Jeder das Recht haben, es auszuüben,

wann, wo und wie er will. Dies Recht aber ist den Menschen entzogen. Denn das Hazardspiel ist nur in denjenigen Orten erlaubt, in welchem privilegirte Spielbanken sind, und auch an diesen Orten nur Denjenigen, welche nicht zu dem Staate des Ortes gehören. Ja noch mehr; selbst den Fremden ist das Spiel nur an den privilegirten Banken, nicht aber auch unter sich gestattet. — Wäre alles dieses nicht, stände es Jedem frei, nach Belieben Spielbanken zu errichten, so würde sich das Spiel in sich selbst verzehren; so aber — —

Doch ganz abgesehen davon, so steht auch die Existenz der Spielbanken ganz im Widerspruche mit der allgemeinen Gesetzgebung, welche das Hazardspiel für eine verbotene Handlung erklärt; und darum — so folgerte Felix — bin ich berechtigt, für die Vernichtung der Spielbanken zu wirken.

In solcher und ähnlicher Weise raisonnirte Felix über das Spiel; und dadurch vorzüglich hatte er sich die Zuneigung und das Vertrauen des Banquier Mainzer in so hohem Grade erworben.

Daß dieses Vertrauen ein gegenseitiges war, geht schon daraus hervor, daß der Chef des Freimünzer-Ordens dem Kassirer desselben in der augenblicklichen Verwendung der ihm eingesandten Summen nicht die geringste Beschränkung auferlegt hatte.

Auf diese Befugniß hatte Mainzer den Plan seiner Creditbank gegründet.

Es war für die Bewohner des Ortes, welche sich nach Aufhebung der Spielbank wieder den soliden bürgerlichen Geschäften, der Industrie und dem Ackerbau, zuwenden mußten, nothwendig, sich mit mancherlei Geräthen und Materialien zu versehen. Dazu gehörte Geld; und dies Geld sollte ihnen durch die Creditbank zugewendet werden.

Jeder Bewohner der Stadt, der sich im Besitze eines eigenen Hausstandes oder Geschäfts befand, gleichviel, ob groß oder klein, hatte das Recht, von der Creditbank gegen seine bloße Wechselunterschrift eine Summe zu entnehmen, die seinem Geschäftsbetriebe angemessen war.

Er mußte für diese Summe fünf Procent als Zinsen zahlen und sie spätestens nach Ablauf eines Jahres zurückerstatten. Wer das Letztere unterließ und es darüber zu einem gerichtlichen Verfahren kommen ließ, der verlor sein Anrecht auf ein Entleihen von Geld bei der Creditbank für die Dauer von fünf Jahren, und — war das Geld von ihm durch alle Rechtsmittel nicht herbei zu treiben — für immer.

Auf diese Weise geschah es, daß Heimburgshöh sehr bald in einen großen geschäftlichen Flor gerieth, und daß der größte Theil seiner Bewohner dem Banquier Mainzer persönlich verpflichtet war.

In diesem Zustande befand sich Heimburgshöh im zweiten Sommer nach der Sprengung der privi-

legirten Spielbank durch den Baron von Hartenfels, als der Banquier Mainzer von diesem Letzteren einen aus Neapel datirten Brief erhielt, worin ihm Zweierlei angezeigt wurde: Erstens, daß im Spätsommer zu Heimburgshöh eine Generalversammlung des Freimünzer-Ordens stattfinden werde; und zweitens, daß der Banquier derselben an einem genau bestimmten Tage das ganze Capital der Verbrüderung bei Goldmann in Frankfurt am Main umsetzen solle gegen dessen Wechsel auf London Ordre Graf Wrsowecz, Paris Ordre Freiherr von Schwarzschild, Amsterdam Ordre Ritter von Waldenburg, Hamburg Ordre Doctor Böhm, Wien Ordre Baron von Staël-Holstein, Petersburg Ordre Herr von Morawsky und Neapel Herzog von Brassetôt. Diese Wechsel zu gleichen Summen, aber für Jeden in Apoints auf verschiedene Häuser, sollte der Banquier den betreffenden Gliedern des Ordens ohne weitere Mittheilung übersenden, da sie über die Verwendung des Geldes bereits instruirt wären.

Als Mainzer den Brief gelesen und verbrannt hatte, traf er sogleich Anstalten, der Ordre zu folgen, und harrte alsdann der Dinge, die da kommen sollten.

26.

Die ewige Jüdinn.

Man thut sehr Unrecht, den Romandichtern häufig den Vorwurf zu machen, daß sie wunderbare, an

die Unwahrscheinlichkeit streifende Vorfälle erfinden. — In Wahrheit erfinden sie nicht, sondern sie erzählen nur, aber gerade dasjenige Vorgefallene, was wunderbar ist und an die Unwahrscheinlichkeit streift. Denn wären die vorgefallenen Dinge nicht wunderbar, nicht unwahrscheinlich; wären es solche, wie sie alle Tage stattfinden könnten, dann lohnte es sich ja gar nicht der Mühe, sie in einem Romane zu erzählen. Das Wunderbare ist nicht da, weil man einen Roman schreibt; sondern man schreibt einen Roman, weil das Wunderbare da ist.

Hierin liegt das Geheimniß der Romandichtung.

So wird es den meisten Lesern gewiß wunderbar erscheinen, wenn wir ihnen erzählen, daß von den Personen unserer Erzählung nicht blos Hermine, Alma, Felix und Goldmann in Neapel waren, sondern auch Miß Anna, Hedwig und der alte Kurd.

Und doch konnte Nichts natürlicher sein, als dies.

Aus dem, was Alma dem Lairitz in Frankfurt am Main mitgetheilt hatte, wissen wir, daß sich Hermine und der Herzog von Brassetôt auf einem nach Indien bestimmten englischen Schiffe getroffen haben sollten, welches an der portugiesischen Küste Schiffbruch gelitten, und daß dabei der Herzog die Fürstinn aus den Fluthen gerettet haben sollte.

Daran war aber kein wahres Wort.

Der Herzog und die Fürstinn hatten sich auf eine ganz andere Weise kennen gelernt, die wir bald erfahren werden.

Das englische Schiff, welches an der portugiesischen Küste Schiffbruch gelitten, war vielmehr dasjenige gewesen, auf welchem sich die englische Touristinn mit ihrer Begleitung befunden; und dem alten Kurd gebührte die Ehre, der Lebensretter einer Dame geworden zu sein, der Miß Anna nämlich, während die Gräfinn Dulemba an einen Mast geklammert dem Ufer zugetrieben und dadurch gerettet worden war.

Wie hatte Alma dies nun verwechseln können?

Einfach so: Goldmann hatte es ihr erzählt; er selbst hatte es aus dem Munde Herminens; und diese hatte ihm die Geschichte, welche sie bei einer besonderen Veranlassung oberflächlich als die Geschichte zweier in Neapel anwesenden Fremden gehört, als ihre eigene wiedererzählt, um ihm das besondere Verhältniß, in welchem sie zu dem Herzoge stand, begreiflich zu machen.

Aber wie war Miß Anna nach Neapel gekommen, oder vielmehr warum?

Aus demselben Grunde, aus welchem sie auf dem Wege nach Indien gewesen war.

Sie reis'te der Spur ihres irrenden Ritters nach.

Diese Spur hatte sie auf eine zufällige Weise in Lissabon aufgefunden.

Durch den Schiffbruch eines großen Theils ihrer mitgenommenen Habe beraubt, war sie mit ihrer Begleitung nach Lissabon gegangen, um dort die Ankunft neuer Hilfsmittel aus London abzuwarten.

Sie setzte sich zu diesem Ende in Verbindung mit einem Banquier.

Als sie in dem Comtoir desselben einige Zeit verweilen mußte, sah sie an einem Spiegelrahmen mehre Visitenkarten haften, und die Langeweile trieb sie an, dieselben zu lesen.

Plötzlich erschrack sie auf's heftigste, denn eine dieser Karten lautete: „Marchese di Corelli-Pistoja.“

Sie dachte in diesem Augenblicke nicht mehr an ihre Geschäfte bei dem Banquier, sondern nur noch an das Glück, ihrem irrenden Ritter jetzt auf einer nahen Spur zu sein.

Deshalb konnte sie auch den Eintritt des Banquiers kaum erwarten. Und als er endlich erschien, war ihre erste Frage, noch ehe sie ihm gesagt hatte, wer sie sei und was sie bei ihm suche:

„Sie haben da die Karte eines Marchese di Corelli-Pistoja. Ist er hier?“

Der Banquier verneinte die Frage ziemlich kurz. Als ihm indeß die junge Dame, um ihm eine Art Respect einzuflößen, ihr Anliegen vorbrachte, aus welchem der Geldhändler ersah, daß es Etwas für ihn zu verdienen gab, — und als nun Miß Anna ihre Fragen auf die näheren Umstände des Marchese ausdehnte, da ließ er sich mit einer Redseligkeit, die einem Geldmenschen sonst nur beim Geldhandel eigen ist, über Alles vernehmen, was er von dem Marchese wußte:

Der Marchese, welcher ein überaus reicher Herr zu sein geschienen, hatte mit ihm einige Geldgeschäfte gemacht und ihn namentlich in Verbindung gesetzt mit einem deutschen Hause, einem S. Mainzer in Heimburgshöh. Er war zwei oder drei Mal bei ihm gewesen und hatte sich zuletzt von ihm gegen baares Geld Wechsel im Betrage von 10,000 Guineen auf ein Haus in Neapel geben lassen, da er die Absicht gehabt habe, in dieser Stadt einige Monate zuzubringen.

„Und ist er denn auch wirklich dort hingereis't?“ fragte Miß Anna, halb von Hoffnung, halb von Furcht erfüllt.

„Ohne Zweifel,“ entgegnete der Banquier; „das war ja der Grund, warum er sich die Wechsel geben ließ.“

„Er kam von England, nicht wahr?“ fragte die Miß.

„Ganz richtig!“ bestätigte der Banquier.

„Und Sie glauben, daß er sich noch in Neapel aufhält?“

„Ich weiß es sogar ganz gewiß, da ich erst gestern einen Brief von ihm erhielt, in welchem er mir schreibt, daß das Haus, auf welches der Wechsel lautete, Anstand genommen — — doch das kann Sie, meine Dame, nicht interessiren, da Sie höchst wahrscheinlich blos zu wissen wünschen —“

„Ob der Marchese noch in Neapel ist, und wo ich ihn finden könnte.“

„Ganz recht. In der letzteren Beziehung kann ich Sie indeß nur an das neapolitanische Haus verweisen, an welches ich ihn adressirt habe. Hier ist die Firma."

Der Banquier überreichte der Miß eine Karte.

Diese bedankte sich für die große Bereitwilligkeit des Geschäftsmannes in einer sehr verbindlichen Weise und fragte dann:

„Würden Sie wohl Anstand nehmen, mir den Brief zu zeigen, den Ihnen der Marchese von Neapel geschickt hat? Ich wünschte blos die Handschrift zu sehen; in Bezug auf den Inhalt dürfen Sie meiner Discretion vertrauen."

„O," erwiederte der Banquier, „dieser Versicherung bedarf es nicht; denn der Brief ist ganz und gar ohne Bedeutung, ein Geschäftsbrief in zehn Zeilen. Sie sollen ihn sogleich sehen und lesen."

Der Banquier suchte in seinem Pulte.

Miß Anna befand sich in der gespanntesten Erwartung. Jetzt endlich konnte sie Gewißheit darüber erlangen, ob Felix und der Marchese, diese beiden räthselhaften Persönlichkeiten, wirklich identisch seien.

Man wird sich erinnern, daß die erste Ursache des seltsamen Interesses, welches die junge reiche Engländerinn für den armen Burschen, der sich Felix nannte, so urplötzlich empfunden hatte, ein Blatt Papier gewesen war, beschrieben von der Hand des jungen Gelehrten.

Dies Blatt Papier, auf welchem Felix in Form eines Stellegesuchs alle die Kenntnisse und Fähigkeiten verzeichnet hatte, deren er mächtig war, erschien schon damals der jungen Miß als ein so originelles Document, daß sie es mit derselben Sorgfalt aufhob und von Zeit zu Zeit betrachtete, mit welcher ein Autographensammler dies bei seinen Handschriften thut.

Miß Anna kannte also die Schriftzüge des Felix ganz genau; und darum hoffte sie jetzt einen ganz unzweideutigen Beweis über seine Identität mit dem in London aufgetauchten Marchese zu finden.

Als ihr der Banquier den endlich gefundenen Brief darbot, zitterte sie fast vor jener Erregung, in welche wir durch das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung gesetzt werden.

Sie nahm ihm das Blatt aus der Hand, warf einen Blick darauf, sah alsdann begierig nach der Unterschrift, schrak heftig zusammen, ließ den Brief auf ihren Schooß und sich selbst in einen Sessel sinken.

Sie hatte erkannt, daß der Brief nicht von Felix sein konnte; denn es war eine ganz andere Handschrift.

Freilich war dieser Brief französisch geschrieben, und jenes Blatt, welches die Miß aufbewahrte, deutsch. Allein es enthielt doch sehr viele mit lateinischen Lettern geschriebene Wörter, deren Schriftzüge sich Miß Anna sehr wohl eingeprägt hatte.

Genug, das, was sie in dem Briefe fand, hatte nicht die allerentfernteste Aehnlichkeit mit der Handschrift des Felix; so viel stand fest! Und darum befand sich die junge Engländerinn in einem Zustande der Trostlosigkeit, wie man ihn bei den Frauen ihrer phlegmatischen Nation selten vorfindet.

Doch sie sollte nicht lange in diesem Zustande bleiben.

Nachdem sie dem Banquier ihre Aufträge für London ertheilt hatte, begab sie sich nach ihrem Hotel, wo sie natürlich nichts Dringenderes zu thun fand, als dem alten Kurd die Mittheilung zu machen, daß und warum seine vorige Behauptung eine falsche sei.

Der alte Kurd hörte ihre lange Auseinandersetzung mit einem Lächeln an, in welchem sich der Unglauben aller skeptischen Philosophenschulen zusamt aussprach.

Als Miß Anna endlich zu der allerletzten Schlußfolgerung gekommen war, nahm der Alte mit der größten Gemüthsruhe seine Pfeife aus dem Munde (er rauchte nämlich so ziemlich den ganzen Tag!) und sagte:

„Wir werden nach Neapel reisen!"

„Aber, Vater Kurd, warum denn, ich bitte Euch?"

„Warum? Weil der Felix, das Schinohs, dort ist!"

„Aber ich erklärte Euch ja — —"

„Nichts! Gott straf mich, gar Nichts hast Du mir erklärt, Wetterhexe!"

„Aber —"

„Nichts aber! Wenn ich ihm einmal in's Gesicht gesehen habe, so ist das zehn Mal mehr, als wenn irgend ein Anderer ihm in alle seine Briefe guckt. Und wenn ich — Gott verdamm' mich — den Marchese hier zwischen meinen beiden Fäusten habe, und er sagt mir, daß er nicht der Felix ist: so will ich zeitlebens ein Brathecht sein, und man soll mich auf beiden Seiten schwarzbraun schmoren!"

„Also, Papa Kurd, Ihr seid es wirklich überzeugt?"

„Wenn ich sage „„Gott verdamm' mich!"" so ist das so gut, als wenn ein anderer zehn Eide schwört."

„Gut, wir reisen nach Neapel!"

„Hurrah!"

Die Zuversicht des alten Kurd, welche den Hoffnungen der Miß so sehr schmeichelte, hatte alle Bedenken beseitigt. Sein mündliches Ja hatte über das schriftliche Nein den Sieg davon getragen.

Als die Verhältnisse der Touristinn durch Vermittelung des Lissaboner Banquiers geordnet waren, begab sich die ewige Jüdinn mit ihrer Begleitung wieder zu Schiffe, um nach Neapel zu segeln.

Dort angekommen, war ihr erster Gang zu dem Banquier, dessen Adresse ihr von seinem Lissaboner Collegen eingehändigt worden war.

Aber — o Schrecken! — der Banquier wußte Nichts von einem Marchese di Corelli-Pistoja!

Er erinnerte sich blos, diesen Namen als Giro-Unterschrift auf einem Wechsel gelesen zu haben, der ihm von dem jetzigen Eigenthümer desselben präsentirt worden sei, den er aber nicht sofort eingelös't hatte, weil er von dem trassirenden Hause in Lissabon keinen Avis erhalten, trotzdem auf dem Wechsel gestanden hatte: „laut Bericht." —

Miß Anna, in Geldgeschäften einigermaßen erfahren, glaubte, deshalb ihre Hoffnung noch nicht aufgeben zu müssen, sondern fragte: wer denn der jetzige Eigenthümer des Wechsels sei.

Der Banquier wußte es nicht. Der Präsentant hatte sich nicht weiter genannt, und der Banquier hatte sich mit der Untersuchung der Giranten nicht weiter abgegeben, weil für ihn nur die Unterschrift des Trassanten von Interesse war. Ohnehin war der Wechsel von dem Marchese nur in blanco girirt worden, so daß der jetzige Eigenthümer gar nicht genannt war.

Alles, was der Banquier der Dame versprechen konnte, bestand also darin, daß er bei abermaliger Präsentation des Wechsels, welche wahrscheinlich erfolgen würde, da er nunmehr den Avis des Lissaboner Hauses erhalten habe, — mit aller Discretion über die Adresse des jetzigen Inhabers die nöthigen Erkundigungen einziehen, und das Resultat derselben ihr mittheilen wolle.

Damit mußte sich Miß Anna vor der Hand begnügen.

Sie beschloß indeß natürlich, wenigstens so lange in Neapel zu verweilen, bis sie über das Verbleiben ihres irrenden Ritters eine so genaue Kunde erhielt, daß sie ihre Wanderung mit der Aussicht auf Erfolg fortsetzen konnte.

Inzwischen fand Kurd seine Aufgabe darin, die ganze Stadt und die Umgebungen derselben zu durchlaufen, um seinen Felix, den er unter jeder Verkleidung erkannt haben würde, in Person anzutreffen. Seine Füße zeigten dabei eine bewundernswerthe Elasticität und eine eiserne Unermüdlichkeit. Wenn man nur die Beine des alten Mannes gesehen hätte, wie sie Straße auf, Straße ab, bald in diesem, bald in jenem Stadttheile einhereilten: man würde ihn für einen dreißigjährigen Mann gehalten haben. Erst die Betrachtung seines Kopfes fügte diesem Alter weitere dreißig Jahre zu.

Miß Anna fühlte sich in dem Umgange mit Hedwig, der von Tag zu Tag immer mehr den Charakter eines freundschaftlich innigen angenommen hatte, so glücklich, wie sie es bei dem Zustande ihres von unbefriedigter Sehnsucht nach dem Manne ihres Verlangens glühenden Herzens nur immer konnte.

Der Gegenstand ihrer Unterhaltung war fast ausschließlich derjenige Mann, für welchen Miß Anna einzig in der Welt zu leben schien.

Unerschöpflich war die Lady in den Schilderungen seiner Gestalt, seiner Kenntnisse, seines Geistes. Und obgleich sie von allen diesen schönen Dingen eigentlich außerordentlich wenig wußte, weil sich ihr ganzes Wissen aus einem einzigen Zusammentreffen und aus den Erzählungen Kurd's herleitete: so hatte sie sich doch mit Hilfe ihrer so lebhaften Phantasie von ihrem irrenden Ritter ein so vollendetes Bild männlicher Vollkommenheit gemacht, daß es gar nicht mehr einem Menschen, sondern nur noch einem Gotte glich.

Hedwig ihrerseits ging auf das Lieblingsthema ihrer Freundinn um so eher mit ganzer Seele ein, als sie es dadurch vermeiden konnte, sich in Bezug auf ihre Lebensschicksale vollständig zu öffnen. Sie suchte unter allen Umständen über einige sie persönlich betreffenden Verhältnisse eine große Zurückhaltung zu beobachten.

Und doch waren ihr Kopf und Herz so peinlich voll, — voll von Gedanken und Gefühlen der Rache!

Es ließ sich nichts Entschiedeneres, nichts Heftigeres denken, als den Haß, den die Gräfinn seit jener selsamen Nacht, die sie erzwungen in den Armen ihres Gatten zugebracht hatte, gegen diesen Letzteren empfand.

Sie brütete stundenlang, nicht blos, wenn sie allein war, sondern auch, wenn sie den schon hundertmal gehörten Erzählungen und Schilderungen ihrer Freundinn zuzuhören schien, über Plänen zu einer

ganz ausgesuchten Rache an dem Elenden, der es gewagt hatte, sie ohne die Einwilligung der Liebe durch seine Umarmung zu bewältigen. Sie war fanatisch in der Wuth gegen einen solchen Frevel; und sie betrachtete ihn für noch weit unverzeihlicher, weil er unter dem Aushängeschilde des Rechtes verübt worden war.

Hedwig hätte vielleicht einem ihr fremden Mann verzeihen können, wenn er, von der sinnlichen Gewalt hingerissen, eine Gelegenheit genutzt hätte, sich in den augenblicklichen Besitz ihrer Reize zu setzen. Ein solcher Mann würde bei dieser Gewaltthat, die ihn dem Criminalgericht überantworten konnte, doch einen Beweis von Muth abgelegt haben; es wäre ein Sieg gewesen, den er mit der Gefahr für sein eigenes Ich erkauft hätte.

Aber der Graf Dulemba, ihr Gatte, dem das Gesetz ein Recht auf ein solches brutales Attentat einräumte, und der es unter dem Schutze dieses Rechtes unternahm, — er erschien ihr als ein Feigling, den sie durch ihre bloße Verachtung nicht hart genug gestraft wähnte. Sie mußte ihn auch hassen, und diesem ihrem Hasse mußte sie durch eine ausgesuchte Rache Ausdruck geben.

Aber während in diesem Herzen ganz im Stillen Furiengefühle gährten, zogen von einer andern Seite her — wer sollte es glauben? — in dasselbe Herz gar seltsame Gefühle der Liebe ein.

Wir sagen: gar seltsame Gefühle. Denn Hedwig fühlte sich allmälig erfüllt von der unbezwingbaren Neigung zu einem Manne, den sie noch niemals gesehen hatte.

Dieser Mann war — Felix.

Was hatte ein solches Wunder bewirkt?

Nichts Anderes als die unaufhörlichen Schilderungen Anna's von dem Manne ihrer Liebe.

Hedwig gehörte zu jenen contemplativen weiblichen Wesen, die sich ewig mit einem männlichen Ideale umhertragen, aber es niemals im Leben finden. Je mehr sie sich in das Leben der Phantasie hinein arbeiten, desto mehr entfremden sie sich dem wirklichen Leben. Ihre Phantasiegebilde erscheinen ihnen so sehr mit poetischem Nimbus umgeben, daß sie endlich gar nicht begreifen können, wie man einen Menschen lieben kann, der durch seine Natur genöthigt ist, zu essen und zu trinken, um leben zu können.

Was konnte nun für ein so träumerisches Wesen verführerischer sein, als das Bild eines Mannes, der mit allen Reizen des Körpers und des Geistes ausgestattet war, und der zugleich einem Schatten aus dem Reiche der Seligen glich, welchen man immer fühlte und nie sah, welcher sich daher auch in den Augen Hedwig's niemals auf den gewöhnlichen Verrichtungen des Lebens ertappen ließ.

Dieses Phantom, dem man ewig nachjagte und das man doch nie erhaschte, gewann in der Phantasie

der zwar nicht mehr ganz jungen, aber doch noch sehr jugendlich fühlenden Frau einen unbeschreiblichen Zauber der Anziehung. Und je mehr sich Anna in der Wonne, einem empfänglichen Herzen sich öffnen zu können, dem Strome der Mittheilung überließ, desto tiefer drückte sie unbewußt dem Herzen ihrer Freundinn den Stachel des Verlangens ein.

Welches Verlangens?

Man wird es seltsam finden, aber — wer sich jemals mit der Beobachtung des weiblichen Herzens in allen seinen Abarten beschäftigt hat, — der wird es sich erklären können, wenn wir sagen:

Das Verlangen Hedwig's war nicht darauf gerichtet, den Mann, welcher ihr Ideal geworden war, zu sehen, sondern blos darauf, von ihm geliebt zu werden, ebenfalls ohne daß er sie sah. Sie stand eine förmliche Angst aus, wenn sie sich die Möglichkeit einer wirklichen Begegnung dachte; denn sie fürchtete instinctartig, daß alsdann ihre Liebe plötzlich schwinden werde. Aber sie hätte für ihr Leben gern gewünscht, daß ihr irgend eine geheime Feenstimme zugeflüstert hätte: Er weiß, daß Du existirst, daß Du so und so bist, denkst und fühlst, und er liebt Dich wieder.

Auf solche Weise wurden zwei Freundinnen Nebenbuhlerinnen genau zu derselben Zeit, da in derselben Stadt zwei Nebenbuhlerinnen Freundinnen geworden waren.

27.

Ein unausgeführtes Project.

Wir haben Hermine und Alma verlassen, als die erstere der letzteren ihre seltsamen Lebensschicksale bis zu dem Augenblicke mitgetheilt hatte, da die Fürstinn von Hérad im Besitze einer bedeutenden Geldsumme durch den Tod ihres Pseudo=Gatten Wittwe geworden war.

Die weiteren Begebnisse dieser eigenthümlichen Frau waren der Courtisane aus dem Tagebuche Herminens bekannt, welches sie so indiscreterweise durchlesen hatte.

Hermine war nach einigem Ueberlegen zu dem Entschlusse gekommen, die Rolle der vornehmen Dame, die sie mit so großem Geschick, wenn auch streng genommen, mit großer Enttäuschung gespielt hatte, beizubehalten. Denn einmal entsprach dies ihrer unwiderstehlichen Neigung, zum andern besaß sie dazu für den Augenblick die nöthigen Mittel, und endlich fühlte sie sich im Besitz der über ihren Stand vorhandenen Papiere gegen jede polizeiliche Gefahr geschützt.

Wenn sie Frankreich und die pyrenäische Halbinsel zum Tummelplatze ihres Abenteurerlebens wählte, so durfte sie hoffen, in der Komödie, die sie der Welt vorspielte, so lange auf der Scene zu bleiben, bis

ihr das Schicksal einen Mann zuführte, der sich durch ihre außerordentlichen Reize dahin bringen ließ, sie wirklich zu dem zu machen, was sie jetzt nur zu sein schien, aber vor Verlangen brannte, in Wahrheit zu sein.

Ohne Zweifel hätte sie diesen Zweck auch erreicht, wenn ihr der Charakter oder vielmehr die Natur treu geblieben wäre, die ihr in ihrer Jugend eigen gewesen war: die Männerfeindschaft.

Allein seit ihrer Verbindung mit ihrem Pseudo-Gatten fühlte sie eine merkwürdige Veränderung in ihren Neigungen und Trieben. Aus dem ehemals so spröden Mädchen war ein üppig sinnliches Weib geworden.

Daraus folgte nicht, daß sie das wurde, was man an einem Frauenzimmer liederlich nennt. Im Gegentheil; während ihrer Verbindung mit dem falschen Fürsten war sie eine in jeder Beziehung treue Gattinn gewesen; und selbst als sie sich von ihm, der ihr das Mysterium der sinnlichen Liebe erschlossen hatte, vernachlässigt fand, zeigte sie sich auf's tiefste empört über das gegen ihre Treue verübte Attentat.

Allein der Trieb war nichtsdestoweniger unausrottbar in ihre Seele gepflanzt, und dies wurde die Ursache, daß sie ihren eigentlichen Lebenszweck niemals erreichte.

Es fanden sich in den Städten, die sie bereis'te, und in den Zirkeln, in welchen ihr als einer frem-

den Dame von hohem Range die zuvorkommendste Aufnahme zu Theil wurde, Männer von Reichthum und hohem Stande genug, die der reizenden Wittwe den Hof machten und auch ohne genaue Prüfung ihrer Identität im Stande gewesen wären, ihr nicht blos das Herz, sondern auch die Hand anzubieten, wenn sie nur so klug gewesen wäre, sich dieser Hand eher zu versichern, als sie das Herz und mit dem Herzen auch ihren Körper gab.

So aber ließ sich die vornehme Abenteurerinn von den Wallungen ihres heißen Blutes immer und immer wieder verleiten, bei den ersten Versicherungen der Liebe, die ihr von einem schönen oder liebenswürdigen Manne gethan wurden, den Kopf zu verlieren; und wenn ihre Anbeter glaubten, beim Ende des Anfanges zu sein, so fanden sie sich plötzlich ganz unerwartet schon beim Anfange des Endes.

Kein Wunder also, daß man das nicht mehr durch ein Eheband zu erkaufen trachtete, was man um den viel billigeren Preis der Liebe gehabt hatte.

Unter so bitteren Erfahrungen, wie wir sie eben angedeutet haben, hatte die Pseudo-Fürstinn Frankreich und Spanien durchzogen. Ihre finanziellen Umstände hatten sich dabei wesentlich verbessert, da es nicht fehlen konnte, daß die Mehrzahl ihrer momentanen Anbeter die Liebenswürdigkeit ihrer Personen durch eine fürstliche Freigebigkeit zu beglaubigen suchten.

Man weiß, daß das männliche Geschlecht in dieser Beziehung der größesten Infamie fähig ist.

Wer ist nicht in seinem Leben schon Männern, jungen und alten, begegnet, welche gegenüber dem Hilfsbedürftigen die größte Hartherzigkeit an den Tag legen und ihre Hand verschließen, wenn sie einen Unglücklichen, vielleicht sogar ein zu Grunde gehendes Talent mit dem zehnten Theile des Geldes retten könnten, das sie eine Viertelstunde darauf einem schönen Weibe für ein Lächeln in den Schooß werfen? —

Die Geizigsten können in einem solchen Falle, wo es sich um eine Hoffnung auf die Erfüllung ihrer theils der Sinnlichkeit, noch öfter aber der Eitelkeit entspringenden Wünsche handelt, freigebig und verschwenderisch sein wie Timon.

Felix hatte dies schon an Goldmann in einem so hohen Grade erfahren; und dies war der Hauptgrund, der ihn bestimmt hatte, sich diesen Mann zum Opfer zu erwählen, als es sich für ihn darum handelte, einen Repräsentanten des Börsenunwesens zu Grunde zu richten.

Es ist wahr, daß man der Fürstinn von Hérad, welche ihre Anbeter nur in den höchsten Kreisen der Gesellschaft fand, niemals Geld anzubieten wagte. Aber in dem Bestreben, sich die Gunst einer so schönen und vornehmen Dame zu erwerben, glaubte man nicht fehl zu greifen, wenn man sie bei passender

Gelegenheit mit kostbaren Geschenken zu gewinnen suchte.

Hierbei spielten außer theuren Equipagen besonders die Brillantschmucks eine große Rolle, indem es die Fürstinn stets so einrichtete, daß man in jeder Stadt, die sie zum Aufenthalte nahm, diese für ihre äußere Erscheinung so nothwendigen Requisiten an ihr vermissen mußte.

Dies wurde ihr in so fern sehr leicht, als sie darauf bedacht war, beim Verlassen einer Stadt alle ihre Kostbarkeiten mit guter Manier zu Gelde zu machen.

So geschah es, daß sich die Dame, als sie auf ihrer Abenteurerbahn nach Lissabon verschlagen wurde, im Besitze eines baaren Vermögens von nahezu einer Million Francs befand, aber immer noch sehr entfernt war von dem eigentlichen Ziele ihres Strebens: der Heirath mit einem wirklichen Fürsten.

Da lernte sie in Lissabon den Herzog von Brassetôt kennen, von welchem wir bereits wissen, daß er eine und dieselbe Person war mit dem Marchese von Corelli-Pistoja.

Als dieser sich in Liverpool nach Indien eingeschifft hatte, war es auf einem Fahrzeuge geschehen, welches die Aufgabe hatte, im Hafen von Lissabon mehre Tage zu ankern, um Aufträge des britischen Consuls für die ostindische Compagnie in Empfang zu nehmen.

Der Marchese hatte sich dies Fahrzeug mit gutem Grunde erwählt, denn er wollte dadurch in directe Verbindung kommen mit dem britischen Consul und durch diesen Mittheilungen erhalten über Dinge, deren Kenntniß ihm zu seinem Plane gegen die ostindische Handelsgesellschaft nothwendig war.

Die Leser sind vielleicht neugierig, diesen schon mehrmals berührten Plan etwas näher kennen zu lernen, und wir haben um so weniger Grund, ihnen aus demselben ein Geheimniß zu machen, als er — wie man später sehen wird — niemals zur Ausführung kam und also auch keine Rolle mehr in unserer Erzählung spielen kann.

Felix, durch alle seine bisherigen großen Erfolge auf der Bahn, die er eingeschlagen, immer muthiger, kühner und tolldreister gemacht, scheute nicht zurück, das Höchste zu erstreben, was menschlichem Willen und menschlichem Talente erreichbar oder ausführbar erschien.

Erfüllt von einem unbesiegbaren Hasse gegen England, das ihm als die staatliche Personification des wucherischen Geldgewinnes entgegen trat, fühlte er sich nach dem Studium der ostindischen Zustände im höchsten Grade empört durch die barbarischen Bedrückungen, denen das schöne und reiche Land durch die ostindische Compagnie ausgesetzt sein sollte blos zu dem Zweck, um es zum Nutzen der englischen Krämer auszusaugen.

In seinem Gehirne reifte daher der Plan, mittels aller finanziellen Kräfte der von ihm gegründeten Verbrüderung, so wie mittels seines jeden genialen Aufschwunges fähigen Geistes eine allgemeine Schilderhebung Indiens gegen das englische Joch vorzubereiten, und nach Vollendung einer radicalen Revolution auf jenem großen, herrlichen Erdreiche den Zustand socialer Glückseligkeit zu begründen, welchen er einst als literarisches Product in seinem „Musterstaate" aufgestellt gehabt hatte.

Um diesen Plan wirklich zu einem Entschlusse auszubilden, dazu erschien es dem jungen und doch schon so gereiften Manne unerläßlich, die Verhältnisse des Landes zu seinen gegenwärtigen Herrschern, den Charakter und die Lebensweise des Volkes, so wie eine Menge von geheimen Beziehungen durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Ostindien und den dazu gehörigen Inseln persönlich zu ergründen.

Die von ihm jetzt beabsichtigte Reise hatte diesen Zweck freilich noch nicht, denn um mehre Jahre von Europa abwesend zu sein, dazu bedurfte es erst einer festeren Regulirung des Freimünzer-Ordens, dessen industrieritterliche Machinationen die zu dem Plane erforderlichen Geldkräfte erringen sollten.

Was der Chef dieser Verbrüderung für den Augenblick beabsichtigte, war die Anknüpfung von persönlichen Verbindungen, die ihn in den Stand setzen

konnten, sein Project allmälig in die Form eines detaillirten Planes zu gießen.

Alles, was daher mit den Verhältnissen Ostindiens in irgend einer Beziehung stand, hatte ein besonderes Interesse für unsern Helden und schien ihm werth, bis in die kleinsten Details hinein ergründet zu werden.

An den britischen Consul in Lissabon, der eine ganz specielle Kenntniß der Verhältnisse der ostindischen Compagnie besaß, war der Marchese bestens empfohlen worden durch den Minister, bei welchem wir Miß Anna vergebliche Anstrengungen machen sahen, über seine Person in's Klare zu kommen, so wie durch einige Banquiers der britischen Hauptstadt.

Freilich schilderten diese Empfehlungen den Marchese nur als einen Touristen, welcher in rein wissenschaftlichem Interesse die Absicht habe, Ostindien zu bereisen, und dazu aller der Fingerzeige benöthigt sei, welche seine Reise für die Wissenschaft erfolgreich machen konnten. Indeß der Marchese wußte schon recht gut, auf welche Weise es ihm gelingen müsse, die zu erhaltenden Notizen im Interesse seines Planes zu benutzen, und so betrat er denn den Hafendamm von Lissabon in dem festen Glauben, nach wenigen Tagen mit demselben Schiffe wieder in See stechen und das Ziel seiner Reise erreichen zu können.

Allein es ereignete sich Etwas, was diesen Plan für's Erste völlig bei Seite schob.

28.

Eine Partie Ecarté.

Der Marchese befand sich zwei Tage nach seiner Ankunft zu Lissabon in dem größten, nur von der feinen und vornehmen Männerwelt besuchten Kaffeehause, als er zwei Herren hereintreten sah, von denen ihm der eine, ältere, sogleich auffiel durch — die Knöpfe seiner Weste.

Beide nahmen an einem abgesonderten Tische Platz.

Der Jüngere ließ sich unschwer als einen Engländer erkennen; über das Vaterland des Aelteren, welcher gegen vierzig Jahre zu zählen schien, würde Niemand in's Klare gekommen sein, denn seine Physiognomie gehörte allen Nationen der kaukasischen Race an; und was seine Sprache betrifft, so ließ er, als er beim Garçon Kaffee bestellte, ein Französisch hören, aus welchem der Marchese sofort erkannte, daß es nicht seine Muttersprache war, ohne daß er zu sagen vermochte, welchen fremdländischen Accent es trug.

Als die beiden Herren ihren Caffee erhalten hatten, forderte der Jüngere Karten zum Ecarté.

Der Garçon brachte zwei Spiele: ein roth und ein blau gemustertes.

Jetzt trat der Marchese näher. Um aber nicht

zudringlich zu erscheinen, setzte er sich an einen zur Seite stehenden Tisch, bestellte sich Kaffee, nahm eine Zeitung aus dem Regal und vertiefte sich scheinbar in die Lecture derselben.

Dabei war indeß sein Falkenblick stets auf die beiden ihm so interessanten Gäste gerichtet und sein Ohr so gespitzt, daß er keines ihrer Worte überhören konnte.

Sie sprachen englisch miteinander.

„Wie viel Partieen, Sir?“ fragte der Aeltere.

„Eine! Ist's nicht genug, um zu entscheiden?“ gegenfragte der Jüngere.

„Nein!“

„Warum?“

„Weil der Preis zu wichtig ist!“

„Pah!“

„Ist er es Ihnen nicht?“

„O doch!“

„Nun also!“

„Ich liebe, entschieden zu sehen Alles sehr schnell.“

„Aber was würde die Fürstinn sagen, wenn sie hörte, daß wir nur eine Partie um sie gespielt haben?“

„Die Fürstinn sagte selbst: Spielen Sie eine Partie Ecarté um mich.“

„Redensart! Eine Partie um Etwas spielen, heißt nur, überhaupt darum spielen.“

„Sie wollen also mehr als eine?“

„Ja, aus Achtung für die Fürstinn.“

„So spielen wir meinethalb zwei.“

„Das geht nicht.“

„Warum?“

„Weil, wenn Sie eine gewinnen und ich eine, der Sieg unentschieden bleibt.“

„Ist richtig. Also spielen wir drei.“

„Ich bin zufrieden. Wer also unter drei Partieen zwei gewinnt, ist der Sieger.“

„Yes!“

Jeder der beiden Spieler mischte seinen Talon.

Der Marchese wußte bereits, woran er war. Er wußte, daß der Aeltere von Beiden den ihm noch unbekannten Preis des Spieles gewinnen würde; denn sein Bestehen auf das Spielen von drei Partieen statt einer hatte dem Marchese Alles verrathen, weil der von dem Spieler dafür angegebene Grund ein lächerlicher war.

Der Engländer hatte einen Falschspieler des Freimünzer-Ordens vor sich.

Im Ecarté aber ist, wenn man nicht mit gezeichneten Karten spielen kann, das Corrigiren des Glückes nur von der zweiten Partie an möglich, wenn nämlich jeder Spieler — was allerdings sehr üblich ist, — seinen eigenen Talon hat.

Der Marchese wußte also, daß der Engländer — wenn er auch die erste Partie gewinnen sollte, — doch die zweite und dritte unfehlbar verlieren würde.

Nichtsdestoweniger verfolgte er das Spiel mit

großer Aufmerksamkeit, obgleich seine Beobachtungen mehr auf das Gesicht des ihm von Person noch unbekannten Freimünzers, als auf die Karten gerichtet waren. — Was mit diesen geschehen konnte und würde, wußte er.

Der Engländer schien ein vortrefflicher Ecarté-Spieler zu sein. Er spielte mit Feinheit, Geschick und Glück. Bevor sein Gegner drei Points angelegt hatte, deckte er die Partie, indem er das Propos verweigerte und drei Stiche machte.

„Ich habe die erste Partie gewonnen!" — das war Alles, was er sagte.

„Gut, spielen wir die zweite!" bemerkte sein Gegner, welcher jetzt Karten gab.

Er verweigerte das Propos, markirte den König, machte sämtliche fünf Stiche und legte also drei Points an.

Der Engländer gab und legte einen Point an.

Jetzt gab sein Gegner wieder, schlug den König um, wodurch er den vierten Point anlegte, und machte durch drei Stiche hintereinander die Partie aus.

„Quitt!" sagte der Engländer.

„Also jetzt die entscheidende dritte Partie!" ermunterte der Freimünzer.

Der Engländer hatte Karten zu geben. Das Spiel trug ihm, da er sämtliche fünf Stiche machte, zwei Points ein.

Ueber sein Gesicht verbreitete sich ein kaum merkliches Lächeln der auftauchenden Hoffnung.

Nachdem wieder der Freimünzer gegeben, markirte dieser den König, machte seinerseits sämtliche fünf Stiche und hatte demgemäß drei Points anzulegen.

Das nächste Spiel ergab für den Engländer einen, das darauf folgende für den Freimünzer einen Point.

Die Partie stand trois à quatre.

Der Engländer, welcher Karten zu geben hatte, machte wiederum einen Point.

Die Partie stand also à quatre.

Der Freimünzer gab, schlug den Atout um: Es war der König.

Er hatte die Partie gewonnen.

Der Engländer verzog keine Miene.

„Ich habe den Preis gewonnen, Sir!" bemerkte ihm sein Gegner.

„Yes, Sir!" war die trockene Antwort.

„Gehen wir zusammen zu ihr?" fragte der Erstere.

„Noch einen Augenblick!" vertröstete der Engländer. „Was ist Ihnen die Partie werth?"

„Ich muß Ihnen bemerken, Sir, daß ich nie quitte à deux spiele!" replicirte der Freimünzer.

Der Marchese nickte diesem Ausspruche seinen

stummen Beifall zu. Es schien Gesetz unter dem Orden der Freimünzer zu sein, nie quitte à deux zu spielen, weil dadurch entweder der errungene Preis verloren geht, oder wegen des fortgesetzten Gewinnens am ersten Verdacht entsteht.

„Sie mißverstehen mich!" antwortete der Engländer. „Ich will nicht die Partie quitte à deux spielen, sondern ich will sie Ihnen abkaufen. Was ist sie Ihnen werth?"

Der Freimünzer lächelte.

„Nun?" fragte der Engländer.

„Sie wissen, Sir," gab der Gefragte langsam zur Antwort, „daß die Fürstinn im Besitze eines Vermögens von ein Mal hundert Tausend Pfund sein soll."

„Yes!"

„Nun müßte ich in ihren Augen ein sehr ungalanter Anbeter von ihr sein, wenn ich ihre Schönheit nicht mindestens eben so hoch anschlüge."

„Begreife, macht 200,000 Pfund!"

„Ihren Geist eben so hoch."

„300,000 Pfund!"

„Und endlich ihren Rang eben so hoch."

„Macht in Summa vier Mal hundert Tausend Pfund."

„Richtig."

„Hier sind 400,000 Pfund, Sir!" sagte der Eng-

länder, indem er aus seinem Portefeuille ein Papier zog und es dem Freimünzer hingab.

Dieser sah es prüfend an und nickte mit dem Kopfe.

„Ist unser Geschäft in Ordnung?" fragte der Engländer.

„Ganz in Ordnung!" lautete die Antwort.

„Ich habe also die Partie Ecarté gewonnen?" fragte der Erstere noch einmal, um keinerlei Mißverständniß aufkommen zu lassen.

„Ja, Sir!" bestätigte der Freimünzer, indem er das Papier einsteckte. „Sie haben die Partie Ecarté gewonnen."

„Wollen Sie es mir bei der Fürstinn bezeugen?"

„Sehr gern, Sir!"

„Gehen wir also jetzt gleich."

Damit standen die beiden Spieler auf. Der Engländer warf eine Guinee als Bezahlung für Kaffee und Karten auf den Tisch und begab sich, von seinem Genossen gefolgt, aus dem Hause.

Schon als der Freimünzer das von dem Engländer erhaltene Werthpapier eingesteckt hatte, war der Marchese, auf den keiner von Beiden bis dahin geachtet, von seinem Platze weggegangen, um sich unter die entfernteren Gäste zu mischen.

Dabei aber behielt er sorgfältig die beiden Personen im Auge, an denen er ein so großes Interesse nahm.

Kaum hatten sie das Local verlassen, als er ihnen folgte.

Er sah sie in eine nach dem Quai führende Straße einbiegen und endlich — da er sie nicht aus dem Auge verlor, — in ein sehr schönes, wenn auch etwas kleines, palaisartig gebautes Haus treten.

Als er die Thür dieses Hauses erreichte, war dieselbe bereits wieder zugemacht.

Doch kurz entschlossen, zog der Marchese den als Hausglocke bezeichneten Griff.

Die Thür öffnete sich, und es zeigte sich dem Eintretenden das Gesicht eines Portiers, zu dem dieser Species eigenthümlichen Fragezeichen geformt.

„Ist dies nicht“ — begann der Marchese in einem dem Portier gewiß untadelhaft erscheinenden Portugiesisch — „das Palais der Fürstinn von — —“

Der Frager unterbrach sich mit derjenigen Geberde der Ungeduld, welche wir machen, wenn uns ein bekannter Name, den wir eben nennen wollen, plötzlich entfallen ist.

Da er indeß diese Geberde mit der dem Portier viel angenehmeren einer aus der Westentasche mit einem Goldstück beschwert hervorgehenden Hand begleitete, welche der Hand des Portiers einen aufrichtig gemeinten Druck applicirte; so verbesserte der Pförtner des irdischen Paradieses den Gedächtnißfehler des Marchese mit den zwei Worten:

„Von Hérad!“

„Richtig, von Hérad!“ nahm der Marchese dem Pförtner das Wort aus dem Munde.

„Sehen Sie, mein Herr,“ bemerkte der Portier mit dem aufrichtigsten Gesichte von der Welt, „ich wußte es gleich, daß Sie sich besinnen würden.“

Damit senkte er das empfangene Goldstück in die Tasche seiner Pluderhose.

„Sie hat gerade Besuch?!“ sagte der Marchese, halb fragend, und halb behauptend, damit ihm der Thürhüter nicht entschlüpfen könnte.

„Ja wohl, mein Herr,“ bestätigte dieser; „so eben wurden zwei Herren von der Frau Fürstinn empfangen.“

Diese Worte waren in einem Tone gesprochen worden, aus welchem der Marchese erkennen konnte, daß der Erzeuger desselben auch an einem schlechten Gedächtnisse litte, insofern er nämlich schon völlig vergessen hatte, was mit der Tasche seiner Pluderhose vorgegangen war.

Da der Marchese daher mit Recht fürchtete, der Portier würde sich in die seinem Stande so eigenthümliche Würde des Schweigens hüllen, so wiederholte er die frühere erklärte Geberde, indem er fragte:

„Kennen Sie die Herren?“

Der Portier beantwortete die Frage angesichts der erwähnten Geberde mit einem „O ja!“ —

Als indeß der Handdruck vollbracht war, fügte

er dieser Versicherung ungleich schneller noch die Erklärung hinzu:

„Was sollte ich nicht? Die beiden Herren gehen ja hier täglich ein und aus. Es sind die beiden Freunde der Frau Fürstinn! Der jüngere Herr ist ein Engländer Namens Sir Edmund Roß, ein Mann von außerordentlichem Reichthum, was ich nämlich daraus schließe, daß er mir für jeden Zug an der Schnur eine Guinee giebt."

Der Portier log hierin wie gedruckt; allein seine Lüge hatte keinen geringeren Zweck, als irgend eine gedruckte Lüge haben kann.

Da das von dem Marchese erhaltene zweite Goldstück sich schon längst zu dem ersten in der Tasche der Pluderhose versammelt hatte, so ließ der Portier in seinem Redeflusse eine Kunstpause eintreten. Hätte er ein Glas Zuckerwasser zur Stelle gehabt, so würde er den üblichen rhetorischen Schluck gethan haben. Nun aber begnügte er sich mit einem bedeutungsvollen rhetorischen Räuspern.

„Und der andere Herr?" fragte der Marchese.

Die Kehle des Portiers wollte durchaus nicht rein werden, so große Mühe er sich auch damit gab. Es verwandelte sich vielmehr das Räuspern in einen sehr bedenklichen Husten.

Der Marchese, welcher so Vieles gelernt, hatte auch etwas Medicin studirt, und besonders erfahren

war er in der augenblicklichen Heilung von dergleichen Zufällen.

Es geschah diese Heilung auf rein elektro=magnetischem Wege, weniger durch animalischen als durch mineralischen Magnetismus.

Kaum hatte er die Hand in seine Westentasche gesteckt, so ließ der Husten des Portiers auffallend nach.

Als er die Hand hervor zog, trat der Husten auf seiner retrograden Bahn bereits wieder in das Stadium des Räusperns ein; und als endlich gar die Hand des Marchese durch ihre Verbindung mit der Hand des Portiers die elektro=magnetische Kette schloß, da war das Werk der Heilung vollbracht und der Genesene fuhr in seinem unterbrochenen Redeflusse also fort:

„Der andere Herr ist ein Graf von der Krim; weiter weiß ich aber wahrhaftig Nichts von ihm, glaube auch nicht, daß er sehr reich ist, obgleich man an den russischen Grafen diese Eigenschaft gewohnt sein sollte."

„Ich danke Ihnen, mein Freund!" unterbrach der Marchese diese Redeströmung, „hoffe aber, daß Sie mir angesichts dieses vierten Goldstückes" — der Marchese zog wirklich ein solches aus der Westentasche — „einen kleinen Dienst erweisen werden."

„Was in meinen Kräften steht!" betheuerte der Portier, indem er die Hand, jetzt ganz frei, hinhielt;

denn nun handelte es sich nicht mehr um eine Bestechung, deren Preis man vor den Augen seines Gewissens zu verbergen hatte, sondern um eine Dienstleistung, die sich des Lohnes nicht zu schämen brauchte.

„Sie haben," fuhr der Marchese fort, „weiter Nichts zu thun, als dem Herrn Grafen von der Krim, sobald er wieder herabkommt, eine Karte zu übergeben."

„Ist so gut wie schon geschehen!" versicherte der Portier, indem er das so eben empfangene Goldstück seinen Vorgängern nachsenkte.

Inzwischen hatte der Marchese aus seinem kleinen Portefeuille eine Visitenkarte hervorgenommen, auf welche er mit Bleistift Einiges hinzufügte.

Er reichte sie sodann dem Portier mit den Worten: „Ich verlasse mich auf Sie, denn die Sache ist wichtig!" und verließ das Haus.

Als die Thür sich geschlossen hatte, betrachtete der Portier die Karte, auf welcher in feiner gestochener Schrift der Name Marchese di Corelli-Pistoja zu lesen war. Hinter dem Worte Marchese war mit Bleistift der Buchstabe F. eingefügt. Darunter stand ebenfalls mit Bleistift: „Hôtel de Brésil. Je vous attends."

„Hm!" machte der Portier, der — wie es einem rechtschaffenen Portier gebührt — seine drei Brocken Französisch verstand. „Das ist ja eine ganz ge-

wöhnliche Sache: der Marchese erwartet den Grafen in seinem Hôtel. Und dafür vier Goldstücke? Die reichen Leute wissen doch wirklich nicht, was das Geld für einen Werth hat!"

29.

Der Graf von der Krim.

Eine Stunde später wurde dem Marchese durch den Portier des Hôtels der Graf von der Krim gemeldet, und zwar mittels einer Karte, auf welcher die lithographirten Worte standen:

„Comte de la Crimée."

Ein F. davor war mit Bleistift geschrieben.

Der Marchese ging dem eintretenden Bundesbruder entgegen.

„Ich bin erfreut, Herr Graf," sagte er ohne viele Umstände, „die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu machen. Kennen Sie mich?"

„Dem Namen nach ohne Zweifel, Herr Marchese!" erwiederte der Angeredete.

„Und nun auch von Person!" fügte der Erstere hinzu. „Wer hat Sie eingeführt? Ich erhielt noch keine Nachricht davon."

„Der Graf von Morawsky."

„Der zu Paris ist?"

„Derselbe.“

„Nun?“

„In seinem Auftrage bin ich hier, um Ihnen, Herr Marchese, besondere Mittheilungen zu machen, durch welche Sie Sich überzeugen sollen, daß ich das volle Vertrauen des Grafen genieße.“

„Nehmen Sie Platz. Ich höre Sie an.“

Die beiden Männer setzten sich einander gegenüber, so daß Jeder in dem Auge des Anderen lesen konnte.

„Ich bin ein Taurier von Geburt,“ nahm der Fremde seine Erzählung ohne weitere Einladung auf, „und lernte den Grafen von Morawsky schon vor Jahren in Archangel kennen, wohin mich kaufmännische Geschäfte geführt hatten, die mich zugleich mit Morawsky in Verbindung brachten. Er würdigte mich seines näheren Umganges, bis ich nach Odessa zurückkehrte. Ein eigenthümliches geschäftliches Mißgeschick nöthigte mich indeß vor drei Jahren, Rußland zu verlassen, worauf ich nach Griechenland ging und dort vom Glück zu leben suchte. Aber Du lieber Himmel! Da alle Griechen Griechen sind, so ist unter ihnen für einen Griechen wenig Aussicht auf Erfolg. Ich begab mich daher nach Paris, dem großen Tummelplatze der Leute, welche das Glück studiren. Dort traf ich durch Zufall mit dem Grafen zusammen, der mich sogleich wieder an sich zog, zumal er mich bei einem Geschäft zu verwenden gedachte,

welches er mit einem deutschen Banquier Namens Goldmann zu entriren suchte. Auf diese Weise führte mich der Graf in die Gesellschaft ein."

„Goldmann sagen Sie?" unterbrach ihn der Marchese. „Er war also immer noch in Paris? Der Doctor benachrichtigte mich doch, daß er in Frankfurt täglich zurückerwartet werde."

„Er hatte auch die Absicht gehabt," bestätigte der Graf, „nach Frankfurt zurückzukehren, weil sein Geschäft seiner persönlichen Leitung nicht länger entbehren konnte. Es stand der Börsenwelt eine Finanzkrisis bevor; und gerade diese war es, welche Graf Morawsky gegen Goldmann zu benutzen gedachte."

„O, ich hatte mir ja," — fiel der Marchese fast unwillkürlich ein, — „diesen Goldmann für mich selbst aufgespart!"

„Und der Zufall hat mitgewirkt, daß für diesen Zweck nichts verdorben ist."

„Wie so?"

„Die Laune eines Weibes machte alle unsere Pläne zu Schanden. Die Maitresse des Banquiers, der er sklavisch ergeben ist, kam plötzlich auf die Idee, nach Neapel reisen zu wollen, und — so reis'ten Beide nach Neapel, wo sie jetzt bereits angekommen sein müssen. — Da inzwischen Ihre Nachricht, Herr Marchese, eintraf, daß Sie einige Tage in Lissabon verweilen würden, so sandte mich der Graf sogleich hierher, um Ihnen das Vorgefallene zu melden, und

Ihnen zugleich eine von mir verfaßte Denkschrift über ein besonderes Project vorzulegen, das mir den Zwecken des Ordens vollkommen zu entsprechen scheint. Hätten Sie mich nicht heute durch Ihre Einladung überrascht, so würde ich Sie morgen durch meine Erscheinung überrascht haben. Denn ich kannte bereits Ihre Adresse; und nur ein Geschäft von ganz eigenthümlicher Art hielt mich ab, sie schon gestern und heute zu benutzen."

„Sie haben hier bereits Geschäfte?" fragte der Marchese, der diese Gelegenheit zu einer ordensgemäßen Prüfung über die Redlichkeit der Mitglieder zu erfassen wußte.

„Das einzige Geschäft," gab der Graf zur Antwort, „welches ich bisher hier unternommen, ist bereits zu Ende gebracht. Sein Ertrag beläuft sich auf 394,620 Pfund Sterling."

„Nicht auf die runde Summe von 400,000 Pfund?" fragte der Marchese mit einem schlauen Lächeln.

Der Graf von der Krim stutzte.

„Sie wissen doch," fuhr der Marchese fort; „daß der Orden Alles erfährt? So z. B. haben Sie diese 400,000 Pfund von einem Engländer — wenn ich nicht irre — Namens Roß mittels dreier Partieen Ecarté gewonnen, die Sie um den Besitz einer Fürstinn von Hérad spielten, welchen Liebespreis Sie aber gegen den Goldpreis umsetzten."

Der Graf von der Krim befand sich auf der

höchsten Stufe des Erstaunens, und war nun fest überzeugt von der Richtigkeit dessen, was jedem Novizen des Ordens vorgelogen wurde: daß nämlich jedes Mitglied überall auf Personen stoße, durch die es überwacht sei.

Als ein Mann von großer Geistesgegenwart hatte diese Entdeckung übrigens keine Folgen auf die Auslassungen des Grafen; und außerdem hatte er mit dem Gelde auch die Wahrheit gesagt.

„Die Differenz,“ bemerkte er, „erklärt sich aus dem Cours der Werthpapiere, welche —“

„O schon gut! schon gut!“ fiel ihm der Marchese ein. „Es war mit meiner Bemerkung nicht darauf abgesehen. — Haben Sie die Denkschrift, von der Sie sprechen, bei sich?“

Der Graf überreichte dem Frager einige Blätter Papier, die er aus seiner Brusttasche zog.

Der Marchese nahm sie, um sie zu überfliegen. Bald aber fühlte er sich durch das, was er las, so gefesselt, daß er in der Lecture eifrig fortfuhr, ohne nur die herkömmliche Phrase: „Sie entschuldigen doch!“ an den Grafen zu richten.

Sie ist ja auch nirgends überflüssiger, als da, wo man das Geistesproduct eines Menschen in dessen Gegenwart lies't. —

Als der Marchese die Lecture geendet hatte, rief er:

„Ah! das ist außerordentlich! — Aber wissen

Sie auch, Herr Graf, daß Sie da ein teuflisches Meisterstück von einem Finanzproject geboren haben?" —

Der Graf lächelte in einer Weise, die keinen Zweifel darüber ließ, daß er in dem Epitheton „teuflisch", welches der Marchese seinem Meisterstücke beilegte, das größeste Compliment sah.

„Wahrlich," fuhr der Marchese fort, „das ist eine Idee, um deren Erfindung ich Sie beneide."

„Herr Marchese, das Eigenthumsrecht daran steht Ihnen als ein Beweis meiner Hochachtung zu Diensten."

„O, halten Sie mich für so kindisch eitel? — Nein! Es soll Ihnen an ihrer Verdienstehre Nichts verkümmert werden. Aber wenn der Orden die Idee ausführen soll, so muß sie noch weiter ausgebildet, gewissermaßen zur Reife gebracht werden; und das soll meine Sache sein, wenn es Ihnen recht ist?"

„Sie wissen, Herr Marchese, — oder vielmehr muß ich sagen, ich weiß, daß die Ordensglieder weder auf Ideen, noch Pläne, noch sonst ein dem Orden zweckdienliches Geschäft ein ausschließliches Privilegium haben."

„Es freut mich, Sie so gut unterrichtet zu sehen. Wir werden also die Sache in Angriff nehmen und zwar so bald wie möglich. Meine Reise nach dem Orient wird dadurch bis auf Weiteres verschoben werden; denn Ihr Plan liegt uns näher, und dazu ist eine Generalversammlung nöthig, die freilich vor

dem Spätsommer nicht stattfinden kann. — Inzwischen werde ich mein Geschäft in Neapel zu Ende bringen. Sie sind so gut, Herr Graf, mich zuerst dorthin zu begleiten, und sodann sich mit Instructionen von mir nach Heimburgshöh zu begeben. — A propos! Ihre Fürstinn von Hérad ist schön?"

„Das allervollendetste Bild weiblicher Reize."

„Und ein wenig frivol?"

„Ich muß es vermuthen."

„Natürlich, Sie kennen sie zu kurze Zeit."

„Seit acht Tagen. Der Engländer und ich waren vom ersten Augenblicke an Nebenbuhler, da wir Beide ihren durchgegangenen Pferden in die Zügel fielen, Beide auf diese Weise ihre Lebensretter wurden, Beide uns in sie verliebten, wenn auch aus verschiedenen Motiven, Beide von ihr aufgemuntert wurden, der Engländer wegen seiner Jugend und seines Reichthums, ich wegen meines Geistes und Ranges; Beide endlich um ihre Hand warben, bis sie zuletzt, unschlüssig zwischen Beiden schwankend, in einem Anfalle humoristischer Laune uns den Vorschlag machte, eine Partie Ecarté um sie zu spielen."

„Sie wird also den Engländer heirathen?"

„Ich glaube schwerlich. Denn indem er sich vor zwei Stunden als der Sieger im Ecarté vorstellte, wurde er mit einem wahren Rhabarber-Gesichte von ihr empfangen; und es scheint, als ob die Dame vor der Mesalliance mit einem simplen Sir einen Abscheu

hat. Vermuthlich wird er sich daher mit seinen 400,000 Pfund nur das Glück erkauft haben, einige Zeit der begünstigte Liebhaber der schönen Fürstinn zu sein."

Der Marchese sann einen Augenblick nach.

„Können Sie mich bei ihr einführen?" fragte er dann.

„Persönlich jetzt nicht mehr," antwortete der Graf, „denn ich mußte meinem Nebenbuhler das Ehrenwort geben, mich der Fürstinn fernerhin nicht zu nähern, weder persönlich noch durch Briefe. Dagegen aber würde es Ihnen leicht sein, mittels meiner Karte Zutritt zu ihr zu erlangen, wenn Sie Sich als meinen Freund vorstellten."

„Gut!" sagte der Marchese. „Ich wünsche aber, mich als Herzog von Brassetôt bei ihr einzuführen, da ich diesen Namen in Italien tragen werde, und es meine Absicht ist, die Fürstinn, nachdem ich sie dem Engländer abtrünnig gemacht, zu einer Reise nach Neapel zu bewegen."

„Ich halte alles dies für leicht genug!" bemerkte der Graf; „denn die Fürstinn, welche bereits halb Europa durchreis't ist, besitzt eine entschiedene Neigung zu dem Leben einer Touristinn."

„Wohl denn!" schloß der Marchese die Unterhaltung. „Auf morgen also! Sie finden mich um die nämliche Zeit wie heute."

30.

Fürstinn und Herzog.

Wir haben jetzt gesehen, auf welche Weise der Herzog von Brassetôt mit der Fürstinn von Hérad in Verbindung gekommen war.

Fügen wir noch hinzu, daß der Sieg des für weibliche Reize ganz unempfänglich scheinenden Mannes über das zärtliche und so leicht entflammte Herz des Weibes ein eben so schneller wie vollkommener war.

Die erste Entrevue, welche zwischen dem Herzoge und der Fürstinn stattgefunden, hatte die Letztere zur Sklavinn des Ersteren gemacht.

Hermine wäre für den schönen, reichen und geistbegabten Bewerber eine leichte Beute gewesen; für den Mann, der noch außerdem Herzog war, mußte sie in jenen Zustand von Liebessehnsucht verfallen, den man den Wahnsinn des Herzens nennen könnte.

Der Engländer, der sich für sie geopfert hatte, war nun von ihr geopfert worden, noch ehe er die leiseste Spur der Gunst genossen, die er mit einem so hohen Preise bezahlt hatte

Uebrigens gerieth er darüber nicht in die geringste Verzweiflung. Und als ihm die Fürstinn am Tage nach dem ersten Besuche des Herzogs kurzweg

erklärte: er sei ein Narr gewesen, wenn er wirklich geglaubt habe, sie durch eine Partie Ecarté zu gewinnen, — zog er ruhig sein Notizbuch heraus, schrieb als Ausgabe die Worte hinein: „Für ein verfehltes Geschäft 400,000 Pfund!“ nahm seinen Hut, sagte: „Adieu, Mylady!“ ging aus dem Hause und ließ sich hinfort nicht mehr sehen.

Die Fürstinn, in dem Rausche ihrer neuen Leidenschaft, achtete kaum darauf, daß ihr insularischer Anbeter so plötzlich weggeblieben war. Sie hatte nur noch Sinn und Sinne für den Mann, der jetzt das Ideal aller ihrer phantastischen Träume war.

Aber seltsam! So angelegentlich sich der Herzog mit ihr beschäftigte, so viele Aufmerksamkeit und Ergebenheit er für sie und alle ihre Wünsche an den Tag legte, so wenig wollte es ihr gelingen, mit ihm auf denjenigen Fuß der Vertraulichkeit zu kommen, der sich bei gegenseitiger leidenschaftlicher Liebe so ganz von selbst ergiebt.

Er sagte ihr wohl: er liebe sie! Aber es geschah in einem Tone, als wenn ein Anderer gesagt hätte: er fände ihren Hut geschmackvoll. Und wenn sie sich, hingerissen von ihrer Leidenschaft, an seinen Hals warf und durch das Feuer ihrer Küsse seine Glut anzufachen suchte, dann fand sie sich plötzlich zurückgeschreckt durch ein kaltes: „Ah, Madame! solche Extase paßt sich nicht für Leute unsers Standes!“

Hermine war in Verzweiflung mitten im Rausche

ihres Glückes! Sollte das die Nemesis ihres Strebens nach hohem Range sein? Sollte man wirklich in jener Sphäre nicht mit der ganzen vollen Glut des reinen Menschen lieben dürfen? —

O, wie manchmal wünschte sie jetzt, daß dieser Mann einem niederen Stande angehören möchte, in den sie alsdann selbst wieder zurücktreten gekonnt hätte, um ihn nach menschlicher Herzenslust zu lieben, und von ihm nach menschlicher Herzenslust geliebt zu werden!

Inzwischen hatte dies eigenthümliche Verhältniß nur wenige Tage gedauert, als ihr der Herzog erklärte, daß ihn unaufschiebbare Geschäfte mehre Wochen nach Neapel zu reisen zwängen.

„Natürlich gehe ich mit!" rief ihm die Fürstinn nach der ersten Eröffnung zu.

„Wie — Sie wollten mir wirklich so viel Liebe erzeigen, meine angebetete Freundinn?" fragte der Herzog in einem Tone, dem er den höchsten Ausdruck der Zärtlichkeit zu geben suchte.

„Ob ich will?!" — rief Hermine; „ob ich will?! Als wenn es für mich noch ein anderes Sein gäbe, als bei Ihnen!"

Sie umschlang ihn mit ihren Armen.

„Sieh!" fuhr sie fort; „werbe ich nicht Tag für Tag bettelnd um Deine Liebe, schrecklicher Mann, der keinen Sinn haben will für die Glut der meinen?! Warum liebst Du mich denn nicht?"

„Ich liebe Sie ja, Fürstinn!" sagte der Herzog, indem er sich ihrer Umschlingung sanft zu entziehen suchte.

Hermine sprang auf.

„Ich liebe Sie ja, Fürstinn! Ich liebe Sie ja!" rief sie verzweifelnd aus. „Sind das die Worte, ist das der Ton, ist das die Anrede, die man gegen eine Geliebte braucht?"

„Sie vergessen unsere Stellung, Fürstinn!" sagte der Herzog.

„Unsere Stellung?" versetzte Hermine mit einem leichten Anfluge nachspottenden Tones. „Ei, sagen Sie mir doch, sind Sie eher Mensch oder eher Herzog gewesen?"

Felix fühlte sich bei diesen Worten ein wenig betreten. Er dachte so flüchtig, was dieses Weib wohl sagen würde, wenn sie wüßte, oder wenn sie erführe, wer er war.

Da er indeß erkannte, daß er die Sehne des Bogens, den seine Absichten ihm geboten zu spannen, nicht allzu straff anziehen dürfe, um sie nicht dem Zerspringen auszusetzen, so lenkte er gleich darauf begütigend ein.

„Welch ein Kind Sie sind, Hermine!" sagte er. „Als wenn die wahre Liebe in Worten besteht! Ich habe mich gewöhnt, ihren Werth nach Handlungen abzumessen. Erst dann" — hier erhob er bedeutungsvoll seine Stimme — „erst dann, wenn ich Ihnen

durch eine große That meine Liebe für Sie bewiesen, Sie mir durch eine ähnliche die Ihrige, — erst dann werden wir uns mit dem vollen Bewußtsein einer dauernden Liebe in die Arme sinken und jedes Genusses mit der Ruhe uns erfreuen können, die aus der Ueberzeugung entsteht, daß das Gefühl, was uns selig macht, kein Ende haben wird. — Nur so ist die Liebe ein wirkliches Glück; und so verstehe ich zu lieben!"

Der Eindruck, den diese Worte auf Hermine machten, war ein bis in die Seele dringender.

Welch eine Aussicht auf Glück eröffnete sich ihr für die nächste Zukunft an der Seite eines solchen Mannes, der diese Begriffe von Liebe besaß!

Aber welche That konnte es denn sein, durch die sie ihm und er ihr jenen unwiderleglichen Beweis von Liebe geben sollte?

Er konnte ihr seine Hand bieten. Aber was sie ihm?

Diese Gedanken waren der Fürstinn mit der Schnelle — nun eben mit der Schnelle der Gedanken durch den Kopf geflogen, so daß nur eine kurze, kaum merkliche Pause zwischen den letzten Worten des Herzogs und den ihrigen lag, mit welchen sie, seine Hand erfassend, antwortete:

„Sie haben Recht, — wie immer. Und nicht wahr, Sie werden es mir sagen, durch welche That ich Ihnen meine Liebe beweisen soll?"

„Gewiß! Rechnen Sie darauf, wie ich Ihrerseits darauf rechne.“

„Und bald?“

„Ich hoffe, recht bald; — in Neapel wahrscheinlich.“

„Wann reisen wir?“

„In drei Tagen, wenn es Ihnen recht ist.“

„Heut lieber als morgen.“

„Leider geht nicht eher das Schiff, als in drei Tagen.“

„Gut denn, in drei Tagen also. Aber ich sehe Sie bis dahin jeden Tag, nicht wahr?“

„Jede Stunde, die ich den Vorbereitungen zur Reise abbrechen kann.“

Der Herzog empfahl sich, diesmal nicht ohne einen ungewöhnlich zärtlichen Kuß auf die Lippen dieses reizenden, so liebenswürdigen wie liebebegehrenden Weibes zu drücken.

Er glaubte es thun zu dürfen, denn er hatte heut einen der Siege errungen, auf welche seine bisherige Strategie der Liebe es abgesehen.

Die Fürstinn blieb allein zurück, — um noch einmal darüber nachzudenken, was für eine That das sein könnte, durch welche sie einem Manne wie dem Herzoge ihre Liebe zu beweisen vermöchte.

Sie fand Nichts. Aber sie sollte es bald nach ihrer Ankunft in Neapel erfahren.

31.

Eine Intrigue.

Es war am Tage nach der Herzensergießung, welche zwischen Hermine und Alma stattgefunden und diese beiden Nebenbuhlerinnen zu Freundinnen gemacht hatte.

Wir erblicken an diesem Tage die beiden Personen, welche wir so eben bei ihrer Trennung in Lissabon verließen, in einem schönen Hôtel Neapels wieder.

Nur waren sie diesmal nicht allein, denn als Dritter in ihrem Bunde, der auf das bloße Vertilgen eines souper fin gerichtet war, saß auf dem Canapee neben der Fürstinn der Banquier Goldmann, angethan mit allen äußeren Würden seines Baronats, wozu sich noch ein Orden im Knopfloch gesellte, den er irgend wo in einem kleinen italienischen Fürstenthum für ein angemessenes Sümmchen aufgestöbert hatte.

Der edle Freiherr von Goldes Gnaden war ein noch größerer Geck geworden, als ehedem, und Nichts konnte der Fadheit gleichen, mit welcher er der Fürstinn gegenüber den Liebenswürdigen zu spielen suchte.

Er glaubte, einen außerordentlichen Eindruck zu machen, wenn er von den zahllosen Eroberungen

sprach, mit welchen sein Don-Juans-Register angefüllt war.

Freilich verschwieg er dabei weislich, daß die Mehrzahl dieser Eroberungen aus armen Mädchen und Frauen bestand, die er mit einigen Goldstücken dem einen Elende abgekauft hatte, um sie dem anderen, größeren Elende zu überliefern.

Die Fürstinn hörte ihm aufmerksam zu, mußte aber manchmal heimlich lächeln über die Menge von Edelfräuleins, Baronessen und Comtessen, die den Liebestriumphwagen des Banquiers zierten.

„Haben Sie denn nie in der bürgerlichen Sphäre geliebt, Herr Baron?“ fragte sie mit einer Unbefangenheit, die der größten Schauspielerinn Ehre gemacht haben würde.

„In der That sehr wenig!“ antwortete der Baron mit einer Geberde der Geringschätzung.

„Aber Ihre letzte Geliebte, die Sie erst vor kurzem verlassen, dünkt mich, war — —“

Der Banquier ließ sie nicht ausreden.

„O, ich bitte, durchlauchtigste Frau, reden Sie nicht von dieser Verirrung!“ sagte er. „Ich schäme mich zu Tode, in derselben Stadt, wo Sie athmeten, ein Wesen an meiner Seite gehabt zu haben, welches — — Doch, wie gesagt, genug davon. Ich habe ihr zweimal hunderttausend Francs gegeben, damit sie nicht Noth leiden soll; und glaube damit, mich aller Verpflichtungen entledigt zu haben, die

man solchen Creaturen gegenüber hat, selbst wenn — — Doch, wie gesagt, genug davon!"

Der Banquier log hier mit einer Unverschämtheit, welche der Fürstinn in seinem Namen die Schamröthe ins Gesicht trieb.

„Wissen Sie aber auch," nahm sie, um ihre Empfindung zu verbergen, wieder das Wort, „daß ich mich für dies Mädchen sehr interessirt habe?"

„Sie scherzen, Fürstinn!" entgegnete der Banquier. „Wie käme der Phönix dazu, sich für die Gans zu interessiren?"

Hier ergriff der Herzog, der bisher völlig einsylbig sich nur mit seinem Couvert und seinem Besteck beschäftigt hatte, plötzlich das Wort, indem er sagte:

„Sehen Sie wohl, Fürstinn, welchen Einfluß Ihre Reize auf den ihnen huldigenden Baron ausüben. Er wird poetisch, witzig!"

„Der Herr Herzog belieben zu scherzen. Denn ich will wenigstens nicht glauben, daß die Huldigungen, welche ich in der That den überirdischen Reizen der Frau Fürstinn darbringe, sein Mißfallen erregen könnten, in Anbetracht, daß — —"

Der Banquier stockte.

Er war offenbar in Verlegenheit, wie er den plumpen Gedanken, den er im Kopfe concipirt hatte, auf eine feine Weise gebären sollte.

Der Herzog half ihm aus seiner trübseligen Lage, indem er sagte:

„O, beunruhigen Sie Sich mit dergleichen Bedenklichkeiten durchaus nicht, Herr Baron. In unserem Stande kennt man dasjenige nicht, was der Pöbel Eifersucht nennt, eine Leidenschaft, die doch am Ende nur der niedrigsten, gemeinsten Auffassung der Liebe entspringt.“

Die Fürstinn sah den Herzog mit großen Augen etwas befremdet an.

Der Banquier horchte hoch auf.

So Etwas hörte er den Herzog heut zum ersten Male sagen. Wenn es aber Wahrheit war, dann durfte der Mann des Goldes die Hoffnung fassen, seinem Ziele nicht mehr ganz fern zu stehen.

Eine Fürstinn und noch dazu eine reiche und himmlisch schöne Fürstinn zur Geliebten zu haben, das mußte den Inbegriff aller Wünsche ausmachen, die ein alter Geck, wie der Banquier es war, nur irgend haben konnte.

Dieser Genuß war ihm neu, denn er war noch nicht mit Geld zu erkaufen gewesen.

Wie stolz würde er nicht sein können, an der Seite eines so vollendeten Weibes erscheinen zu können, um das alle Welt ihn beneiden mußte.

„Sie haben Recht!“ sprach er endlich; „Sie haben Recht, Herr Herzog! Aber bedenken Sie wohl, welch eine gefährliche Lehre Sie mir da geben!“

„Wie so?“ fragte der Herzog.

Der Wein hatte auf die soupirende Gesellschaft bereits seinen Einfluß geübt, besonders aber auf den Banquier, der der schönen Frau allmälig näher gerückt, und dessen Phantasie von dem bisherigen Gespräche bis zur Selbstentzündung erhitzt war.

„Ich könnte ja,“ entgegnete er, „diese Lehre der Frau Fürstinn gegenüber sogleich zur Anwendung zu bringen suchen.“

„Bravo!“ rief der Herzog, seine Hände in einander schlagend und vergnügt lachend, während die Fürstinn in eine Art befremdliches Erstaunen versetzt wurde.

In diesem Augenblicke meldete ein Diener, daß ein Expresser für den Baron von Goldmann mit einem Briefe angekommen sei.

Der Banquier schien in einiger Verlegenheit zu sein. Er war Geschäftsmann genug, um einen Expressen nicht warten zu lassen, und doch schien es ganz unthunlich, ihn hier abfertigen zu wollen.

Der Herzog bemerkte diese Verlegenheit nicht so bald, als er ihr auch schon ein Ende zu machen sich beeilte.

„Wir sind vertraut genug, lieber Baron,“ sagte er, „um unnöthige Umstände zu vermeiden. Kommen Sie! Ich will Ihnen ein Cabinet anweisen, wo Sie Ihren Expressen schnell expediren können, um sodann wieder ganz uns zu gehören. Denn ich weiß es

schon, — mit der Unruhe darüber, was Ihnen der Expresse bringen könnte, würden Sie doch nur zum kleinsten Theile bei uns sein. Kommen Sie!"

Damit erhob sich der Herzog; und der Banquier folgte seinem Beispiele, indem er der Fürstinn zärtlich und mit einem sehr markirten Druck seiner Finger die Hand küßte.

Ihn unter den Arm nehmend, führte ihn der Herzog durch einige Zimmer, in ein kleines Schreibcabinet, in welches durch einen besondern Eingang der Expresse beschieden wurde.

Als der Herzog allein wieder in's Speisezimmer zurückkehrte, fand er die Fürstinn in eine Art Nachdenken versenkt.

Er nahm seinen Platz neben ihr ein, den so eben der Banquier verlassen hatte, küßte ihr liebevoll die Hand und fragte:

„Was denkt meine schöne Freundinn?"

Hermine war von dieser Zärtlichkeit angenehm überrascht.

„Ich denke," sagte sie, „wie mir dieser Mensch von Tag zu Tage unerträglicher wird —"

„Ah!" unterbrach sie der Herzog.

„Und warum wohl mein Freund ihn so absichtlich in meiner Nähe zu halten sucht."

„Gut denn, meine theure Hermine," begann der Herzog; „das bringt uns gleich auf den Punkt, der

jetzt zwischen uns schnell in's Reine gebracht werden muß."

„Ich höre, Felix! Sprich!"

„Die Zeit ist da, meine herzige Freundinn, die Du so lange herbei gewünscht hast."

„Wie?"

„Die Zeit, da ich Dir sagen würde, durch welche aufopfernde That Du mir Deine Liebe beweisen sollst."

„Du spannst mich auf die Folter, Felix!"

Dabei ergriff sie mit ihren Händen fast krampfhaft den Arm des Geliebten.

„Höre mich an."

Der Herzog dämpfte seine Stimme zu einem ganz leisen Geflüster.

Es war offenbar, daß er das, was er seiner Geliebten zu sagen hatte, nicht nur vor dem Ohre jedes Dritten zu verbergen suchte, sondern beinahe selbst vor seinem eignen.

Man hätte glauben sollen, es handle sich bei seiner Mittheilung statt um gewöhnliche Dinge, die alle Tage passiren, um außerordentliche Verbrechen, und als läge das Cabinet, in welchem er sprach, mitten in dem Ohre eines neapolitanischen Dionysios, dessen Polizei jedes Wort, das nicht ihren individuellen Ansichten und Neigungen entsprach, mit Bann und Interdict belegte.

Aus diesem Grunde erfährt daher auch der Leser

keine Sylbe von dem, was der Gegenstand der Mittheilung des Herzogs an die Fürstinn war.

Wir müssen ihm überlassen, es zu errathen. Wir können und dürfen auf die Wirkung dieser Mittheilung nur aus dem schließeu, was wir an der Fürstinn in ihrem Aeußeren wahrnehmen.

Diese aber saß einige Zeit lang völlig starr da, als ob sie über das Gehörte nicht zu sich selbst kommen könnte.

Ihre Gesichtsfarbe war bald bleich, bald roth.

Manchmal sah sie den Herzog fragend an, manchmal senkte sie ihr Auge zu Boden.

Endlich gab ihr der Herzog ein kleines Papier. Sie öffnete es und las drei kurze Zeilen, die sie sich fest einprägte, worauf sie das Blatt wieder zurückgab.

Der Herzog fuhr in seiner Eröffnung fort, und die Fürstinn zeigte sich immer unruhiger.

Da plötzlich schien es ihr wie Schuppen von den Augen und wie ein Stein vom Herzen zu fallen. Denn sie sprang blitzschnell in die Höhe und rief:

„O, jetzt ist Alles gut! Das war ein Lichtblitz von oben! Ich werde Nichts zu thun brauchen, was mich empören würde, und doch Alles gethan haben, was Du wünschen kannst!"

Damit eilte sie auf diejenige Thür zu, welche von dem Speisecabinet mittels eines dunklen Corridors nach ihrem Schlafgemach führte und rief hinein:

„Alma! Alma!"

Bei diesem Namen zuckte der Herzog ein wenig zusammen.

„Sie haben ein Mädchen, welches Alma heißt?" fragte er.

„Ja."

„Es ist eine Deutsche?"

„Aus Frankfurt am Main."

„Wie kommt das? und wer ist sie?"

„Das Erstere ist mein, das Letztere ihr Geheimniß. Interessiren Sie Sich vielleicht dafür?"

„O, wenn Sie das in dem Tone der Eifersucht sprechen, so sage ich sogleich: Nicht im Geringsten."

In diesem Augenblicke trat Alma Mertens in die Thür, um zu vernehmen, was ihre Freundinn verlange.

Der Herzog war ihrem Auge ein wenig dadurch entzogen, daß er im Schatten eines Lampenschirmes saß. Sie dagegen, welche im vollen Lichte der Lampe stand, war seinen Blicken völlig preisgegeben.

Felix erkannte Alma, die einst von ihm so leidenschaftlich geliebte Alma.

Und dennoch rang sich kein Laut der Ueberraschung, kein Ton des Erstaunens aus seiner Brust; und nicht die leiseste Bewegung seines Körpers, kein Zucken seiner Gesichtsmuskeln verrieth, daß er dem Mädchen gegenüber saß, welches Schuld geworden

war an seinem Unglück oder — Glück, wie man es nennen wollte.

Es gab in seinem ganzen Wesen nicht eine einzige Fiber, die da durch ihr Vibriren die Leidenschaft verrieth, welche er einst für jenes Weib empfunden, oder den Haß, in welchen sie sich verwandelt hatte.

Dieser Mann hatte ein Herz von Eisen und Nerven von Stahl.

Die Zahlen, in denen er lebte und webte, hatten sich zu einem Sarge für die Gebilde seines Herzens geformt.

Die Scene führte zu Nichts, nicht einmal zum gegenseitigen Erkennen.

Und doch hatte sie sehr lange gedauert, denn die Fürstinn hatte ihre Vertraute bis auf die kleinsten Einzelnheiten in einen Plan eingeweiht, der noch heut zur Ausführung kommen sollte.

Als Alma nur eben sich wieder durch den Gang entfernt hatte, trat der Banquier in das Zimmer zurück, und der Herzog verließ seinen Platz neben der Fürstinn, um ihn dem Gaste einzuräumen.

Und jetzt haben wir zur Erklärung der Situation nur noch Folgendes zu bemerken:

Am Morgen des Tages, der uns die drei Personen, die wir vor uns sehen, beim Souper zeigt, hatte der Herzog von Brassetôt eine aus Frankfurt am Main datirte Depesche erhalten, durch welche der Banquier Mainzer berichtete:

„Ihre Ordres werden befolgt werden. Nach eingezogener Erkundigung wird sich der Baarvorrath des Hauses G. am Monatsabschluß auf die kleine Summe von 50,000 Gulden belaufen. Ich kann für circa zehn Millionen gute Wechsel erhalten, und werde die Summe am 30. Juni c. Vormittags um 10 Uhr anbieten. — Somit sind die Wünsche Ihrer besonderen Instruction erfüllt."

Es war heute der 30 Juni.

Die Depesche, welche der Banquier Goldmann am Abende dieses Tages erhalten hatte, lautete folgendermaßen:

„Ihre Rückkunft wird immer dringender nöthig. In Folge der Finanzkrisis, welche fortdauert, hat das Haus letzte Woche so bedeutende Baarzahlungen theils gegen gute Wechsel auf London, Paris, Amsterdam, Wien, Berlin und Hamburg, theils gegen eigene Accepte gehabt, daß sich der Baarvorrath in ungewöhnlicher Weise vermindert hat. Wir glauben, unseren monatlichen Cassa-Abschluß mit einem Baarfond von etwa 50,000 Gulden machen zu müssen, erwarten daher Ordre, welche Maßregeln zu ergreifen sind, um für den Anfang des nächsten Monats den Baarvorrath zu vermehren."

32.

Die Mausfalle.

So standen die Sachen draußen, als Goldmann wieder das Cabinet betrat, in welchem die Fürstinn ihn mit der liebenswürdigsten Koketterie an ihre Seite winkte.

„Gute Nachrichten, Herr Baron?" fragte sie.

„Gleichgiltige! verehrteste Fürstinn!" antwortete der Banquier mit einer artigen Verbeugung.

„Verzeihen Sie nur meine Frage," fuhr die Dame fort; „es ist nicht weibliche Neugierde, sondern nur freundschaftliche Theilnahme, was sie mir eingegeben."

Der Banquier machte eine Bewegung, die sein Entzücken über dies Bekenntniß ausdrückte, erfaßte die himmlische Hand der Fürstinn, preßte einen innigen Kuß darauf und ward wie von einem elektrischen Schlage getroffen, als er einen leisen Druck empfand.

In diesem Augenblicke erhob sich der Herzog mit den Worten:

„Verzeihen Sie, meine Verehrten; mir fällt so eben ein, daß ich etwas Wichtiges vergessen habe. Ich bin gleich wieder zurück!"

Damit verließ er das Gemach, indem er nach

demselben Zimmer zuging, in welchem der Banquier seine Depesche empfangen hatte.

Goldmann glaubte diese Entfernung nützen zu müssen, in welchem kühnen Vorhaben er dadurch aufgemuntert wurde, daß ihm die Fürstinn sogleich zutrank.

Der Wein machte ihn kühn.

„Wissen Sie auch, reizende Frau, daß ich mich an Ihrer Seite wie im muhamedanischen Paradiese fühle?“

Die Fürstinn lächelte so verführerisch, daß diese Annahme gar nicht so unwahrscheinlich war.

In ihrem Lächeln lag der Reiz von einigen hundert Houris.

„Und doch“ — sagte sie — „ist allerhöchstens eine einzige Houri gegenwärtig.“

„Eine einzige,“ gab der Baron zurück, „welche die Reize von Tausenden in sich vereinigt!“

„Ei, Herr Baron, Sie werden ja wirklich poetisch. Fast könnten Sie mich überreden, daß Sie in mich verliebt seien!“

„Aber bei allen Göttern, schönste der Frauen, das wollen Sie erst jetzt merken? Und es sind schon Wochen, seit ich Nichts mehr denke und fühle als Sie!?“

„Wahrhaftig? Und Sie sagen es mir erst heut?“

„Weil ich Sie nie so gütig gegen mich fand, wie

heut, und also auch nie den Muth hatte, Ihnen die Flamme zu zeigen, von der ich verzehrt werde."

Der Banquier hatte bei diesen Worten seinen Arm um die üppige schlanke Taille gelegt und blickte der lockenden Sirene sehnsüchtig in's Auge.

In diesem Momente trat der Herzog ein.

Der Baron fuhr aus seiner Stellung auf, wie ein Schulbube, den man in der Speisekammer beim Naschen ertappt.

Der Herzog lachte laut auf, indem er sagte:

„Nun wahrhaftig, ich glaube, unser Freund ist ein zärtlicher Schäfer geworden und schämt sich dieser Rolle, die ihm doch so gut steht. — Schade, daß ich abgehalten werde, der Entwickelung des Schauspiels beizuwohnen. Denn ich bekomme so eben eine Nachricht, die mich noch heut Nacht oder vielmehr sogleich nöthigt, nach Ihrer Villa zu fahren, Frau Fürstinn."

„Es ist doch Nichts vorgefallen?" rief die Dame.

„Wenigstens durchaus nichts Unangenehmes," versicherte der Herzog, „und wenn ich sogleich eile, könnte es sogar etwas Angenehmes werden. Ich will indeß Ihr Vergnügen nicht stören. Auf Wiedersehen also bis morgen! Herr Baron, ich lasse Sie mit unserer schönen Wirthinn allein. Machen Sie Sich also" — hier lachte der Herzog so herzlich wie möglich — „dieser großen Gunst des Zufalls würdig,

indem Sie Ihre Schäferrolle mit Geschick spielen. Adieu bis morgen!"

Er verließ das Gemach.

Der Baron war im ersten Augenblicke etwas perplex über diese Gunst des Zufalls, die er sich nicht hatte träumen lassen können.

„War das Ernst oder Scherz, Schönste Ihres Geschlechts?" war das Einzige, was er für den Moment herausbringen konnte.

„Es erschien mir," erwiederte die Fürstinn mit der einladendsten Geberde von der Welt, indem sie sich mit einer frivolen Nonchalance auf das Canapee an seine Seite gleiten ließ, „es erschien mir so zweideutig, daß ich glaube, Sie könnten das Recht haben, sich die Ihnen wünschenswertheste Bedeutung heraus zu nehmen."

„Entzückendes Weib!" rief der Banquier, indem er seine Arme um die plastische Büste der koketten Frau schlang. „Sollte ich wirklich so glücklich sein, von Ihnen erhört zu werden?!"

„Gemach! gemach, mein Herr!" wehrte ihn die Fürstinn ab, sich schlangenartig seiner Umarmung entwindend. „Geht man gleich so zu Werke? Eine Frau von Rang und Stand läßt sich erwerben, aber nicht erstürmen!"

„Ah, Sie schleudern mich aus dem Himmel wieder in den Abgrund zurück! Ihr „„Erwerben""

scheint auf Wochen, auf Monate vielleicht meine Sehnsuchtsqual verlängern zu wollen."

„Je nachdem."

„Aber wie je nachdem?"

„Wenn ich nun nicht in die Kategorie Ihrer gewöhnlichen Eroberungen zu gehören wünschte? wenn ich stärkere Beweise Ihres Interesses für mich — ich will noch nicht einmal sagen Ihrer Liebe — verlangte, stärkere Beweise, als Sie zu geben gewohnt sein mögen?"

„Verlangen Sie Alles! Alles!" rief Goldmann in Extase aus.

Die Fürstinn bog sich zurück.

„Ja, was denn nur gleich?" sagte Sie mit einer Miene, als suche sie nach irgend Etwas von vielen Dingen, die ihr, im Grunde genommen, sehr gleichgiltig seien.

„Ah, ich hab's! Geben Sie mir Ihre Unterschrift in blanco! Damit kann ich ja nachher, wenn mir Etwas einfällt, alles Mögliche haben!"

Mit diesen Worten war die Fürstinn aufgesprungen und an einen kleinen im Epheugeranke verborgenen Schreibtisch geeilt, von welchem sie nun ein Blatt Papier und eine in Tinte getauchte Feder herbei brachte.

Das Wort „Unterschrift in blanco" hatte den Banquier wieder ein wenig zu sich selbst gebracht.

Denn für einen Geschäftsmann der geschäfts=

reellen Art giebt es wohl kein Ding, welches ihm bedenklicher erscheint, als seine Blanco-Unterschrift.

Es war daher sehr natürlich, daß die Gesichtszüge des Banquiers, als die Fürstinn mit dem Schreibmaterial zum Canapee zurückkehrte, einen Ausdruck trugen, in welchem sie ohne viele Mühe den Entschluß lesen konnte: er werde die verlangte Unterschrift nicht geben.

„Nun, Sie zögern, wie es scheint?“ sprach die Fürstinn in einem Tone der höchsten Verwunderung.

Sie schien gar nicht begreifen zu können, daß eine solche Unterschrift der Rede werth sein könne.

„Ja, Schönste der Frauen,“ nahm Goldmann das Wort; „ich zögere in der That, weil Sie ohne Zweifel nicht wissen, was meine Blanco-Unterschrift zu bedeuten hat.“

„Nun, was kann sie zu bedeuten haben? daß Sie sich verpflichten, irgend einen Wunsch zu erfüllen, den ich darüber schreibe, wenn er mir einfällt.“

„Solch ein Wunsch könnte aber vielleicht zufällig eine Unmöglichkeit sein.“

„Zum Exempel?“

„Zum Exempel, wenn Sie über meinen Namen schrieben: „Ich verpflichte mich, Inhaberinn dieses binnen hier und drei Monaten zu heirathen.“

„Ah!“ machte die Dame mit einer unbeschreiblichen Geberde der Geringschätzung. „Die Fürstinn

von Hérad käme auch wohl auf die Idee, den Herrn Banquier von Goldmann zu heirathen!"

Dieser Stich hatte mitten in dasjenige noch unbekannte Eingeweide getroffen, welches der Sitz der menschlichen Eitelkeit ist.

Jetzt gesellte sich bei dem Banquier zu dem Gefühle der Sehnsucht noch das Gefühl gekränkter Eigenliebe; und er beschloß, dies Weib um jeden Preis zu überwinden, damit sie nicht sagen könne, daß sie ihn aus Geringschätzung abgewiesen.

Nichtsdestoweniger durfte er die Blanco-Unterschrift nicht geben; denn davon konnte seine ganze Existenz abhängen.

Er suchte daher einzuleiten.

„Setzen Sie Sich wieder nieder, zürnender Seraph!" sagte er zu ihr, indem er ihre Hand erfaßte, und sie zu sich zog. „Ich war ein Thor, daß ich — — doch still! Wir werden uns auf einem andern Wege einigen, als durch eine Blanco-Unterschrift, die kein Geschäftsmann — unter welchen Umständen es auch sei — abgeben darf."

Die Fürstinn schien bereits etwas besänftigt. Denn nachdem sie Papier und Feder auf den Tisch geworfen, überließ sie ihre Hand den hätschelnden Berührungen des Banquiers.

„Und warum nicht?" fragte sie.

Der Banquier antwortete:

„Weil Sie zum Beispiel über meine Signatur

die paar Worte schreiben könnten: „„„Gut für eine Million Friedrichsd'or,““ was so viel hieße wie mein Todesurtheil.“

„Hahaha!“ lachte die Fürstin. „Wissen Sie, daß dies höchst komisch wäre?“

„Den Henker auch!“ platzte der Baron hervor, indem ihm etwas ängstlich zu werden anfing.

„Ich hätte gar nicht übel Lust,“ fuhr die Fürstinn fort, „dies wirklich darüber zu schreiben! Ihr Todesurtheil?! Welch eine Wonne das sein müßte, stets Herrinn über Ihr Leben und Ihren Tod zu sein. Kann man sich eine bessere Bürgschaft für die Treue seines Liebhabers verschaffen, als dadurch, daß man solche Schrift in Händen hat? — Ach, das ist ja herrlich! Sie werden mir treu sein müssen, als ob das Gesetz die Untreue wie den Hochverrath bestrafte. Nein, nun bestehe ich erst recht auf der Unterschrift oder — Sie sehen mich niemals wieder!“

Die Fürstinn erhob sich.

„Englisches, teuflisches Weib!“ schrie der Baron, indem er sie fest zu halten suchte. „Ihre Naivetät ist gräßlicher Natur. Sie spielen mit dem Fallbeil, wie mit einem Fächer —“

„Wollen Sie?“ fiel ihm die Fürstinn ein.

„Alles, nur das nicht!“

„Alles, nur das nicht? O, wie kindisch! Eine Pensionärinn könnte so sprechen! — Gerade dies will

ich. Zum letzten Male: Bekomme ich die Unterschrift? — Ja oder Nein?"

Der Banquier litt Höllenqualen. Das schöne Weib stand, von der Heftigkeit der Scene glühend und dadurch noch begehrenswerther als je, in dem schönsten Reize vor ihm und stellte als Bedingung ihres Besitzes ein Verlangen, dem sie nur die Bedeutung einer Garantie für seine Treue beilegte. — War dies nicht schon an sich verführerisch?

Auf der andern Seite — — es ging nimmermehr an. Er mußte ihr Verlangen versagen.

„Nein!" sprach er kleinlaut. „Aber wenn —"

Die Fürstinn ließ ihn nicht ausreden.

Mit emporgeworfenem Kopfe, aus dessen Augen ein zornglühender und doch wieder glückverheißender Blick leuchtete, rief sie aus:

„Gute Nacht, mein Herr, für heute, und Adieu für immer!"

Damit war die Fürstinn aufgestanden und hatte einige Schritte nach der Thür des Corridors gethan, der zu ihrem Boudoir führte.

Der Banquier sprang gleichfalls auf, wie um sie zurückzuhalten.

„Bleiben Sie, Hermine!" rief er aus, „ich bitte, ich beschwöre Sie!"

Allein es war zu spät. Die Fürstinn überschritt die verhängnißvolle Schwelle; die Thür fiel in's Schloß, und ein schnell vorgeschobener Riegel trennte

sie von dem durch ihren koketten Widerstand bis zum Wahnsinn gereizten Mann.

Indeß sollte er nicht ganz ohne Trost bleiben. Denn der obere Theil der Thüre bestand aus einem Glasfenster, welches sich öffnen ließ, und die Fürstinn öffnete es.

„Ich muß schon hier bleiben," sagte sie mit affectirter Gleichgiltigkeit, „bis Sie meine Wohnung verlassen haben; denn —"

Goldmann unterbrach sie:

„Hermine, wollen Sie mich wirklich wahnsinnig machen? Haben Sie Erbarmen mit mir; öffnen Sie! öffnen Sie!"

„Ei, mein Herr," entgegnete die Fürstinn, immer noch in ihrer ersten Stellung. „Sie haben ja den Schlüssel: Ihre Signatur."

„Gut!" schrie der Gemarterte. „Nehmen Sie! — Doch nein! — Himmel und Hölle, das ist mein Tod! — Ich will — nein, ich kann nicht! Bei allen Teufeln, wer rettet mich aus diesen Qualen?"

Der Unglückliche sank fast vernichtet in seine Kniee; nur seine Hände klammerten sich noch krampfhaft an der Oeffnung fest, die ihm den Anblick der Circe gestattete, als wollte er es verhindern, daß diese Oeffnung geschlossen würde.

„Was wollen Sie thun, um diese Thür sich öffnen zu sehen?" fragte die Fürstinn mit verführerischer Geberde.

„Alles, was Sie wollen!“ rief der Banquier, „nur jenes Eine nicht!“

„Ich habe nun einmal“ — sagte die Fürstinn gedehnt — „die fixe Idee gefaßt, daß nur Ihr Namenszug der Talisman sein soll, der das Schloß dieses Feentempels öffnet.“

„Gut!“ stammelte Goldmann, jetzt schon kaum seiner Sinne mehr mächtig; „ich will schreiben! Aber sagen Sie! dictiren Sie, was ich unterschreiben soll.“

„Ah!“ machte die Fürstinn; „jetzt nähern wir uns einander schon ein wenig.“

Dabei trat sie dicht an die Thür heran, so daß Goldmann, wenn er die Hand durch die Oeffnung steckte, ihren Arm erfassen konnte.

„Hören Sie, was mir einfällt,“ fuhr sie fort; „ein hübsches kaufmännisches Geschäft, was aber keineswegs des Romantischen entbehrt; denn es wird ein kleines Spiel dabei sein, eine Art Wettkampf, etwas Zufall und Schicksalsfügung.“

„Nun — nun?“ stotterte der Banquier, dem ein Hoffnungsstrahl leuchtete.

Die kokette Frau, jetzt alle ihre Courtisanen-Klugheit heran ziehend, sprach also:

„In demselben Augenblicke, da Sie mittels eines Talismans in mein Boudoir eindringen, dringe ich mittels desselben Talismans in Ihr Comtoir ein.“

„Nun — nun?“

Goldmann konnte noch nichts Anderes herausbringen, so sehr war er jetzt ganz Ohr.

„Sie nehmen als Ihr Eigenthum, was Sie finden; ich nehme als das meinige, was ich finde. Sie wissen freilich schon, was Sie finden werden, während ich dies noch nicht weiß. Doch dies soll Ihr Vortheil sein. Bin ich nicht großmüthig?“

Dem Banquier war während dieser Eröffnung um vieles leichter geworden.

„Noch verstehe ich Sie nicht ganz, reizendes Wesen,“ sagte er; „doch ich will gehorchen!“

„Also ein wenig deutlicher!“ entgegnete die Fürstinn. „Gehen Sie dort an den Tisch und schreiben Sie, was ich dictiren werde. — Nun, sind Sie bereit?“

„Gefaßt auf Alles!“ erwiederte der Banquier.

„So schreiben Sie:

„„Vorzeiger dieses erhält sofort diejenige Summe ausgezahlt, welche sich heut am 30. Juni des Jahres 18** Abends um 11 Uhr als Baarbestand meines Geschäfts ausgewiesen hat.““

„Und nun diese so sehr ersehnte Unterschrift.“

Man kann sich denken, mit welch leichtem Herzen der Banquier dieses so seltsame Dictat niederschrieb. Er erinnerte sich sogleich der heut erhaltenen Nachricht, und war nun sicher, für die ihm unbedeutende Summe von 50,000 Gulden ein Glück erkauft zu

haben, das er — wenn es nothwendig gewesen wäre — gern mit einer Million bezahlt hätte.

Kaum hatte er daher auch dem Blatte seine Unterschrift beigefügt, als er es mit freudestrahlendem Blicke der Fürstinn entgegen brachte.

„Halt!“ rief ihm diese zu. „Die Pforte ist offen, aber man betritt das Paradies der Liebe nur wie ein echter Liebesgott, mit verbundenen Augen. — Da!“

Sie reichte ihm ein feines Taschentuch zum Verbinden der Augen, indem sie ihm zugleich das Blatt Papier aus der Hand nahm.

Während sich Goldmann mit vor sehnsüchtiger Erwartung zitternden Händen das Tuch um die Augen band, durchflog die Fürstinn das Papier.

Sie fand es in der Ordnung und rollte es zusammen.

„Sind Sie bereit?“ fragte sie.

„Wie der Fromme zum Eintritt in den Himmel!“ antwortete er entzückt.

Da hörte er die Thüre sich öffnen; eine warme, weiche, kleine Hand erfaßte die seine und zog ihn leise über die Schwelle.

Die andere Hand der Führerinn aber legte zugleich das Papier auf ein neben der Thür stehendes Tischchen. —

Die Thür schloß sich hinter dem alten Cupido und seiner jungen Führerinn.

Einige Minuten darauf öffnete sich leise die andere Thür des Speisecabinets, und herein schlich der Herzog mit einem Blicke, der sogleich das ganze Gemach überflog.

Er erspähte das auf dem Tische liegende Papier, nahm es leise weg, entrollte es, durchflog den Inhalt und — schlich sich damit eben so leise wieder hinaus.

Eine Stunde später verließ der Graf von der Krim Neapel, um auf dem kürzesten Wege Deutschland und hier Heimburgshöh zu erreichen, wo er dem Banquier Mainzer ein wichtiges Papier zu übergeben hatte.

33.

Ruinirt!

Nach der eben geschilderten Scene waren sechs Tage verflossen, sechs Tage eines Wahnglückes für den Banquier.

Die Seligkeit, welche er sich erkauft hatte, wurde ihm nicht geizig zugemessen; es ist wahr. Allein sie wurde ihm verkümmert durch eine Caprice der Fürstinn, die ihn in seiner Eigenschaft als Liebhaber niemals bei Tage empfing, und die durch Nichts zu bewegen war, ihm ihre Zärtlichkeit anders als unter dem verschwiegensten Schleier der Nacht zuzuwenden.

Es war gegen Mittag des siebenten Tages nach dem verhängnißvollen Abende, als der Banquier, eben dem Bette entstiegen, ein wenig erschöpft und fast gelangweilt in seinem Fauteuil saß und in einer neapolitanischen Zeitung den Coursbericht studirte.

Da überbrachte ihm sein Diener einen Brief, der so eben von Frankfurt am Main angelangt war und das Poststempel vom 30. Juni trug.

Goldmann erbrach ihn und las von der Hand seines Geschäftsführers Folgendes:

„Unser Kassenbestand hat ganz unerwartet eine andere Wendung bekommen. Am Heutigen, Vormittags um 10 Uhr, wurden von uns alle disponiblen Wechsel auf die bedeutendsten Handelsplätze Europa's, namentlich auf Amsterdam, Hamburg, London, Paris, Wien und Petersburg gegen Baarfond in Gold, Silber, französischen Bankbillets und preußischen Kassenscheinen, im Betrage von zehn Millionen verlangt, im Falle die disponiblen Wechsel nicht ausreichten, eigene Tratten mit unserer Firma auf die genannten Plätze. Da das Geschäft außerordentlich vortheilhaft war, indem uns an Disconto für Sicht ½ Procent offerirt wurde, so schlossen wir das Geschäft ab, und unsere Bilance am Ende des Monats zeigt nunmehr einen Baarvorrath von 9 Millionen und 843,561 Gulden. — Wir erwarten weitere Ordre, die wir pünktlich effectuiren werden."

Der Banquier hatte kaum so lange seine Besinnung behalten, bis er den Brief zu Ende gelesen.

In einem einzigen Augenblicke stand ihm, indem er an die abgegebene Unterschrift dachte, sein ganzes gräßliches Schicksal vor Augen.

Mit einem lauten Schrei des Entsetzens ließ er den Brief zu Boden fallen; seine Augen rollten convulsivisch in ihren Höhlen; und seiner krampfhaft zusammen gepreßten Brust entrang sich nur das eine Wort:

„Ruinirt!“

Dann sank er vernichtet zusammen und in den Stuhl zurück.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür; und herein trat ein Weib, von einem Schleier verhüllt.

Sie stellte sich einige Schritte von dem zusammengesunkenen Manne in ihrer ganzen Länge auf, und ihre durch das Gewebe des Schleiers leuchtenden Augen schienen sich an dem qualvollen Zustande des Unglücklichen zu weiden.

Dieser schlug endlich die Blicke auf und starrte die Erscheinung wie ein Gespenst an.

„Kennst Du mich?“ rief das Weib, indem sie den Schleier zurückschlug.

„Alma!“ kreischte der Vernichtete laut auf. „Wie kommt dies Bild vor meine Augen?“

„Ah, ich sehe,“ sprach das Mädchen in höhnendem Tone, „Du kennst mich nur zur Hälfte, Erbärm-

licher? Willst Du wissen, wer ich noch bin? — Weißt Du wohl, wie theuer Du Dir den Besitz der Fürstinn Hermine erkauft hast? O, Du weißt es jetzt wohl, ich sehe es! Aber was Du nicht weißt, ist: daß Du die Fürstinn nie besessen hast. Denn das Weib, dem Du in diesen Nächten Deine Zärtlichkeit gewidmet, war *ich*, Deine alte, verstoßene Maitresse!"

Der Banquier, welcher während dieser Rede in höchster Spannung sich erhoben hatte, that einen lauten, unarticulirten Schrei und sank dann besinnungslos zu Boden.

„Siehst Du," fuhr das Weib ohne Rücksicht auf seinen Zustand fort; „das war *meine Rache*! Den Verlust Deines Mammons würdest Du vielleicht ertragen haben; aber diese Täuschung, dieser Deiner Geckenhaftigkeit versetzte Schlag wird Dich tödten!"

Damit verließ die Courtisane schnellen Schrittes das Gemach.

Der Banquier, dem seine Dienerschaft endlich beigesprungen war, lag fast den ganzen Tag und die folgende Nacht über im heftigsten Delirium.

Aber seltsam! die Begierde, über die Urheber seines Elends Aufklärung zu erlangen, machte ihn schon am folgenden Tage geschickt, das Hôtel zu verlassen.

Er begab sich in die Wohnung der Fürstinn; und was erfuhr er dort?

Die Fürstinn von Hérad und der Herzog von Brassetôt waren am verwichenen Tage mit einem

Dampfer von Neapel abgereis't. Wohin? konnte man dem Frager nicht sagen.

Diese Nachricht brachte dem Unglücklichen einen Rückfall bei, der ihn ernstlich auf's Krankenlager warf.

Die Aerzte prophezeiten seinen Tod.

34.

Nach Marseille!

So viel Mühe sich Miß Anna auch gegeben hatte, über den Verbleib des Marchese von Corelli-Pistoja Nachweis zu erhalten, es war ihr nicht gelungen.

Selbst die neapolitanische Polizei, die sonst Alles weiß, wußte über einen Marchese jenes Namens gar nichts; und was den Banquier betrifft, bei dem der Wechsel präsentirt worden war, so hatte ihn derselbe endlich auf kaufmännischem Wege durch die dritte und vierte Hand erhalten, wobei nur so viel zu erfahren gewesen war, daß der Marchese Neapel bereits verlassen haben müsse.

Nun war es allerdings bei Miß Anna neuerer Grundsatz für ihre originelle Jagd nach ihrem Geliebten, sich von keinem Orte eher zu entfernen, bevor sie die sichere Spur des Verfolgten nach einem andern Orte hinwies. Und deshalb blieb sie nebst

ihrer Begleitung vor der Hand ruhig in Neapel, wo man ja ohnedies nicht in Verlegenheit ist über die Mittel, die Zeit hinzubringen.

Es war am Vormittage des Tages, an welchem der Banquier Goldmann den sein Schicksal entscheidenden Brief erhielt, als Miß Anna Arm in Arm mit Hedwig und von dem alten Kurd begleitet, den Hafen besuchte, wie sie dies fast täglich zu thun pflegte.

Man fand heut eine große Geschäftigkeit vor, denn es liefen mehre Fahrzeuge, darunter auch ein schönes Dampfschiff, zu einer mehr oder weniger weiten Reise aus.

Auf den Verdecken der Schiffe wogte es eben so wie auf dem Damme des Hafens und auf dem Spiegel des Wassers. Denn fortwährend fuhren Boote nach den Schiffen hin und von ihnen zurück, theils um Personen, theils um Effecten und Güter an Bord zu bringen.

Als unsere kleine Gesellschaft auf dem Hafendamme ankam, lichtete der Dampfer bereits die Anker. Er war daher auch der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit für die Zuschauer, deren mehre mit Tuben bewaffnet waren, um die Passagiere auf dem Verdeck mustern zu können.

Auch Kurd, jetzt stets wie ein alter Gentleman gekleidet, aus welchem nur hin und wieder ein Sachsenhäuser Fetzen hervorguckte, führte einen solchen

Tubus für seine Freundinn und Gebieterinn bei sich; und er versäumte es auch nicht, ihr denselben zu reichen.

Sie nahm ihn und sah mit großem Interesse auf das Deck des Dampfers.

Bald fixirte sich das Glas auf einen gewissen Punkt in dem Theile des Hinterdecks, den man den Pavillon nennt, und der für die Passagiere des Salons bestimmt ist.

Es waren hier ein Herr und eine Dame, welche die besondere Aufmerksamkeit der Miß Anna erregten.

Ihr hochfliegender Busen bewies es bald, daß diese Aufmerksamkeit sich in ein mit Angst gemischtes hohes Interesse verwandelte.

Endlich gab sie den Tubus ihrer Begleiterinn, indem sie sagte:

„Sieh einmal nach jenem Punkte hin, Hedwig!“ — Sie zeigte die Richtung mit der Hand an. — „Dort steht ein Herr neben einer Dame in grau seidenem Reisekleide, einen eben solchen Hut mit weißer Feder auf dem Kopfe. Siehst Du ihn?“

„Ja,“ lautete die Antwort; „und was nun?“

„Ich wollte darauf schwören, daß dieser Herr die bewußte Aehnlichkeit hat!“ sagte Anna.

„Ah,“ lächelte Hedwig etwas wehmüthig, „die bewußte Aehnlichkeit, die Du überall findest, die Aehnlichkeit mit Felix.“

Bei dem Namen „Felix“ drehte sich Kurd, der

bisher einige Fischernachen beobachtet hatte, welche eigenthümliche Reminiscenzen in ihm erweckten, schnell herum und sagte:

„Was ist mit Felix, Kinder?“

„Ei,“ antwortete Hedwig, „Miß Anna glaubt schon wieder einmal eine Aehnlichkeit mit Felix zu entdecken.“

„Wo? wo?“ rief der Alte, indem jeder Theil seines Körpers eine eigene Bewegung zu erhalten schien.

„Dort auf dem Dampfer, auf dem Pavillon-Deck, der Herr neben der grauen Dame!“ beschrieb Anna, während Hedwig dem Alten das Glas hinreichte.

„Ei, das muß ich sehen!“ rief dieser, das Glas mit Heftigkeit nehmend und an sein Auge bringend.

Es dauerte einige Zeit, ehe er es dahin gebracht hatte, das Rohr für sein Auge zu stellen.

Eben als er damit fertig war, fiel der Kanonenschuß auf dem Dampfer, der seine Abfahrt verkündete. Der Koloß setzte sich in Bewegung.

Da ließ Kurd plötzlich den Tubus fallen mit den Worten: „Ich will verdammt sein, wenn das nicht Felix ist, das Schinohs!“ und war im nächsten Augenblicke mit einem kühnen Sprunge in einem der kleinen Boote, die am Damme lagen.

„Kurd! Kurd! wohin? was machst Du?“ riefen die beiden Damen.

„Jetzt haben wir ihn!“ schrie der Alte zurück,

„oder ich will nie in meinem Leben mehr einen Schoppen Aepfelwein trinken!“

Damit packte er einen der Fischer im Nebenkahne, hob ihn herüber und bedeutete ihn durch Worte, die er nicht verstand, und durch Geberden, die er desto besser begriff, besonders da sich unter ihnen auch die in allen Ländern der Welt verständliche Pantomime des Geldgebens befand, — bedeutete ihn, — sagen wir — daß das Dampfschiff dort mittels des Bootes hier erreicht werden müsse.

Der neapolitanische Schiffer schüttelte zwar den Kopf, um anzuzeigen, daß er dies für eine Unmöglichkeit halte, ergriff aber sofort ein Ruder, um zu beweisen, daß er sich wenigstens den versprochenen Lohn verdienen wolle.

Kurd nahm das andere Ruder in die Hand, um ihn bestens zu unterstützen.

Und da nun die edle Kunst des Bootregiments in Neapel durchaus nicht anders executirt wird, als in Sachsenhausen, so brachten die beiden Ruderer mit vereinten und übereinstimmenden Kräften den Nachen schnell ein gutes Stück vorwärts.

Dabei schrie Kurd beständig aus Leibeskräften: „Dampfschiff halt! Dampfschiff halt!“ worüber der neapolitanische Fischer eben so verwundert wie phlegmatisch den Kopf schüttelte.

Aber das Dampfschiff nahm davon nicht die geringste Notiz, sondern fuhr in Ruderschlägen, die

immer schneller und schneller wurden, dem Ausgange des Hafens zu.

Kurd fing endlich, als er sah, daß die Entfernung zwischen ihm und dem Schiffe immer größer statt kleiner wurde, vor Ungeduld mit dem ganzen Leibe zu zappeln an, bis auf einmal das Boot kippte und umschlug.

Die beiden Ruderer plätscherten im Wasser umher wie ein Paar Pudel.

Da sie aber Beide erfahrene Schwimmer waren, so hielten sie sich vortrefflich, bis ein vorüberfahrendes Boot sie auffischte.

Anna und Hedwig hatten die ganze Scene in einer unbeschreiblichen Angst und Aufregung mit angesehen, ohne zu wissen, was sie dabei thun sollten.

Erst als sie den alten Kurd, aus dem Wasser gezogen, glücklich in dem rettenden Nacheu sahen, wie er sich mit dem ruhigsten Wesen von der Welt die Näsſe aus den Kleidern zu schütteln suchte, wurden sie ein wenig ruhiger und warteten sein Herankommen ab.

Der Alte war durch das unfreiwillige Bad ein wenig abgekühlt worden und verhielt sich bis zu seiner Landung ruhig wie eine gebadete Maus.

Als der Nachen den Damm erreichte, zog er seine Börse hervor, gab seinem Schicksalsgenossen ein Goldstück, jedem seiner beiden Retter auch eins, und stand

alsdann mit zwei Sprüngen bei seinen hübschen Freundinnen.

„Auf dem Dampfschiffe dort ist Felix oder ich will ein Gaul sein!" sagte er mit einer Bestimmtheit des Ausdrucks, die sich jeden Zweifel verbat. — „Wo geht das Schiff hin?"

Es wurde den beiden Damen nicht schwer, von einem der umstehenden Herren, den sie französisch anredeten, den Bestimmungsort des so eben abgegangenen Dampfschiffes zu erfahren.

„Das Schiff geht nach Marseille!" sagte Anna zu Kurd.

„Gut!" antwortete dieser, „so werden wir, wenn ich mir trockene Kleider angezogen habe, auch nach Marseille gehen."

35.

Die Wechselcoups.

Etwa um dieselbe Zeit, da die geschilderte Scene sich in Neapel zutrug, begab sich eine andere, gleichzeitig an sechs verschiedenen Handelsplätzen Europa's, nämlich in Amsterdam, Hamburg, London, Paris, Wien und Petersburg, genau an demselben Tage, zu derselben Stunde und unter denselben äußeren

Umständen. Nur die handelnden Personen waren natürlich in jeder Stadt andere.

Sehen wir zu, was sich in Paris begab.

Der Graf von Morawsky hatte durch den Banquier Mainzer Wechsel im Betrage von nahe an acht Millionen Francs erhalten, die er unmittelbar nach ihrem Eintreffen in baares Geld umgesetzt hatte.

An dem bezeichneten Tage begab er sich in glänzender Equipage zu den drei ersten Banquierhäusern und begehrte unter dem Namen eines Herzogs von Brassetôt behufs einer Reise Sichtwechsel nach London in dem gesamten Betrage von acht Millionen Francs.

Er zahlte die betreffenden Summen ein, empfing seine Wechsel und auf sein Ansuchen die Versicherung, daß die Tratten den betreffenden Londoner Häusern sofort avisirt werden würden.

Hierauf begab er sich in einer unscheinbaren Kleidung in die ärmliche Wohnung eines Lithographen, mit dem er sich bereits seit einigen Tagen für ein bestimmtes Geschäft in Verbinduug gesetzt hatte, und übergab demselben die Wechsel zur Anfertigung einer ganz genauen Copie.

Die Arbeit dauerte den ganzen Tag und die Nacht hindurch, während welcher Zeit Morawsky dem Arbeiter nicht von der Seite wich.

Als die Copieen täuschend ähnlich vollendet waren, händigte Morawsky dem Lithographen 40 Tausendfrancs-Billets für seine Mühe ein und verließ die Wohnung desselben.

Er begab sich wieder nach seinem Hôtel, expedirte hier die Copieen der Wechsel an den Grafen von Wrsowecz in London, warf sich alsdann wieder in die Kleidung des Gentleman und fuhr zu denselben Banquiers, von denen er gestern die Wechsel empfangen hatte.

Hier erklärte er, daß seine Reise nach London zufolge erhaltener Depeschen unterbleiben müsse, weshalb er die betreffenden Firmen ersuchte, ihm gegen Rückgabe der Wechsel das dafür eingezahlte Geld zurückzugeben, natürlich nach Abzug der für ihre Mühwaltung gebührenden Provision.

Da er dieselben Wechsel vorlegte, welche er erhalten hatte, so nahm keines der Häuser den geringsten Anstand, sein Verlangen zu erfüllen; und Morawsky erhielt die eingezahlten acht Millionen Francs nach einem verhältnißmäßig unbedeutenden Abzuge zurück.

Vier Tage später gingen an ihn mittels der Uebermachung von Seiten des Grafen Wrsowecz Wechsel von London ein, gezogen von einigen Londoner Häusern auf Pariser und diesen gehörig avi-

sirt. Morawsky säumte keinen Augenblick, sie zu Gelde zu machen. Man wird zwar ahnen, daß diese Wechsel nichts Anderes waren, als eben solche Copieen richtiger Wechsel, wie sie Morawsky nach London an den Grafen expedirt hatte. Allein da diese Londoner Wechsel den Pariser Häusern ordnungsmäßig avisirt waren, so hatten diese letzteren nicht den entferntesten Grund, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln, und nahmen daher auch nicht den geringsten Anstand, sie sofort zu honoriren.

Morawsky zog also eine Summe von circa acht Millionen Francs ein; und nachdem dies geschehen, verließ er Paris, um sich bis zu der festgesetzten Generalversammlung der Freimünzer in den deutschen Bädern herum zu treiben.

Die von ihm in baarem Gelde besessenen 16 Millionen Francs gingen auf sicherem Wege an den Banquier Mainzer nach Heimburgshöh.

Dieselbe Machination, welche in der erzählten Weise zwischen Paris und London executirt wurde, ward zur Ausführung gebracht zwischen Amsterdam und Wien, so wie zwischen Hamburg und Petersburg.

Erst vier Wochen später entdeckte man an allen diesen Plätzen die Existenz copirter Wechsel im ungefähren Gesamtbetrage von 48 Millionen Francs; aber für den Namen des Herzogs von Brassetôt,

der dabei vorzugsweise compromittirt war, wollte sich kein Eigenthümer finden lassen.

Die verschiedenen Banquierhäuser geriethen miteinander in jahrelange Rechtsstreite über die Frage: wer den durch diese Wechselfälschung en gros entstandenen Schaden zu tragen habe: der Trassant, welcher den Wechsel avisirt und ihn gleichwohl wieder zurückgenommen, oder der Trassat, welcher den avisirten Wechsel ohne genauere Prüfung seiner Echtheit, die unter allen Umständen schwierig blieb, honorirt hatte? —

Die verschiedenen Gerichtshöfe entschieden in dieser Rechtsfrage sehr verschieden; aber wer auch verurtheilt ward, den Schaden zu erleiden, mußte ihn von Rechtswegen tragen.

Inzwischen füllte sich Bad Heimburgshöh noch im Spätsommer mit einer Menge von Fremden mit zum Theil sehr vornehmen Namen und Titeln, von denen einige den Bewohnern der Stadt noch von damals her bekannt waren, wo die privilegirte Spielbank gesprengt worden war. — Dies galt zumal von dem Baron von Hartenfels, welcher an der Seite einer wunderschönen Dame erschien, die für seine Gemahlinn galt.

Das Gerücht behauptete, der Namen des Barons von Hartenfels sei nur ein Incognito, unter welchem sich schon damals ein Prinz von Caramanien versteckt gehabt hätte.

Nur die Eingeweihten wußten, daß die Nachkur der vornehmen Fremden in dem abgelegenen Heimburgshöh selbst nur eine Maske war für eine Generalversammlung der Freimünzer, eine Versammlung, deren Beschlüsse eine so schwere Folge für die socialen Zustände des Landes haben sollten.

Ende des zweiten Buches.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Nur die Eingeweihteren wußten, daß die Nachfrage der vornehmen Fremden in dem abgelegenen Heimburgsbad selbst nur eine Maske war für eine Generalversammlung der Freimaurer, eine Versammlung, deren Beschlüsse eine so schwere Folge für die socialen Zustände des Landes haben sollten.

Ende des zweiten Buches.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.